This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

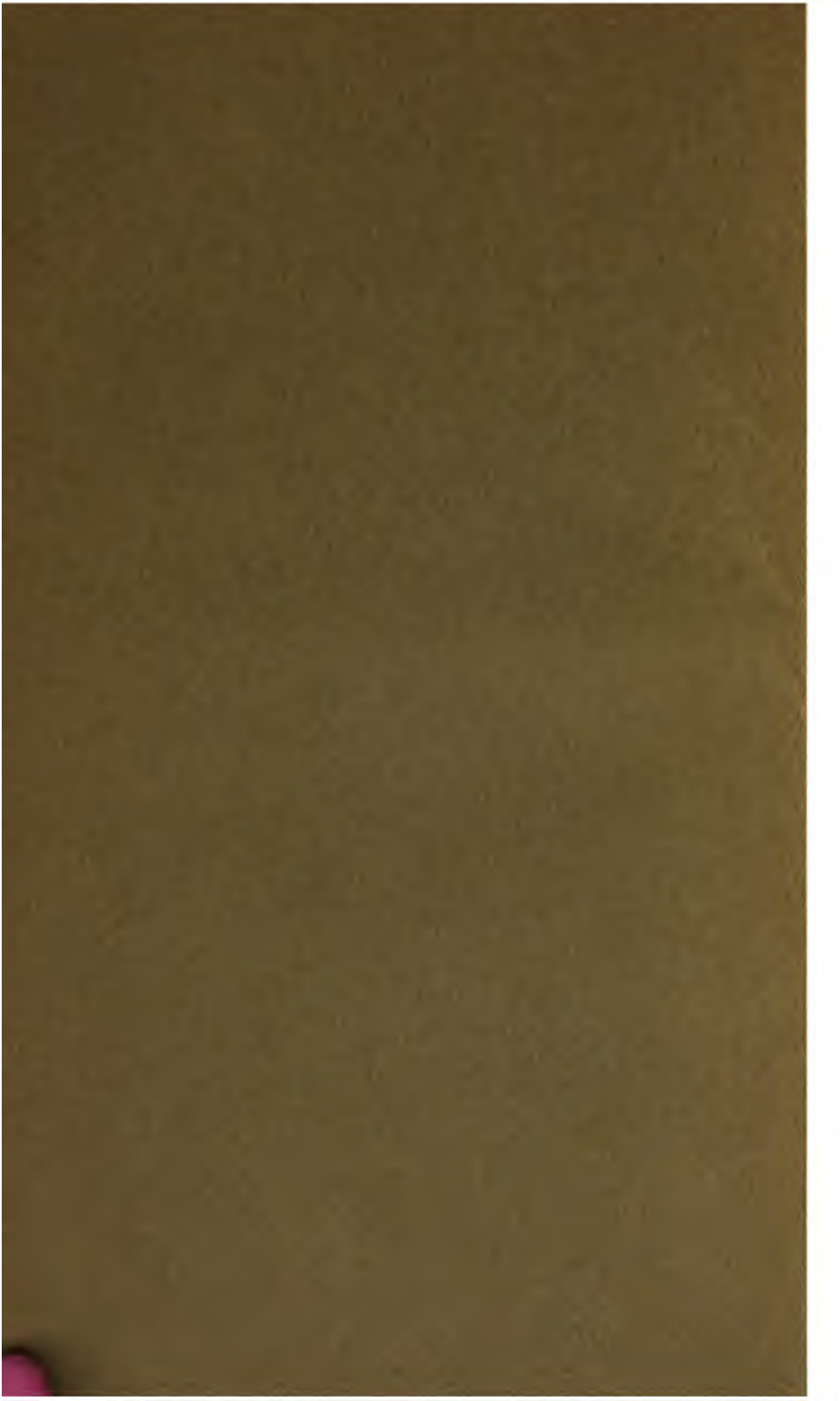
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07577080 4

FROM THE
WESLEY WEYMAN COLLECTION
PRESENTED BY A FRIEND TO
THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
1933

ANNEX



Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Zweiter Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1862.

Stuttgart

Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Zweiter Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1862.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
682948 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1933 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Wenn der Herausgeber nach den drei sachkundigsten Recensionen des ersten Bandes, die ihm zu Gesichte gekommen sind, eines norddeutschen Kritikers in der Evangelischen Kirchenzeitung, eines holländischen in dem Algemeenen Konst- en Letterboden und eines süddeutschen in der Allgemeinen Zeitung, urtheilen darf, so sind die Grundsätze, welche ihn bei der Redaktion geleitet haben, im Ganzen nicht unrichtig gewesen. Daß, was sich auf Schiller und Goethe bezieht, vollständig mitgetheilt wurde, hat keinen Tadel erfahren: über das Charakteristische und Interessante sind die Urtheile verschieden gewesen. Die beiden Letztgenannten hätten jenes, welches in dem Briefwechsel mit Friedrich von Stein überwiegt, lieber abgekürzt gesehen; der Erste, welchen die Weimarer belletristischen Lebenskreise weniger anziehen, hat „ein eigenes Interesse" daran gefunden, gerade „am Faden dieser Correspondenz das Leben Charlottens zu verfolgen" und daraus die Entwicklung ihres Wesens einsichtig und liebevoll dargestellt.

Der vorliegende Band ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet worden. Goethe's Briefe werden vollständig mitgetheilt, die

übrigen mit Auswahl und mehr oder weniger verkürzt, was dem Herausgeber bei Frau von Humboldt und Frau von Stein ſchwer geworden iſt. Auf die Ergänzung der ſehr oft fehlenden Data iſt die möglichſte Sorgfalt verwendet worden. [1]

Die Correſpondenz der Jenaer, Dresdener, Heidelberger und ſchwäbiſchen Freunde (Adlerskron, Fiſchenich, Graß, Harbauer, Hoven, Knebel, Körner, Niethammer, Paulus, Schönberg, Stock, H. und E. Voß u. A. m.) muß einer letzten Publikation vorbehalten bleiben.

Würzburg, 1. November 1862.

Ludwig Urlichs.

[1] Sinnſtörende Druckfehler habe ich nicht bemerkt. Nur S. 124, Z. 9 iſt „Maier“ ſtatt „Manier“ zu leſen

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Die Familie.

I. Frau von Lengefeld 3
Beilage 1. Lavaters Briefe an Frau v. Lengefeld 29
Beilage 2. Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt . . 34
II. Karoline von Wolzogen 39
III. Wilhelm von Wolzogen 103
IV. Die Gönner der Söhne. Großfürstin Marie von Rußland, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar. General Ludwig von Wolzogen. Wilhelm von Humboldt 129

Die Erfurter und Weimarer Freunde.

I. Kapitän Henry Heron 141
II. Karoline von Dacheröden, verehelichte von Humboldt 145
III. Frau von Kalb 215
IV. J. W. von Goethe 234
V. Frau von Stein 253

Der dänische Kreis.

I. Graf und Gräfin von Schimmelmann 363
II. Frau Sophie Baggesen, geb. von Haller 445
III. Frau Ida Brun, geb. Münter 454

Die Familie.

I.

Frau Louise Juliane von Lengefeld,

geborne von Wurmb,

geboren den 27. Juli 1743, gestorben den 11. December 1823.

Rudolstadt, den 18. März (1790).

So eben erhalte ich dein hübsches Landschäftchen und danke dir recht sehr dafür, mein liebes Lottchen, wie auch für alle gute Nachrichten, welche du mir diese Woche von dir mitgetheilet hast; fahre fort, mich mit solchen zu erfreuen, denn nur der Gedanke, meine Kinder glücklich zu wissen, gewährt mir den schönsten Lebensgenuß. Ferner will ich auch der Fürsehung trauen; sie, die mich nie vergeblich auf sich hoffen ließ, wird auch das Aengstliche, welches sich über die Glückseligkeit meiner Kinder noch in meiner Seele findet, in Ruhe verwandeln, und wenn ich alle meine Kinder mit ihrem Schicksal zufrieden weiß, mag sie über mich, wie es ihr gefällt, gebieten.

Mai (1790).

Meinen Wünschen nach sind meine guten Kinder glücklich zu Jena angekommen.[1] Der schönste Tag ward euch gestern zu eurer Reise; möge er ein Bild deines in Jena zu führenden Lebens sein.

[1] Von Rudolstadt.

(September 1791).

Es freut mich sehr, daß meine liebe Lollo so gut sich in Erfurt befindet und daß unser lieber Schiller so wohl ist. — Die arme Frau [1] war den Sonntag vor ihrer Reise recht krank, und ich bin in großer Sorge ihretwegen. Zum Unglück kann ich keine Nachricht haben, bis sie wieder kömmt, und diese Woche muß ich in beständigen Nachtwachen und Festins [2] hinbringen. Deine Theilnahme an meiner Unruhe ist mir bekannt. Schwerlich war wohl Jemand in einer unglücklichern Lage als ich jetzt, [3] doch Beste, laß dirs nicht so sehr zu Herzen gehen. Ich vertraue der unendlichen Güte Gottes, die wird mich nicht ganz verlassen. Wenn die Frau nach Erfurt kömmt, so sage ihr ja nichts.

(Nach Jena unbestimmt wann?) [4]

Der Papa von Stuttgart hat mir schöne Obstbäume geschickt, aber für euch hat der Fuhrmann nichts mitgebracht.

(April 1792).

Ich hoffe noch auf das Medaillon; wenn es fertig, so schicke ich es mit. Wartet ja gutes Wetter zu eurer Reise ab. [5] Schillern umarme ich herzlich; sein Bild ist zum Sprechen gleich, es kömmt mir aber auch vor, als wenn Lollochen was angenehmeres als das Bild hätte. [6]

Stuttgart, den 19. April (1792).

Nach meinem herzlichen Wunsch sind meine lieben Kinder nun glücklich in Dresden angekommen — Der junge Budinus, der dem Adlerskron [7] Stunden gegeben, ist auch gestorben.

[1] Caroline.

[2] Wegen der Vermählung des Erbprinzen.

[3] Wegen des Verhältnisses von Carolinen zu ihrem Mann.

[4] Eine Sendung nach Jena im März 1792 (Beziehungen S. 96).

[5] Nach Dresden.

[6] Der Vater Schiller dankt für das „Medaillon mit Euern beiden Porträts" am 26. Mai 1792, Beziehungen S. 97, und Schillers Mutter drückte es vor ihrem Tode ans Herz, S. 384. Schillers Bild existiert noch, es kam in den Besitz seines Sohnes Karl, soll aber schlecht sein. Lottens Bild ist verschollen. Chère mère scheint das Medaillon dazu besorgt zu haben.

[7] 1791 in Jena. S. Caroline Wolzogen, Sch. Leben S. 226.

Den 29. April (1792).

— Caroline ist noch zu Erfurt und voller Projecte; hoffentlich macht sie sie nur allein, du verstehst mich schon. Der Mann und das Kleine[1] wollen den 1. Juni nach Vonnland gehen und vier Monate dort bleiben. Das ist mir sehr unangenehm, nicht allein für mich, sondern auch für den Beulwitz, weil der Mann jetzt seine einzige Gesellschaft ist. Letzterer empfiehlt sich euch herzlich.

(Mai 1792).

Mein gutes Lollochen ist vielleicht in Erfurt,[2] Caroline hat mirs geschrieben, daß sie dich eingeladen.

(Juni 1792).

— Er (Starke) war auch einen Augenblicke bei mir und sagte, es hätte mit Schillern keine Gefahr. Er ist böse, daß der Brunnen[3] nicht gekommen ist, nur in der Lebensart wünscht er noch Abänderung, zum Beispiel, er solle sich Bewegung machen und reiten, aber nie zu heftig, und ordentlich zu Bette gehen.[4] Du kannst das wohl ändern, ohne S. zu sagen, daß Starke darüber geklagt hat, weil er sonst möchte böse über ihn werden. Die Frau ist mit ihren Gästen ganz wohl; Humboldt gefällt mir auch recht wohl; es wäre mir lieb, wenn er in Rudolstadt wohnte. — Daß ihr eure Chaise nicht hergegeben habt, verdenke ich euch gar nicht, weil natürlich so eine Sache gar nicht ohne den größten Schaden kann verlehnt werden. Frau denkt darinne gar zu leicht, man muß wirklich auf seine Sachen Achtung geben, wenn nicht Alles soll zu Grunde gehen.

Sonntag früh (August 1792).

Humboldts gehen heute früh fort, mir ist bange für Caroline.

[1] v. Gleichen und Frau.

[2] Sch. waren zur Taufe bei Humboldt im Juni in Erfurt. An Körner II. S. 314.

[3] Der Egerbrunnen, ebendas. 317. Am 29. Juli fragt chère mère: wie geht es Sch. bei seinem Brunnen?

[4] Sch. Leben S. 230.

(Ende August 1792).[1]

Die Frau will auch noch nach Erfurt; von der Abrede mit H. erwarte ich viel Gutes, nur fürchte ich seine Frau, daß die unserer Caroline nichts klatscht; sonst könnte es eine widrige Wirkung haben.

(September 1792).

— Wegen B. hast du nichts zu besorgen: er sieht euch herzlich gern und hat mir gesagt, daß er sich von ganzem Herzen mit Schillern und seiner Mutter über ihre Zusammenkunft erfreute, nur würde es sehr enge zugehen, fürchte ich. Gott gebe uns eine vergnügte Zusammenkunft.[2]

(Von der Reise Februar 1793).

Herzlich freue ich mich, daß Alles wieder so gut bei dir geht und unser lieber Schiller eine gestärkte Gesundheit genießet. Caroline[3] schreibt auch, daß sie wohl ist, aber, liebes L., brauche ja ernstlich etwas wider die bösen Krämpfe. — Gegen Abend fahr' ich nach Homburg. Dein guter Freund, der Prinz Christian,[4] war lange dort, aber zu meinem Mißvergnügen zwei Tage vor meiner Ankunft abgereist. Er hat sehr viel von dir gesprochen und erzählt, daß dich die Herzogin von W. so lieb hätte, und du hättest so viele Talente, kurz lauter schöne Sachen. — Mein Plan ist, so Gott will, mit dem Beulwitz den 16. von hier abzugehen. Er geht über Jena, ißt mit uns und fährt noch nach M. Ich bleibe bis den 20. bei euch, da fahre ich den Nachmittag nach Weimar, bleibe den 21. als Fastnachten dort und dann hoffentlich in Begleitung von Carolinen wieder zurück. Vielleicht kann wenigstens L. mit mir nach Weimar fahren.

[1] Humb. schreibt am 12. September aus Auleben an Sch., Briefw. S. 93.

[2] Sch. gingen gegen den 25. September mit der Mutter nach R. An Körner II. S. 336.

[3] Die damals in Jena lebte. Bd. I. S. 439.

[4] Von Hessen-Darmstadt, Bruder der Herzogin Louise.

Sommer 1793 (etwa Juni).

Dein Beſuch hat mir viel Freude gemacht; ich wollte nur, ich hätte ihn auch geſehen. Schreibe mir doch, Liebe, was Lavater wohl in Kopenhagen[1] macht, und ob er ſeinen Rückweg nicht wieder über unſere Gegend nimmt. Daß du bald eine Schillern[2] zu dir nimmſt, iſt mir ſehr lieb, du kannſt dich mehr abwarten. Caroline hat ſich noch entſchloſſen, die Ulrike[3] mitzunehmen. Das freut mich ſehr, und ich bin um ihrentwegen viel ruhiger. Wenn du was von Weimar hörſt, was Lavater da gemacht hat, ſo ſchreibe mirs doch. Wie hat dir denn ſeine Tochter gefallen?

Rudolſtadt, den 21. Auguſt (1793).

Daß ihr Lieben ſo wohl in H(eilbronn) angekommen ſeid, freut mich herzlich. Gott gebe mir nur ferner gute Nachrichten. Heute habe ich Briefe von Ulrike, ſie ſchreibt, daß Caroline recht gut iſt; vermuthlich iſt ſie nun bei euch. Ich darf gewiß weder Schillern noch dich erſt bitten, die bewußte Sache ſo gut wie möglich zu beſorgen; ich weiß, ihr habt mich lieb und ſeht es ſelbſt ein, wie unmöglich C. leben kann, wenn ſie dieſen Schritt thut. Schreib mir ja ſobald wie möglich, was C. geſagt hat, aber Alles aufrichtig.

Der Plan, den Schiller hat, die Frau ſo viel möglich ſelbſt handeln zu laſſen, iſt ſehr gut. Denn kömmt es nicht aus ihrem eigenen Herzen, daß ſie einſieht, wie unrecht ſie gegen B. handelt, ſo hilft Alles nichts. Ihr das unvermerkt fühlbar zu

[1] Wohin er von Bernſtorf eingeladen war. Düntzer Freundesbilder S. 110.

[2] Louiſe; worüber Sch. Vater am 25. Februar (Bezieh. S. 107), Sch. an Körner III. S. 77, am 28. Februar ſchreibt. Es kam nicht dazu.

[3] v. Beulwitz, ihre Schwägerin, ſpätere verehlichte v. Eychelberg in Hildburghauſen. Wir geben im Folgenden die auf das Verhältniß zwiſchen Carolinen und Beulwitz bezüglichen Aeußerungen im Intereſſe der Wahrheit. Daß Frau v. Lengefeld ſpäter mit den Schritten ihrer Tochter und ihrer neuen Verbindung ausgeſöhnt war, lehren ihre Briefe. Auch Schiller ſtand zwar auf Carolinens Seite, aber die Heirath mit Wolzogen billigte er nicht (Geſchichte des Wolz. Geſchlechts II. S. 148), und daher vermied er, Carolinen auf ihrer Reiſe nach Bauerbach zu ſehen (I. S. 241).

machen, ist die große Kunst, und wenn dein Mann dieses bewerkstelligen könnte, so hätte ich ihm mit das ganze Glück meines noch kurzen Lebens zu verdanken.

Rudolstadt, den 12. Nov. (1793).

Wie er (B.) wieder kam, sagte er, er hätte Carolinen nochmals geschrieben, ihr Alles vorgestellt. Der Gedanke, sie leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Noth zu wissen, wäre ihm unerträglich; auch sehe er ein, daß ich es nicht ertragen könnte; er sei also fest entschlossen, sich nicht trennen zu lassen und lieber unglücklich zu sein als sich Vorwürfe machen zu müssen, nicht als ein rechtschaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Caroline öfters bei ihm sein und sich freundschaftlich betragen wollte, und wenn er es sich auch abbrechen müßte, wollte er lieber sehn, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen aussetzen zu können, wenn sie bei ihm bleibt. Das sind jetzt seine Gesinnungen; wäre er mein Feind, so müßte ich sagen, daß sie edel sind.

Rudolstadt, den 11. Januar 1794.

Recht weh thut es mir, daß ihr von den Kriegsunruhen geplagt werdet. Ich schicke andurch 200 Rthlr., aber ich bitte dich um Gotteswillen, thut ja keinen übereilten Schritt mit eurer Zurückreise in der jetzigen Jahreszeit mit Schillern, der schon die warme Abendluft zu Jena nicht vertragen konnte. Sollte es ja noch theurer dort werden, so ist es besser dieses zu ertragen, da es nun einmal nicht zu ändern ist, als das Leben in Gefahr zu setzen.

Du glaubst auch, daß er (B.) uns ein großes Theil von unserm Vermögen gekostet, aber wenn ich heute sterben sollte, so kann ich das nicht sagen. Meine eigene Wirthschaft, da ich bei dem Tode deines Vaters noch nicht mit dem Gelde umzugehen wußte, und der unselige Hang zum Herumreisen ist der Grund von Allem. Gott weiß, wie leid mir dieses ist, und sollte ich in

meinem Leben betteln müssen euretwegen, so thäte ich es gewiß, weil ich aus dieser Ursache schuld daran bin.

Wenn ihr wieder zurück kommt, wünsche ich sehr, Caroline wollte auch kommen. Sie kann ja bei dir in Jena bleiben oder zu Humboldten gehen, daß ich sie nur wo weiß, wo sie nicht allein ist.

Hier weiß es immer noch Niemand, wie es mit Caroline und B. steht.

Den 5. Februar (1794).

In Weimar waren sie alle sehr artig, wir sind drei Tage dort geblieben und sollten nicht weg.

Meine gute liebe Stein ist noch immer die treue theilnehmende Freundin; ich hoffe, sie soll in Zukunft glücklich sein. Es freut mich, daß sie so gern in Rudolstadt ist; sie sagt, nichts als die Herzogin hinderte sie hieher zu ziehen. Der Herzog hat mich nach Schillern und dir gefragt. Er sagte, Schiller käme gewiß nicht wieder; ich habe aber versichert, daß er sich wieder auf Jena freute und gewiß wieder kommen würde. Die Herzogin hat eine Freude, daß du sie zu Gevatter gebeten. Knebel hat unserer Fürstin gefallen, er will uns besuchen. Es war eine solche Menge Menschen am Hof, daß ich Herdern, der auch oben war, nicht habe zu sehen bekommen, Beulwitz aber war bei ihm, und er soll jetzt wohl sein. Man hofft, der Herzog [1] soll nun zu Hause bleiben. Die Steinen sagt, sie traue ihm nicht recht.

Den 20. März 94.

Gott lasse Carolinen Ruhe bei ihrem neuen Plan finden, das ist Alles, was ich dazu sagen kann. Sie schreibt mir, daß sie in Cannstadt bleiben will und dann zu Humboldts. Daß sie zu Cannstadt bleibt, ist mir lieber, als wenn sie nach Bauerbach

[1] Der am 3. December 1793 zurückgekehrt und um seine Entlassung aus dem preußischen Militär eingekommen war. Sie wurde ihm an dem Tage dieses Briefs gegeben.

ginge, wo die Leute gleich den ganzen Plan merken müßten, und es wäre doch entsetzlich, wenn es noch vor der Scheidung heraus kommen sollte. Doch ich bin auf alles Unangenehme eher als auf etwas Angenehmes vorbereitet.

Es wird sehr gut sein, wenn W(olzogen) einen Dienst erhält, denn auf ihrer Beider Wirthschaft kann ich mir keine große Rechnung machen. B. wird seine Schwester, sobald er Nachricht von ihr hat, in Nürnberg abholen.

(An Schiller.) Rudolstadt, den 25. April 1794.

Daß übrigens Carolinens verdrießliche Geschichte unter uns gar nicht mehr erwähnt werden soll, ist mir sehr recht; das Einzige erlauben Sie mir noch zu sagen, daß ich nicht begreife, wie Ihnen das Anerbieten von B. mit den jährlichen 60 Rthlr. so auffallen kann. Caroline hatte von mir 150 Rthlr. Zuschuß; mithin konnte B. auf seine Frau des Jahrs 200 Rthlr. rechnen. Da diese natürlich zurückfallen, so konnte ich auch mit Wahrheit sagen, daß er nicht mehr zu geben hat, und es macht doch wohl noch einen großen Unterschied, was ein Mann für seine Frau, die mit ihm lebt, ihn liebt und glücklich macht, thun kann, als für eine solche, wie leider Caroline für B. auf die Letzte ward. Daß Sie übrigens, mein guter Schiller, in vielen Stücken anders als B. handeln würden, glaube ich gewiß, aber meine Lollo wird und ist auch eine andere Frau für Sie, als Caroline war. Wäre es möglich, daß sie so gegen Sie sein könnte, so würden Sie mir ebenso nahe gehen wie jetzt B., und ich könnte nach meinen Grundsätzen von Moralität und Pflicht eben so wenig ihr als Caroline Recht geben; und Sie wissen, bester Schiller, wie ein jeder seine eigene Denkart hat und wie ich nun zu alt bin, die meinige zu ändern.

Den 16. (Winter 1795).

Caroline hat mir auch geschrieben, daß sie ein großes Haus habe, aber auch sehr theuer. Man müßte im Anfang nicht so

lumpig aussehen, sonst erhielte man nichts. Ich wünsche sehr, daß ihr die C.[1] zureden möge, daß W. alles Mögliche thue, um in Stuttgart bleiben zu können. Ich wüßte wirklich nicht, was sie anfangen sollten, denn es ist gar zu schwer jetzt wo anzukommen. Wolzogen gefällt mir nicht, das gestehe ich; er denkt, daß er an allen Orten und sogleich etwas für sich ausrichten kann, und es wird doch nie nichts draus. Gott gebe, daß Carolinen ihr Schritt nie gereuen möge. Mir schaudert, wenn ich manchmal über sie nachdenke.

Dienstag Abend (April 1795).

Hoffentlich bist du nun mit deiner Einrichtung[2] bald fertig. Ich schreibe dir heute durch den Hrn. v. Trebra, um dir zu sagen, daß übermorgen, als den Donnerstag, vermuthlich Beulwitz wird durch Jena gehen. Er freut sich sehr, Schillern und dich zu sehen. Er geht von da nach Weimar, kommt also vermuthlich zu Mittag nach Jena. Ist es möglich, so bitte ihn zu Mittage, weil es freundschaftlich aussieht, es kann sein, die Frau[3] kömmt auch mit, doch das weiß ich nicht gewiß, sie freut sich sehr auf deine Bekanntschaft.

Schwarzburg, 29. August (1795).

Gott gebe, daß der Coadjutor bald glücklich wird; es soll mich euret- und auch seinetwegen herzlich freuen. Auch hat er vor einiger Zeit an die Frau geschrieben und ihr die Versicherung gegeben, daß er W. versorgen wolle und sich freute, mit ihnen leben zu können. Caroline ist wohl; sie hat mir von Ulm aus geschrieben und geht gleich von dort in die Schweiz. Ich wünsche, daß W. mag glücklich in seinen Geschäften sein; er ist aber in Geheim dort und meine Briefe adressiere ich an Hrn. v. Schönfeld nach Stuttgart.

[1] Caroline v. Humboldt.
[2] Im neuen Logis (an K. III. S. 257).
[3] Geborne v. Bibra.

(September 1795)
(nach einer Reise nach Weimar).

Schillern danke schönstens für die Ideale; ich freue mich sehr auf alle schöne Sachen, die ich werde zu lesen bekommen. Frau Maus muß nur auch noch etwas schreiben, damit ich meine Bibliothek mit den Schriften meiner Familie zieren kann.

(Winter 1795—96).

Der Beulwitz hat mir viel Freude gemacht, indem er mir erzählt, wie wohl du und Schiller und wie artig der Goldsohn ist: er hat sich ganz in ihn verliebt.

Wann kommen die Körners zu dir?

Ich habe mich sehr gefreut, daß mir der Fürst erzählt, daß Schiller gestern Abend mit in Gesellschaft war, grüße ihn herzlich.

(Philippsthal [1]), den 30. Juni (1796).

Das Aergerlichste ist mir, daß ich die Frau nur acht Tage gesehen habe und noch nicht weiß, wie es weiter gehen wird. Du hast gar keinen Begriff davon, was sie wohl ist und gut aussieht, und für alle Menschen jetzt angenehm ist. Ich danke Gott innigst dafür, und wenn Wolzogen nur eine Versorgung hätte, so würde ich recht ruhig und glücklich über sie.

(Winter 1796).

Von der Frau habe ich Briefe.

Mit der Stelle für W. [2] war es nichts; ich kann sagen, daß mir diese Nachricht die erste schlaflose Nacht in diesem Jahre gemacht hat.

Ich bin recht begierig zu wissen, wie es in Weimar gegangen. Der Himmel gebe, daß es gut gegangen [3] ist.

[1] Seit dem 10. April war Prinzeß Louise von R. mit dem Prinzen Constantin von Hessen-Philippsthal vermählt, und der Rud. Hof gerade dort zum Besuch.

[2] Etwa in Meiningen.

[3] Wohin W. sich im November 1796 wandte. Sch. an Goethe I. Nr. 245, Anfangs ohne Erfolg, bis er am 26. December als Kammerrath angestellt wurde.

Beulwitz läßt dich und auch besonders Schillern recht herzlich grüßen. Er freut sich sehr über den Plan, daß Schiller einige Wochen im Frühjahr hier sein soll und verspricht gern l'hombre mitzuspielen; auch seine Frau. Meister folgt zurück. Mir und der Fürstin hat dieser Theil [1] besser als alle gefallen. Viele sind mit der Einschaltung der Nebenhistorie nicht zufrieden gewesen. Uns gefällt sie aber sehr wohl, sie hat gar hübsche Stellen, und dann weiß Lollo wohl, daß ich den Leuten, die darinnen vorkommen, nicht gram bin. Begreifen aber kann ichs nicht, wie Goethe so was hat schreiben können.

(Winter 1796).

Die Kalbin hat gestern bei uns Abschied genommen, sie hat sich noch mit Richtern [2] gezankt.

(December 1796).

Liebe Lollo, ich danke schön für den vierten Band des Meister, er ist doch gar zu hübsch.

Der Frau ihr Werk macht großes Glück hier. Gestern kam B. [3] zu mir und sagte, es sei ein neues Stück von den Horen gekommen, da wäre eine solche schöne Historie darinnen, daß er ganz weg darüber gewesen wäre, so schön geschrieben u. s. w., ob ich nicht wisse, von wem sie sei. Ich that als wüßte ich nichts davon, und er bat sich nur die Erlaubniß aus, sie seiner Frau vorzulesen, ehe er mir das Buch schickte, und der Gedanke, die Beiden den ganzen Nachmittag über der Frau ihr Werk in der Admiration zu wissen, hat mir viel Spaß gemacht.

Wenn nur Ulrike nicht dahinter kömmt. Ich denke immer, die hat mir gesagt, daß sie die Frau hat daran arbeiten sehen in

[1] Der dritte, welcher die Bekenntnisse einer schönen Seele enthielt. Dieser war schon zur Herbstmesse 1795 erschienen. Danach scheint der Brief im Januar 1796 geschrieben zu sein; also hatte Wolzogen schon damals die Absicht, sich nach Weimar zu wenden.

[2] Jean Paul, ihrem enthusiastischen Freunde.

[3] Sch. an G. Nr. 257 (am 12. December) berichtet aus diesem Brief.

Stuttgart. Mein ganzer Spaß wäre verdorben, wenn sie dahinter kommen sollten. — Hast du nichts von der Frau gehört? mir ist recht bange um sie.

(Weimar, Anfangs Juli 1797).

Es wäre recht hübsch, wenn der gute liebe Schiller mit nach Weimar kommen könnte, weil ich noch da bin; auf alle Fälle kommt doch die Frau Lollo und der gute K. Die Steinen hat gesagt, du sollst bei ihr logieren. Diesen Nachmittag kömmt die Amalia Imhofen zu uns.

Auf die Woche kömmt die Frau v. Reck her. August hat es der Steinen selbst gesagt, daß G. nach Italien geht, und seine Mutter und er bleiben in Frankfurt. [1]

(Februar 1799).

Es ist abscheulich, daß der Wallenstein ist gestohlen worden, wie hätte ihn aber das Idol [2] sollen in die Hände bekommen? ich dachte, daß es eher wer vom Theater sein könnte. Ich wünsche sehr, daß er nur nicht in mehrere Hände kömmt.

(April 1799).

Es thut mir sehr leid, daß du krank warst, gute Lollo, und ich wünsche herzlich, daß nun Alles wieder gut sein mag. Auf den 21. Juni wird die gute Caroline getraut. [3] Der Frau ihr Werk [4] macht viel Glück. Die Frau Zieglern kömmt jetzt aus Stettin, und das Erste was sie erzählt, ist von Agnes, die dort ist vorgelesen worden. Die dumme Ulrike hat mir hier meinen Spaß verdorben, doch denke ich, man glaubt ihr nicht.

[1] Goethe reiste am 3. August ab. Schiller war vom 11. Juli acht Tage in W. bei ihm gewesen.

[2] Böttiger, den Sch. im Verdacht hatte, das Manuscript von Wallensteins Lager, das man in Kopenhagen hatte vorlesen und aufführen wollen, heimlich dorthin geschickt zu haben. An G. Nr. 578.

[3] Mit dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.

[4] Agnes von Lilien, die im Jahr 1793 bei Unger in Berlin in 2 Bänden erschien.

(An S.) Rudolſtadt, den 12. December (1799).

Herzlichen Dank, lieber Schiller, für die guten Nachrichten, die Sie mir gegeben, ich hoffe zu Gott, daß meine gute Lollo ſich bald vollkommen erholen ſoll.

Noch habe ich nicht Muth genug die unglückliche Zeit zu Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erſcheinung leuchtet mir aus ſolcher Ihre treue unermüdete Sorgfalt für meine gute Lollo entgegen und ertheilt mir die frohe Zuverſicht, meine liebe Tochter unter allen Schickſalen des Lebens an Ihrer ſanften und theilnehmenden Hand glücklich und verſorgt zu wiſſen. Was wir einander in dieſer Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie, die Vorſehung weiſe mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie theuer und werth Sie mir ſind.

Daß die liebe Steinen Lollo dieſe Woche noch bei ſich behält, iſt mir ſehr lieb, und ich verlaſſe mich auf Sie, beſter Schiller, daß Lollo in Ihrem Hauſe alle Ruhe genießt, die ihr noch ſo nöthig ſein wird.

Den 10. März (1800).

Liebe Lollo, wie danke ich Gott mit dir, Liebe, daß unſer Schiller aus aller Gefahr iſt und meine gute Lollo ſich erträglich befindet. Gott wird weiter helfen.

Den 19. Juni (1800).

Schreibe mir doch, was Schiller wieder für eine Arbeit vorgenommen hat. Es intereſſiert mich immer ſo ſehr, da ich weiß, daß er unruhig iſt, bis er wieder etwas Neues angefangen.

Den 6. März (1801).

Von Homburg hat man Nachricht, daß der Hr. v. Winzigerode vom Herzog von Württemberg iſt hingeſchickt worden, um einen Hrn. v. St. Clair abzufordern, weil er ein Complot gegen des Herzogs Leben gemacht; wenn dieſe Geſchichte nicht bekannt, ſo ſagt nichts davon.

(Winter 1801).

Daß du die Chriſtel ſo gern aufnimmſt, macht mich recht glücklich, ich habe eine ſonderbare Anhänglichkeit an ſie, und alle Gelegenheiten, ſie geſcheiter zu machen ſind mir willkommen.

Den 17. März (1802).

Die Fortſchritte der Chriſtel freuen mich herzlich, und obgleich die Madame Schröder geſchwinder 6000 Thlr. ausſprechen als ſchaffen kann, ſo wird es mir und der Chriſtel in ihrer Lage gewiß viel Angenehmes machen, wenn ſie gut ſingen lernt.

Mittwoch, den 25. Auguſt (1802).

Wir ſtehen hier entſetzlich von der Hitze aus und beſonders in der Comödie,[1] und doch muß ſie beſucht werden. Nathan der Weiſe hat der Fürſtin außerordentlich gefallen, und Voß hat ſeine Sachen, ſowie auch Graf, ſehr gut gemacht. Die „Brüder" haben ſie auch gegeben und geſtern „Jon." Letzterer hat mir, ich kann es nicht läugnen, lange Weile gemacht.

(Mittwoch 1802).

An den Reichsangelegenheiten nehme ich des Schatzes wegen auch ſehr warmen Antheil und leſe Alles, was Mainz angeht, friſch weg. Es ſcheint gut zu werden, der Himmel laſſe nur den guten Schatz lange leben. Ich möchte nur wiſſen, warum gar nichts von Wien ankömmt, und es iſt doch dumm, daß es[2] in allen Zeitungen ſteht.

Ich hätte wohl mögen bei deinem Thee ſein, wo ſo artige Leute waren.

Mittwoch (November 1802).

Zu dem angekommenen Von wünſche ich Glück, und ob mir gleich weder Schiller noch Lollo lieber dadurch geworden ſind, ſo denke ich doch, es kann zu manchem Angenehmen in W. Anlaß geben. Wenn ſich nur nun auch der gute Schatz bald einfindet.

[1] Der Weimariſchen Truppe, die auch im folgenden Jahre in R. ſpielte.
[2] Der Adel.

Den 9. Februar (1803).

Ich habe recht an den guten Schatz gedacht, wie er sich über Schillern sein schönes Stück [1] freuen wird. Ich hoffe, es kommt bald Antwort wegen des gelben Röllchens. [2]

Hr. Kotzebue macht ja sein Glück recht in Berlin, es muß doch dummes Volk dort sein.

Den 25. Februar (1803).

Ich schreibe dir heute nur ein Wort, um den guten Schiller durch dich bitten zu lassen, die Christel [3] an Hrn. Zelter zu Berlin zu empfehlen. Ich glaube, der Graf [4] wird wohl bis Sonntag zu Weimar bleiben; wenn aber auch da Schiller keine Zeit zum Schreiben hat, so sei nur so gut und mache, daß ich den Brief Donnerstags mit der Post erhalte, weil sie zu Ende oder doch zu Anfang der anderen Woche abreist.

Sondershausen, den 2. Mai (1803).

Recht begierig bin ich, von Schillers seiner Reise nach Erfurt zu hören. Wie er von Weimar abreiste und sich in den Wagen setzte, stand der Kammerdiener von der Fürstin von Sondershausen ganz nahe dabei. Er hat sich sehr gefreut, Schillern, aber besonders den zärtlichen Abschied, den ihr von einander nahmt, zu sehen.

Den 9. Mai (1803).

Christel hat zu Berlin in der großen Welt gelebt und den ganzen Hof bei der Herzogin von Kurland [5] gesehen. Deren Bekanntschaft war ihr sehr nützlich für den Beutel, weil sie dadurch alle Comödien und Musiken frei hatte. Die Recken [6] hat sie wollen durchaus diesen Sommer bei sich behalten; sie hat mit ihr nach

[1] Die Braut von Messina.

[2] Sein Aequivalent kam erst im Oktober (I. S. 293).

[3] v. Wurmb, ihre Nichte, Hofdame der Fürstin, die sich 1802 in Schillers Hause aufgehalten hatte. Frau v. Wolzogen, Schillers Leben, S. 285 f.

[4] Reuß.

[5] Die mit der Körner'schen Familie sehr befreundet war.

[6] Deren Schwester.

Töplitz, Dresden und Mecklenburg gehen wollen, aber erst im December wollte sie sie wieder nach Weimar bringen; das konnte sie doch der Fürstin wegen nicht annehmen. Hast du wieder Nachricht von Zelter? Seine Frau war sehr krank. Letztere hat die Christel mit der Mara[1] singen hören, ganz unvergleichlich. Auch dem Zelter sein ältestes Mädchen, glaubt man, werde blind. Es thut mir leid, ich bin ihm so gut.

Schillers Festin[2] hat mich amüsiert, er hat doch wohl auch gefrorenen Punsch getrunken. Der Fürst hier hat uns welchen machen lassen und sagt, er wäre aus Erfurt.

Den 26. Mai 1803.

Ich habe gestern den Brief von Lavater an Stolberg gelesen, den ihr zu Dresden gelesen habt. Er ist doch ganz prächtig, und ich habe mich recht des guten, lieben Lavaters dabei erinnert.

Den 28. Juni 1803.

Alles ist wohl und glücklich gottlob angekommen, und wir weben und leben in Italien. Sie haben entsetzliche fatiguen ausgestanden, aber viel gesehen und der Fürstin Köpfchen recht voll gepfropft. Gegen die C. sind sie sehr dankbar und von den Kindern sagen sie viel schönes. Zu Ancona sind sie zu Schiffe gegangen bis Venedig, wo sie fünf Tage waren, und wo die Fürstin besonders an Schillern dachte.[3] Fernow hat sie zu Rom herum geführt, oft waren sie zum Thee bei der C. von 8 Uhr bis 1 oder 2 Uhr früh.

Ist denn Schiller noch nach Lauchstädt?

Den 13. Juli (1803).

Beste Lollo, hoffentlich ist unser Schiller glücklich wieder von Lauchstädt angekommen und Lollo wird mir erzählen, was dort vorgefallen.

Wie wird es denn mit Lollo ihrer Reise nach Aschaffenburg?

[1] Zelter an Goethe, Nr. 22.

[2] Das die preußischen Officiere in Erfurt gaben. An K. IV, 326.

[3] Wegen des Geistersehers.

Den 24. Auguſt (1803).

Am beſten habe ich mich in der Comödie befunden, nämlich einmal bei der Johanna, und zweitens bei der Braut von Meſſina, die mir auch außerordentlich auf dem Theater gefallen. Die Chöre haben auch der Fürſtin viel Freude gemacht, ſie nehmen ſich ſehr gut aus, und Manches haben die Schauſpieler prächtig geſagt. Chriſtel hat ſich bald todt über die gräfliche Familie von Wartensleben geärgert, die es nicht haben ſchön finden wollen, ohnerachtet das ganz natürlich iſt. Die Vizthum[1] hat erzählt, daß, wenn Schiller ſo was arbeitete, ließe er die Stube mit ſchwarzen Vorhängen behängen.

Mittwoch früh (September 1803).

Der ſchöne Ring[2] hat mich recht gefreut, und ich wünſche, daß der Schmuckkaſten von unſerm lieben Schiller ſo fort möge geſpickt werden. Die Schwediſche Majeſtät iſt geſcheiter als die P., die nie was auftiſcht.

Egloffſtein[3] war nur einen Mittag hier, aber er hat mir Wunderdinge von Rußland erzählt, die mich recht gefreut haben, weil, wenn dieſe Sache gut abläuft, ich hoffen kann, Wolzogen bleiben zu Weimar, und da hoffe ich immer, Schiller auch; es iſt mir ſo tröſtend, euch an einem Ort und in einer Nähe zu wiſſen.

Egloffſtein ſprach auch ſehr zärtlich vom Alten und ſagte mir, daß ihm Voigt (dem er ſonſt nicht traue) die Briefe vom Kaiſer und Kaiſerin gewieſen, was ſie alles vom Wolzogen geſchrieben. Es iſt ſonderbar, daß der Alte (unter uns) immer mehr Verſtand in Rußland hat, als an andern Orten.

Den 28. December (1803).

Deine Betrübniß über Herdern theile ich redlich; lange hat mir kein Tod ſo weh gethan als der ſeinige; er bürgt mir aber

[1] Geborne v. Wartensleben.
[2] Sch. an Körner III. S. 337.
[3] Major und Hofmarſchall in W.

auch recht für eine Zukunft. Solch ein Mann kann nicht bloß für so kurze Zeit geschaffen sein.

Die Staël amüsiert mich sehr, schreib mir doch, wie es mit Goethe[1] abgelaufen.

Mittwoch, Anfangs Januar 1804.

Die Fürstin ist sehr vergnügt über ihre Schwester.[2] Von Mecklenburg hat die Herzogin geschrieben, daß der Prinz Heinrich von Preußen gesagt hätte: er wollte sich jetzt noch nicht verheirathen, aber wenn er heirathete, so würde er Niemanden anders wählen als die Prinzeß von Weimar; sie sei gar nicht schön, hätte aber so was geistreiches in ihrem Gesicht und Talente, daß er keine andere gesehen, die ihm so gefallen. Wenn du denkst, daß es Spaß macht, so sage es der Herzogin und der Knebeln, letztere freut es gewiß.

Den 22. Februar (1804).

Die Stock hat mir der Frau ihr Bild[3] geschickt, es macht mir viel Freude und ist das beste, was je von der Frau gemacht worden ist.

Nach Berlin. Rudolstadt, den 10. Mai 1804.

Es muß unter den Linden recht schön sein. Dieser Platz ist mir auch merkwürdig, weil, wenn dein seliger Vater preußische Dienste angenommen,[4] wir dort gewohnt hätten.

Schwarzburg, den 4. Juli (1804).

Die Prinzeß Marianne hat ihrer Schwester geschrieben, daß ihr dein Besuch viel Freude gemacht. Sie hätte dich gern noch

[1] Der sich Anfangs sträubte, nach W. zurückzukehren. An Goethe, Nr. 927 bis 929. Henriette an Knebel, Nr. 188. Unten Goethe's Brief.

[2] Prinzessin Marianne, am 12. Januar 1804 an den Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt. Von ihrem Aufenthalt in Weimar Henriette an Knebel, Nr. 189.

[3] Ein Pastellbild, auf den Sohn Karls von Schiller übergegangen.

[4] Schillers Leben S. 107. Noch ist eine eigenhändige Beschreibung der Reise, welche Hr. v. Lengefeld nach Leipzig machte, und seiner Unterredung mit Friedrich dem Großen vorhanden.

einmal gesehen, die Königin hätte ihr aber gesagt, daß du an diesem Tage zu ihr kommen würdest.

Mittwoch früh (26. September 1804).[1]

Gestern früh waren wir zu Kochberg. Ich habe mich herzlich gefreut, besonders die liebe Steinen zu sehen, aber auch das Prinzeßchen und die Knebeln. Das Prinzeßchen hat unserer Fürstin gesagt, daß sie mit ihr Gevatter sei; es wäre doch besser, Schiller schriebe ihr[2] noch, doch muß es ihm gemüthlich dazu sein, sonst soll er es ja nicht thun. Starke war auch hier und hat mich über Schillers Gesundheit beruhigt.

Mittwoch (1804.)

Napoleon soll den Schatz so lieb haben, der Arme hat sich müssen des Abends in Mainz einschleichen, weil das Volk so eine Freude über ihn hatte, daß es seinen Wagen selbst ziehen wollte. Ich hoffe, für seine Glücksumstände soll die Freundschaft doch gut sein.

Den 2. Januar (1805).

Ich hoffe, die Schlittenfahrt ist gut abgelaufen; es war aber entsetzlich kalt hier. Die Großfürstin war wohl auch dabei.

Den 4. September (1805).

Prinzeß Marianne hat geschrieben sie hätte mit der Königin wegen der Stiftsstellen für deine Kinder gesprochen. Die Königin hat gesagt: für sich könnte sie es nicht thun, du solltest an den König schreiben, und sie wollte den Brief dem König geben.

Den 30. Oktober (1805).

Der guten Großfürstin wird das Herz auch weh thun, ihren Bruder in Berlin zu wissen und nicht sehen zu können.

Die arme Ulrike, sie verliert gewiß ihren Eichelberg bald. Schreib

[1] S. Henriette an Knebel, Nr. 206.

[2] Der Fürstin. Auch an die Prinzessin schrieb er erst am 20. August, dreizehn Tage nach der Taufe.

mir doch, was Starke von ihm ſagt. Ich kann begreifen, wie dich ihr Anblick muß angegriffen haben, arme gute Lollo!

Rudolfs[1] Briefe haben mir viel Thränen gekoſtet: er muß einen ſehr großen Unterſchied finden bei ſeiner jetzigen Lage. Das iſt ganz begreiflich, ich hoffe, Gott ſorgt für ihn.

Den 20. November (1805).

Das, was du mir vom Kaiſer[2] ſchreibſt, war mir angenehm, ich kann nicht genug von ihm hören. Der Marquis Poſa hat mich gefreut, auch meine gute Fürſtin. Gott gebe nur immer gute Nachrichten vom Kaiſer. Daß der Erbprinz von Homburg gefangen und bleſſiert iſt in die Schulter, wiſſen wir gewiß, aber die liebe Fürſtin iſt auch ſehr in Angſt ihrer anderen Brüder wegen, die freilich in ſteter Gefahr ſind. Morgen bekommen wir Preußen hierher, ich glaube aber nur den General; vermuthlich iſt es in Weimar auch ſo. Wir haben hier die Nachricht, daß die Franzoſen geſchlagen ſind; haſt du es auch gehört?

Auf den Freitag[3] werde ich oft an meine gute Lollo denken, und Gott um Ruhe und Segen bitten. Ach Liebe, ſo traurig auch jetzt dieſer Tag für dich iſt, ſo ſchöne Folgen hat er doch gehabt. Einen guten Theil deines Lebens die Gattin eines Schiller geweſen zu ſein — ſich ſagen zu können, dieſen Theil ſeines Lebens ihm verſchönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in ſeinem Andenken, in der Sorge für ſeine Kinder fort zu leben — o gewiß, beſte Lollo, das iſt noch immer ein ſchönes beneidungswerthes Loos. — Auch mein Alter erheiterſt du noch durch das Bewußtſein deiner treuen Liebe, und durch dein Benehmen in deinem gerechten Schmerz. — Gott ſegne dich dafür, mein theures Kind.

[1] Schillers Bedienter.
[2] Alexander, der vom 6.—10. November in W. war.
[3] Den Geburtstag.

Mittwoch (Winter 1805).

Daß das Verhältniß mit Goethe[1] wieder angeknüpft ist, freut mich. Seine Unterhaltung muß einem immer doch viel werth sein.

Den 26. Februar (1806).

Das Bild von der Erbprinzeß habe ich der Fürstin vorgelesen, es ist recht artig. Dabei hat mir die Fürstin erzählt, daß ihr ihre Schwester von Berlin geschrieben, sie habe sich einmal mit der Erbprinzeß gestritten, da die Erbprinzeß behauptet: es könnte sie Niemand lieb haben, und sie wäre gar nicht anders zu überzeugen gewesen.

Daß die gute Steinen in deiner Gesellschaft sich glücklich und erheitert fühlt, freut mich mit dir. Glaube mir aber, Beste, daß du dieses Gefühl über Viele, die deines Umgangs genießen, gewiß verbreitest. Nur allein die stille ruhige Art, womit du deinen Schmerz trägst, kettet die besten Menschen an dich.

Mittwoch, 1806.

Der mir überschickte Brief[2] folgt mit vielem Dank zurück. Ach! er hat meinem Herzen unaussprechlich wohl und weh gethan. Gute Lollo! bei allen deinen tiefen Leiden müssen doch solche Rückerinnerungen wohlthätig sein. Der gute Graß, er nimmt unsern Schiller ganz so, wie man ihn nehmen soll. Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schillern und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Den 30. November (1806 oder 7).

Mit Goethe war es gar nicht anders zu machen; ich sehe auch nichts Unrechtes darinnen, da sie einmal seine Frau ist. Ich hoffe,

[1] Der seine physikalischen Unterhaltungen begonnen hatte.

[2] Des Malers Graß aus Rom, der Schiller in Jena 1791 nahe getreten war.

ihr ſollt artige und unterhaltende Tage bei ihm haben, und das iſt doch das Angenehmſte von der Welt.[1]

Prinz Louis[2] hat erzählt, daß ſie gern des Abends mit der Prinzeß hätten eſſen wollen, man hätte es ihnen aber abgeſchlagen, er hätte nicht vier Worte mit ihr ſprechen können. Sage aber nichts davon, daß es keinen Klatſch gibt.

Mittwoch (Ende Oktober 1808).

Die Polier und ihre Niece[3] ſind aux anges über Weimar. Die Alte liegt aber noch immer zu Bette, ſie freut ſich ſehr, Goethen eine große Auszeichnung von einem großen Herrn[4] vorhergeſagt zu haben.

Den 28. December (1808).

Iſt es denn wahr, daß Goethe wirklich vom Theater abgegangen iſt? Es wäre entſetzlich.[5]

Den 28. Juni (1809).

Einige Tage waren wir hier unruhig, aber jetzt iſt Alles wieder ganz ruhig.[6] Die Wurmen[7] hat eine eigene Geſchichte mit der

[1] Es ſcheinen entweder die Beſuche Goethe's mit ſeiner nunmehrigen Frau und der Gegenbeſuch oder die muſikaliſchen Aufführungen, die ſeit 1807 in Goethe's Hauſe zum Frühſtück ſtattfanden. Werke 32, S. 28. An Frau v. Stein III, S. 380. Goethe war übrigens damals in Jena.

[2] Von Homburg.

[3] Eine Franzöſin, Mlle. de Polier aus Lauſanne, war als Titularſtiftsdame vom heiligen Grabe 1805 von der Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal in Rudolſtadt bei den Fräulein v. Holleben eingemiethet worden. Sie lebte dort mit ihrer Nichte, Mlle. de la Chenaye, bis gegen 1820. Sie war Schriftſtellerin und gab 1809 aus den Papieren ihres Verwandten, Antoine Polier, der General beim Großmogul geweſen war, ein Werk, mythologie des Hindous, Rudolſtadt 1809, heraus, worüber ſich Voß in ſeiner Antiſymbolik luſtig macht. Sie ſtarb um das Jahr 1820.

[4] Goethe bekam am 14. Oktober das Kreuz der Ehrenlegion.

[5] Wegen Streitigkeiten mit der Jagemann, die indeſſen nicht zu Goethe's Abgang führten. Henriette an Knebel, Nr. 383. Goethe Werke 28, S. 258.

[6] Wegen der Oeſterreicher, die in Sachſen eingebrungen waren.

[7] Hofmarſchallin in R.

Frau Geheimenräthin Goethe gehabt, die grob wie ein Bauer mit ihr war.

Man wies ihnen eine Loge an, wo nur schon für vier Menschen drei Stühle waren, die Fremdenloge. Nun kommt die Goethen und sagt, der eine Stuhl wäre ihrer, sie müßte aufstehen, sie wäre die Frau vom Direktor — kurz und gut, die W. muß fort. Ein Fremder, der hinter ihr stand, hat so über die Grobheit räsonniert! Das Alles hat sie einstecken müssen, es hat aber auch nicht viel gefehlt, daß sie die W. zum Theater hinausgeschmissen hätte. Es bringt dem Direktor keine Ehre, so eine grobe Käthe zur Frau zu haben.

Mittwoch (1808).

Es ist mir auch lieb, daß dir mein guter Lavater etwas gegeben hat, das du brauchen konntest. Nie suche ich in seinen Büchern, ohne etwas zu finden, das mir wohl thut, und dann bin ich ihm immer noch dankbar dafür.

Den 26. December (1810).

Danke Goethen schönstens für seine Artigkeit;[1] es hat mir Freude gemacht, und ich will auch darüber den Abend bei der Steinen vergessen.

Mittwoch (1811).

Voßens[2] haben sich gefreut euch zu sehen; der Alte zankt auf die Frau, was sie nur immer in Aschaffenburg bei ihrem Großherzog stecken wollte, und Goethe wäre auch steif gewesen. Das schreiben sie Voigts zu.

Mittwoch (Herbst 1811).

Herr Abeken hat so schön neulich in der Schule gesprochen, daß er alle Herzen erobert. Die alte Rödern ist ganz verliebt in ihn, und was die Cousine dabei macht, kannst du denken.

[1] Es ist im Brief von Brizzi die Rede, der am 24. November in W. auftrat.
[2] Zu Besuch in Rudolstadt.

Heinrich Voß hat hier Alles zum Freunde erhalten, und die Fürstin sieht immer dem Abraham sein frommes Gesicht gern, wenn er bei etwas Ernsthaftem ist.

Carlsbad, den 14. Juli (1812).

Stolbergen habe ich kennen lernen, doch die Fürstin mehr als ich, da sie weite Promenaden mit ihm gemacht hat. Er hat ein sehr interessantes Gesicht, und man muß gleich gut und offen mit ihm sein. Ich habe ihm gesagt, daß Lollo sich einmal bei ihm für seine Verse hätte bedanken wollen, als ein junges Mädchen. Das hat ihm sehr wohl gefallen, und er läßt sich dir vielmal empfehlen. Goethe ist in Töplitz,[1] kommt aber in einigen Tagen wieder, dann soll er eure Briefe erhalten. Meyer sagt, er hätte sich mit Stolberg recht gut vertragen und ihn öfters gesehen. Mit der Reck sind wir auch bekannt, die Fürstin führt sie früh immer am Brunnen herum. Sie klagt sehr, daß sie gar nichts hat und überhaupt über so Manches, was Niemanden gefällt.

Tiedgen sind wir recht gut. Die Herzogin von Curland ist angekommen; es ist sonderbar, sie neben ihrer Schwester zu sehen.

Den 4. Februar (1814).

Der Schatz hat mir Freudenthränen abgelockt, und mein herzlicher Dank gegen Gott war gewiß lebhaft und innig.

Mittwoch (1813?).

Beste Lollo, dein Emmi[2] hat mir viel Freude gemacht und Allen gefallen. Er war nach Tische bei der Fürstin, da er gar nichts mit hatte zum Anziehen. Da habe ich nur so gegenübergestanden, um mich der Aehnlichkeit mit seinem Vater zu freuen, die bis zum Erstaunen geht. Der Fürstin geht es eben so, nur sagt sie, Emmi sei hübscher.

[1] Er war am 13. dahin gereist und kam den 14. August zurück.
[2] Ernst.

Den 12. Juli (1815).

Humboldt war den Sonntag hier und gegen uns noch immer der gute Freund, wie wir ihn kennen. Heilig hat er mir versprochen, alles Mögliche in der Welt für euch zu thun.

Mittwoch. (Oktober oder November 1815).

Goethens Visiten haben mich gefreut; wenn nur Carolinchen Auguſt recht gefällt. Ich wüßte mir gar nichts hübſcher als dieſe Partie, und das Verhältniß mit dem Vater wäre auch ſo intereſſant und gut.

Den 8. November (1815).

Was du mir von Caroline ſagſt, freut mich, und ich bin in voller Erwartung wegen Goethen.

Mittwoch (Sommer 1817).

Die Ausſichten für unſern lieben Ernſt ſind mir ſehr erfreulich. Denk nur: als ich neulich in die Stadt gehen will, ſteht mir Goethe im Wege auf der Schütte.[1] Er war recht freundlich und ſagte, er könne mir eigentlich nicht ſagen, wo er her komme noch wo er hingehe, er würde dich aber bald ſehen und dir es ſagen, daß du mir es ſchreiben ſollteſt. Es freute mich ihn zu ſehen, er ſah ſo gut und ordentlich hübſch aus. Ich vermuthe, er hat die großen Köpfe bei uns geſehen,[2] da er mit dem Baumeiſter[3] war; dieſer ſagte, er ſei vor meiner Stube geweſen. Es kann ſein, ich war eben bei der jungen Fürſtin zum Thee.

Mittwoch (Carneval 1818).

Beulwitz hat mir die Inlage für dich gegeben, ich dächte, ſein Brief an den Kronprinzen[4] wäre recht gut. Mir iſt es manchmal,

[1] Der Platz vor dem Eingang des Schloſſes zu Rudolſtadt.

[2] So war es. Goethe's Werke 28, S. 330. Die Abgüſſe der Dioskuren hatte Fürſtin Caroline von ihrer italieniſchen Reiſe 1803 mitgebracht.

[3] Coudray.

[4] Von Bayern, bei dem ſich L. für Ernſt, deſſen Anſtellung in Weimar Schwierigkeiten fand, um eine Stelle bewerben wollte.

als wenn etwas daraus werden könnte. Gott wird es nach seiner Weisheit machen und uns nicht verlassen. Ernst soll ja nur jetzt stille sein und nach Weimar zurückkehren, seine Ausarbeitung fertig machen und nichts sich merken lassen. Bei den vielen Freuden[1] darf er ja nicht fehlen.

Sonderbar ist es, daß Alles verklatscht wird, Posek hat der Fürstin versichert, man sage, er wolle gar nicht in Dienste, sondern heirathen. Dem König von Preußen seine Geschichte ist doch wohl nicht andem.

Prinzeß Charlotte hat sehr hübsch aus Rußland geschrieben, daß sie glücklich sei durch ihren Nicolaus.[2] Der Kaiser und besonders die Kaiserin Mutter wären sehr liebevoll gegen sie; ja wenn sie nur ihrer Familie nicht so fern wäre, so wäre doch immer ein Bogen aus ihrem Leben heraus gerissen, da ihr diese fehlten. Der Tag von ihrem Beitritt zur griechischen Kirche sei ihr schrecklich gewesen, keinen einzigen Preußen um sich herum, sie hätte nichts thun können als zu Gott beten, der ihr auch beigestanden hätte.

Mittwoch (Frühjahr 1819).

Beste Lollo, herzlich glückwünsche ich, daß unseres guten lieben Ernst's Anstellung[3] vor sich gegangen und daß ihn Jedermann will; Gott wird ferner helfen!

Heinrich Voß war recht gut und beklagt sehr, die Herrn nicht gesehen zu haben. Meine Fürstin hat ihn sehr gern, und gab ihm zu Ehren einen Thee mit Musik. Es wäre aber bald dumm abgelaufen, da er sich beim Assistenzrath betrunken hatte, doch ging es noch gut ab.

Mittwoch (März 1820).

Herzlich habe ich mich der guten Nachrichten von unserm Ernst erfreut. Gott wird weiter helfen. Mit Fischenichen ist es mir

[1] Die Maskenfeste des Carnevals.

[2] Welcher eine Rudolstädter Prinzessin geheirathet hätte, wenn sie ihre Religion hätte wechseln dürfen. S. unten die Briefe der Fürstin.

[3] In Köln.

ſehr lieb, daß er in die Nähe von Ernſt kömmt. Ich wollte, es könnte ſich auch was mit dem Kinde[1] machen, wie alt iſt er denn?

Beilage 1.

Lavaters Briefe an Frau von Lengefeld.

Frau von Lengefeld hatte, mit ihren Töchtern von Goethe empfohlen, Lavater am 14. Mai 1783 in Zürich kennen gelernt. Sie theilten die allgemeine Begeiſterung (Bd. I, S. 44). Zum Abſchiede ſchrieb er folgende Stammbuchblätter mit einem in Kupfer geſtochenen Rande umgeben:

1) Sie, Liebe, ſind die erſten Reiſenden dieſes Jahres, faſt immer bringt mir der Maimond die Erſtlinge und Letztlinge des Jahres, mit denen menſchlich-chriſtlich-freundſchaftlich zuſammen kommen konnte

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

2) Erſte Tafel
des Geſetzes Chriſtus.
Bitte: Dir wird gegeben werden!
Zweite Tafel:
Gieb dem, der dich bittet!

Keines ohne das andere. Beides zuſammen iſt die höchſte Religion, die göttlichſte Tugend — oder, welches Eins iſt, die erhabenſte Seligkeit.

Zürich, den 16. Mai 1783.

J. C. Lavater.

Rückſeite:

Der || glücklichen Mutter || zwoer || herzguter, innigeblr || Töchter.

3) Wer da hat, dem wird gegeben werden.

(Dieſelbe Unterſchrift und Datum.)

[1] Caroline. In einem andern Briefe heißt es: „Er iſt mir gar nicht zu alt, da ich aus meiner Erfahrung weiß, wie glücklich man mit einem ältern Manne ſeyn kann.“

Nach Vevey sandte er folgende Briefe:

1) Liebe Seele Lengefeld und Compagnie!

Endlich besserts mit meiner lieben Frau — doch ist's erst heute, der 20. Mai, wo es merklich besser ist. Bis auf diesen Tag hatte sie noch harte, heiße Stunden.

Und Sie, Liebe, sind glücklich nach Vevai gekommen? Haben dann und wann an mich gedacht, und die gute Caroline hat etwa zu der guten Charlotte gesagt: „Wahrlich kein so finsterer Kopf, als man ihn hier und dort beschrieb." — „Nicht wahr — Mama, wenn wir noch leben, wir gehen über Zürich zurück?"

Nun! ich laß alles seinen Gang gehen; weiß, daß alles recht geht, was man gehen läßt — und hoffe, als ein enfant gâté de la providence, gut. Indeß gute Nacht! Es ist 10 Uhr.

Den 20. Mai 1783.

Lavater.

Hier das Kind, bei dessen Geburt Sie waren, aus der Taufe gehoben. Adieu! — gutes Völklein!

Im Sommer 1783 machte L. eine Reise nach Karlsruhe, um den Markgrafen von Baden wegen des Verlustes seiner Gemahlin zu trösten. Von dort ging er nach Stuttgart (s. Wolzogens Brief vom 9. Juli) und schrieb auf der Rückreise mit Bleistift folgendes Zettelchen:

2) Eßlingen, 9. Juli 1783, in einer Wiese. Da ich eben von Ihnen durch Winkelmann höre — denken Sie nicht, daß ich Ihrer vergessen habe, Ihrer vergessen könne! Vier Wochen bin ich auf Reisen, so gesund, so vergnügt, wie möglich. — Geben Sie mir dann und wann ein Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Freundschaft.

L.

3) Sie sind weg, liebe Lengefeld, die edlen fürstlichen Seelen. Letzten Montag begleitete ich sie noch bis Schaffhausen. Dort floß noch unsere Abschiedsthräne zusammen, nachdem wir dem Rheinfall den Zoll des Anstaunens gebracht hatten. Zwei Monate war Louise

einige Wochen krank bei uns. Ich hoffe Ihr Aufenthalt bei uns war allen dreien, und noch manchen um uns her gesegnet.

Meine liebe Frau ist so wohl als sie je war. Auch ich bin gesund und die Meinigen alle. Von unserm Sohn in Offenbach [Heinrich, bei Pfarrer Stolz in Pension] habe ich immer erwünschte Nachricht. Grüßen Sie mir die unbekannte Freundin, die sich bei meinem Pilatus wohl befindet. Gerade mit der Feder, mit welcher ich jetzt schreibe, schrieb ich heute am Anfang des dritten Bandes. Ich habe immer von diesem Buche gesagt: „Wem es gefallen wird, dem wird es sehr gefallen — und dem, dem es mißfällt, äußerst mißfallen" [z. B. Goethe]. Grüßen Sie alles in meinem Namen, was Sie umgibt — Ihre beiden nächsten Liebenswürdigkeiten. — Sodann die Trevelin und die kleine Hoze.

Jetzt achte ich all mein Wesen, Thun und Lassen, soviel Gutgemeintes und sowenig Bösegemeintes mit unterlaufen mag, für armseliges kindisches Spiel, bis ich weiter gekommen bin, und am Ziele stehe, nach welchem oft meine ganze Seele, aber nie anhaltend genug hinschmachtet. Die Gnade des Herrn sei mit uns.

Zürich, den 6. November 1783,
Donnerstag Abends 7 Uhr.

Johann Caspar Lavater.

Im Mai 1784 suchten die Reisenden Lavater in Zürich, wo sie im Schwert logierten, wieder auf, wurden aber von Pfenniger nach Richtersweil gewiesen und erhielten dort zum Abschiede ein Gedicht, das am Himmelfahrtstage (20. Mai) verfertigt war und beginnt: „An Ihn. Hat in längst entflohnen Tagen," nebst folgenden geänderten Blättern:

4) An die lieben Lengefelds.

Gottes guter Geist sei mit euch, ihr Lieben, Guten, Sanften, Edeln, wachset täglich in der Gnade und in der Erkenntniß Dessen, den wir noch nicht kennen. Sucht Ihn immer kindlicher, einfacher, bedürfender, demüthiger, muthiger, froher! Es ist doch alles ohne Ihn erbärmliche Eitelkeit. Auch das Schönste, die Freundschaft,

was ist sie ohne Ihn, den Ewigen, Allureinigen, alles ewig Zusammengehörenden.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Freitag Morgens 5 Uhr.

5) Hier, Liebe, was ich und wie ich's geben kann, Ihr müßt's in's Reine schreiben lassen von einem Verständigen. Dann werft die Brouillon weg. Ich hoff' es macht euch eine gute Stunde und diese gute Stunde kann Mutter vieler guter Tage werden. Amen.

Richtersweil, den 21. Mai 1784, Nachts.

Im folgenden Jahre schrieb er:

6) An die Frau von Lengefeld in Rudolstadt.

(Wenn Herr Th. noch Briefcopien von mir hat, und senden kann, so sendet er sie nach Rudolstadt.)

Liebe Lengefeld!

Zwei Worte. Ich bin gesund, gesünder als lange nie. Meine Frau ist es auch, wie sie es sein kann, meine Kinder deßgleichen. Oft, oft dacht' ich an Sie — besonders am Auffahrtstage. Gott! wie kurz sind die reinsten Freuden des gegenwärtigen Lebens! wie müssen wir nur durch Hoffnung selig sein!

Dank für das Empfangene! Thurneisen wird Ihnen die Briefe senden, aber ich bettle noch Eins. Ich nahm einer Wittwe ein originalähnliches Gemälde Raphaels ab, das ich nicht zu bezahlen vermag. Ich möchte es mir von allen meinen nähern Freunden geschenkt wissen. Senden Sie gelegentlich einen Thaler an Thurneisen, daß Ihr Name auch hinten angeschrieben werde. — Ich bitte nicht um Vergebung.

Pfenniger kömmt eben von Baden mit seiner Familie zurück — Doktor Hoze, der tödtlich krank war, jetzt völlig gesund ist, hat jetzt das Vergnügen, seine Familie bei sich zu haben, und seine jüngere Tochter behalten zu können.

Gerade jetzt arbeit' ich mit heißschwerem Herzen am biblischen Religionsunterricht für Jünglinge — und bin eben in dem Heiligthum der evangelischen Lehre — daß Gott mir vollenden helfe,

was er mich anfangen ließ. [Wahrscheinlich dem 1786 erschienenen Nathanael].

Die herzlichsten Grüße an Ihre herzigen Kinder! Die Gnade des Herrn sei mit uns.

Zürich, den 29. Juni 1785. Lavater.

Wilhelm v. Humboldt[1] gab er 1789 folgendes Stammbuchblatt mit:

7) Liebe Beulwitz-Lengefeld! Ein Zeilchen durch den lieben geistreichen Humboldt mit der Beilage[2] für Mama, statt und zum Theil neben der Correspondenz wird liebreich aufgenommen. Ich bin immer derselbe, schreibend und schweigend und vergesse Unvergeßliche nie. Herzliche Grüße an alles was Beulwitz und Lengefeld heißt.

Zürich, den 16. Oktober 1789.

Lavater.

8) Herzliche Grüße von dem immergleichen Lavater, der wünscht, daß Sie sagen möchten, was Sie für sich in der Folge dieser Handbibliothek wünschen.

Sollten Sie noch einen recht bemittelten Freund wissen, der gern subscribirte, so stehen noch einige Subscriptionen offen. V. und VI. für 1790 kömmt bald nach. 1791 geht regulärer.

Zürich, den 3. Februar 1791.

Lavater.

9) Leben Sie noch? Lieben Sie noch

Richterswil, den 19. August 1791.

Lavater.

[1] Lotte schreibt an Schiller, S. 461, daß H. Lavater „recht richtig beurtheilt hat." Sein Urtheil, wie er es an Forster am 28. Oktober 1789 schreibt, weicht von der Bewunderung der guten chère mère bedeutend ab. Es ist lustig, daß Humboldt gerade das oben gedruckte Zettelchen beschreibt. „An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand."

[2] Ein gedrucktes Gedicht: Bei dem Sarge der besten Mutter und Großmutter, Frau Anna Schurz, geborene Hirzel, Dienstags, den 6. Oktober 1789.

Beilage 2.

Fürſtin Caroline von Schwarzburg-Rudolſtadt.

Die Prinzeſſinnen des Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Fürſtenhauſes ſowie die Prinzen ſtanden mit der chère mère und mit Charlotten in lebhaftem Briefwechſel und freundlichem Verkehr. Auch die Gemahlin des Erbprinzen, nachmalige Fürſtin Caroline, eine geborene Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, die hochbegabte Schweſter der Prinzeſſin Marianne von Preußen und der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, war mit Charlotten, ihrer Schweſter und Frau v. Humboldt innig befreundet. Die hier abgedruckten Briefe ſtellen ihren Charakter und ihren Geiſt in ein helles Licht.

Rudolſtadt, den 20. Oktober 1817.

Ich habe Ihnen, liebe Frau v. Schiller, nicht früher antworten wollen, um den Aufſatz von Goethe und überhaupt das ganze Heft über Morphologie durchgeleſen zu haben, weil ich hoffte, vielleicht noch mehr über Hrn. v. Schiller zu finden. — Sehen Sie nun, daß ich doch nicht ganz unrecht hatte, wenn es mir bei Goethe ſo vorkam, als ob er Schiller nicht ſo liebte, wie mein Herz es verlangte, wenn mich Goethe nicht zurückſtoßen ſollte. Doch ſeinen Werth hat er am Ende erkennen lernen, und nun kömmt mir Goethe auch anders vor. Was er über ihn ſagt, freute mich ſehr, denn er hat ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mehr noch als dieſes, denn er geſteht es ja, daß er ihn liebt.

Was er über Italien ſagt und welche Gedanken dadurch in ihm erwachten, intereſſierte mich ſehr, weil ich ſie mit den meinigen verglich, als ich aus dieſem herrlichen Lande zurückkam. Recht ſonderbar iſt es, daß auch mir die Natur viel näher rückte, aber auf eine ganz andere Weiſe. Goethe unterſuchte ſie wiſſenſchaftlich, ich betrachtete ſie in moraliſcher Hinſicht und wollte ſie in dieſer Hinſicht enträthſeln lernen. Beſonders darum war mir St. Pierre's Harmonie de la nature ſo unendlich viel werth.

Wie ſchade, daß Sie meinen Bruder nicht über Griechenland, die Türkei und Aſien haben erzählen hören; nun kann ich weitere

Vergleichungen anſtellen, da denn doch eigentlich das Vergleichen meine Paſſion iſt.

Vielleicht muß ich bald nach Homburg, es mag kommen wie es will. Vergeſſen Sie nur nicht Ihre treue Caroline.

Rudolſtadt, den 4. Mai 1818.

Sie wiſſen, daß wir die Bekanntſchaft des Großfürſten[1] gemacht haben. Wenn ich ihn betrachtete und anhörte, mußte ich mir immer die Großfürſtin Maria dabei denken und mir ſagen, wie ſehr muß ſie dieſen Bruder lieben — aber ſie hat auch Recht, wenn ſie ihn recht von Herzen liebt. Es iſt ein recht liebenswürdiger und wohlgezogener junger Herr, wie mir wenige vorgekommen ſind. Nun er iſt des Kaiſers Bruder — und einen ſolchen Kaiſer möge Gott lang erhalten, denn ſolche ſind ſelten und ein wahrer Segen für die Welt. Wenn ich Sie wieder ſehe, wollen wir viel von Ernſt ſprechen, es läßt ſich vieles von ihm ſagen. Leben Sie recht wohl! Gott gebe uns bald ein frohes Wiederſehen.

Roudolstadt, le 13. Mai 1818.

Ce n'est pas, Madame, sans la plus vive émotion que j'ai parcouru le contenu de votre dernière lettre.

L'honneur de l'alliance pour notre maison, le bonheur d'une union avec un prince aussi fait pour plaire et être aimé, enfin tous les avantages d'un pareil évènement s'offrent à moi le plus distinctement possible.

Mais d'un autre côté cette abjuration de la foi dans laquelle on est né. Car on a beau dire que ce n'est point une abjuration, la confirmation n'ayant point eu lieu; une jeune fille de quatorze ans a eu le temps de s'instruire dans la foi de ses pères — ce n'est plus à cet âge qu'on change de manière de penser sur un point qu'on a regardé comme le plus essentiel. Nous respectons toutes les confessions et

[1] Nikolaus.

surément nous serions restés grecs si nous étions nés pour le devenir, mais cet enfant étant née pour embrasser le protestantisme ce serait lui apprendre à se jouer de tout ce qu'il y a de plus saint au monde si on voulait l'engager à changer de foi pour une raison mondaine.

Voilà bien surément, Madame, ce que ma soeur et son mari penseraient là-dessus si on leur en demandait leur avis.

Vous le savez tout aussi bien que moi que la première règle du christianisme est „ne faites pas aux autres ce que vous ne voudriez pas qu'on vous fît à vous-même.“ Croyez vous, Madame, que l'empereur aurait permis à une de ses soeurs d'embrasser le protestantisme par vues humaines?

Non sans doute. Combien celà est loin de lui ressembler.

L'empereur qui fait la loi, l'empereur qui a créé la sainte alliance, cet empereur si digne de sa grande puissance n'en disposera-t-il-pas pour faire cesser cette loi ancienne et antichrétienne qui fait changer ainsi de religion à toutes les princesses appelées en Russie.

Il serait bien digne de lui de donner le grand exemple, que c'est bien par toutes les actions de son règne qu'il ouvre le chemin aux maximes chrétiennes, comme il le fait dans la politique, afin qu'elles servent de base en tout.

Veuillez, madame, faire mes complimens au comte Edling et lui montrer ces lignes en réponse à se dont il vous a chargé pour moi. Dites lui que j'espérais bien que celà ne l'empêcherait pas de suivre son plan de cet été où il nous fait espérer de venir nous voir.

Faites en de même, madame, et croyez que ce sera avec un grand plaisir que vous reverra

Caroline.

Le 18. Mai 1818.

Vous dites trois choses, madame, dans votre lettre à madame votre mère au sujet de la lettre que j'ai eu l'honneur

de vous adresser, qui me paraissent exiger quelques explications de ma part pour vous mettre entièrement au fait de notre manière de voir ici, afin que vous puissiez répondre distinctement à toutes les questions qu'on pourrait vous faire au sujet du projet en question.

I. Que ma lettre n'aiderait à rien. — Croyez vous, Madame, que nous voulions engager l'empereur à faire cesser l'usage qui fait changer de religion aux princesses qui entrent dans sa famille? Non sans doute, Madame, nous ne voulons point que Lilli change de religion, voilà tout, comme l'empereur ne veut point de belle soeur protestante. Ce que je dis sur cet usage c'est ma façon de penser et point du tout autre chose. Alſo bloß meine frommen Wünſche.

II. Qu'il n'y a que quelques cérémonies dans le rite grec qui diffèrent du notre. — Une cérémonie sans foi, est une momerie. Lilli ne doit point faire de momerie de ce qu'il y a de plus saint au monde. Comme elle est trop formée et instruite de sa religion pour adopter ces cérémonies avec foi, vous voyez donc, Madame, qu'il est impossible de penser à l'engager de changer de religion.

III. Que pour le bien qu'elle pourrait faire dans une place plus élevée, ce ne serait plus par raison mondaine qu'elle changerait de religion.

Der Zweck alſo könnte die Mittel heiligen?

Non, Madame, jamais, c'est justement ce principe-là qui a amené les révolutions, les meurtres, les trahisons et tous les maux de ce monde enfin. Dieu nous en garde à jamais. Si vous voulez y réfléchir un moment vous trouverez tout comme moi que c'est là la raison de tous les malheurs que nous avons vus.

Hombourg, le 23. Juillet 1818.

Combien, Madame, votre lettre par mon oncle Christian ma ôté un gros poid du coeur.

Je trouve d'après la réponse du comte Edling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, tous les parens qui profiteraient de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir le malheur de voir leur enfant malheureux; und dieſe Strafe iſt bis jetzt recht reichlich eingetroffen.

L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Rußland kann kein Deutſcher gedeihen.

Mais au nom de Dieu que celà reste entre nous.

Gottlob, daß dieſes Ungewitter für uns vorübergezogen iſt.

Ici nous sommes très-heureux et contents de notre Anglaise, elle est excellente et si bonne qu'elle nous a bien touchées souvent.

Dites à madame de Wolzogen que Hombourg a déjà pris tout une autre figure, tant il y a que c'est pourtant une bien bonne chose que l'argent; und daß unſer Alter recht zufrieden wäre. Jamais je n'ai vu de femme plus soumise et plus complaisante pour son mari qu'elle, und es iſt wirklich bewunderungswürdig, wie dieſe zwei Menſchen für einander geſchaffen ſind.

N'oubliez au moins pas, Madame, que vous voulez venir à Roudolstadt, je me réjouis infiniment de vous y voir et de vous raconter tout ce qui pourra vous intéresser au sujet de notre colonie anglaise ici.

Adieu, Madame; n'oubliez pas votre vieille amie

Caroline.

Combien je me suis réjouie de la naissance du petit Duc de Weimar, veuillez féliciter de ma part ma tante et la Grande Duchesse et mon cousin.

II.

Caroline von Wolzogen,

geborne von Lengefeld,

geboren den 3. Februar 1763, gestorben den 11. Januar 1847.

Donnerstags.

Liebe Seele! Sehr wohl thaten mir deine lieben Zeilen. Nein, Liebe, wir wollen uns nicht fern leben; — wenn mein Herz sich ganz und eins fühlen soll, möcht' es nur euch sein. Ich bin glücklich mit Carolinen; wir wirken nur wohlthätig aufeinander. Schön wird es sein, wenn wir in einem Kreis versammelt leben. Den G. S.[1] sahe ich alle Tage, aber ich konnte noch wenig mit ihm eigentlich sprechen. In der Assemblée war der Herzog von Gotha, den er entretenieren mußte. Dieser unterhielt mich sehr von dem bien aimé Epoux, dem er auch gleicht, im Aeußeren und am Verstand; — unleidlich ist er nicht ganz, aber prätentiös. Mit viel Liebe denkt der G. S. euer; das Bild wird sehr hübsch; ich glaube noch nicht fertig; er malt es sehr fleißig aus; — ich bin begierig noch mehr mit dem G. S. zu reden. — Er hat einen Discurs mit mir gehalten über die Prinzeß Louise[2] vor dem Herzog von Gotha, um diesem Lust zur Partie zu machen, der gar komisch war.

[1] Goldschatz, Dalberg. Ueber das Bild Sch. an Körner II. S. 184.
[2] Von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1775.

Adieu, Liebste! Süß und wohl ruht mein Herz in dem Gedanken deines Glücks, und daß Sch. nicht einsam ist.

Ewig mit gleicher Liebe dein.

(Rudolstadt, den 19. Mai 1790).

Nur ein Wort, liebste Seelen, durch den Boten.[1] Ach eure Briefe[2] thaten mir gestern so wohl. Nach Pfingsten denke ich zu euch zu kommen. Ach, ihr Lieben, möchte mein ganzes Leben bald euer sein können! Mein Herz ist oft voll unaussprechlicher Sehnsucht, doch so, daß ich's noch trage, also seid nicht bang um mich. — Ja wohl möchten wir deinen Papa und Mama einmal sehen; es freut mich recht, daß sie besser ist. Von der Insel[3] aus haben wir ja gar nicht weit.

Von Paulus hörte ich nichts bei ihrer Durchreise. Mit Gleichen[4] habe ich letzt einen metaphysischen Discurs gehabt, daß uns Beiden die Köpfe wie vernagelt waren. Es kam über Kants Träume eines Geisterſehers. Die Geläufigkeit seiner Zunge kannst du dir nicht denken, sobald es auf Zeit und Raum und Materie und Kraft kam; auch lasen wir nur zwei Seiten, so viel fand er zu disputiren.

Freitag frühe (Rudolstadt, December 1790).

Dank für den Brief. — Der S. ist gar lieb; man fühlt, wie tief ihm das Zusammensein mit Sch. geblieben ist. Ich bin einmal von guten Geistern umgeben und habe freundliche Ahnungen; ich meine, der △[5] werde so höflich sein, sich bald zu empfehlen. Es freut mich inzwischen sehr, daß es euch jetzt leidlich in Jena ist, und daß ihr einigen Umgang habt.

[1] Der Mittwochs ging.
[2] Schillers Brief, lit. Nachlaß der Frau v. Wolzogen (I. S. 381—87).
[3] Der glücklichen Insel, die bei Dalberg gehofft wurde.
[4] Ueber seine Studien vergl. Schs. Leben, S. 125. Sch. an K. III. S. 107.
[5] Der Kurfürst von Mainz.

O.[1] lebt ganz dem Bacchus, und ist so glücklich in dieser Stimmung, daß sein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich sehe ihn fast gar nicht.

Die Li.[2] kommt erst gegen den 15. Januar, und da sie immer nicht wohl ist, so ist's besser, sie geht gerade nach E.[3] (das werde ich ihr auch schreiben) und kommt zu euch in besserer Jahreszeit.

Rudolstadt 1790.

Liebe Lollo! Sei doch so gut und schicke mir die Thalia; ich habe das Stück noch gar nicht gehabt, in welchem die Fortsetzung der Dido ist.

Das Bild[4] schreibt vor einigen Tagen, der Sch. würde im September nach Constanz gehen, weil der Alte so gar schwach sei, und die Sachen so verworren stünden. Ich bin begierig ob es wahr ist. — Das wünschte ich nur sehr für Sch. und deine Gesundheit, daß ihr eine andere Einrichtung mit dem Essen machen könntet, wenn ihr in Jena bleiben wollt. Das harte Fleisch muß Sch. schaden, und ich glaube auch dein harter Magen kommt daher.

Rudolstadt (Winter 1790—91).

Guten Morgen, liebe Lollo! — Eben habe ich eine Landschaft bei dem H.[5] angefangen, die mich freut. Es ist erstaunlich, wie viel einem die Malerei zu denken gibt, und wie alle Kräfte des Geistes in ihr aufgeregt werden. Wenn ich auch nie etwas Schönes mache, so sind mir doch die Stunden erstaunlich werth, wenn ich mit vollem Sinn dabei bin.

Habt Ihr noch nichts vom S. gehört? Er hat mir gar lieb geantwortet und eine große Freude über das Mährchen

[1] Ours, d. h. Beulwitz.
[2] v. Dacheröden.
[3] Erfurt.
[4] v. Dacheröden, junior.
[5] Der Name fehlt.

gehabt; er ist gar zu lieb, und es ist ihm ein ordentliches Anliegen mich durch etwas interessiert zu wissen. Ich habe den Brief so lieb, daß ich ihn nicht schicken kann. Er schreibt, er hätte mit der Stein von mir gesprochen; wenn du sie siehst, so möcht' ich wissen was. Du mußt es aber sehr klug anfangen und ja nicht sagen, daß er mir geschrieben. Ich fürchte, es ist ein heimlich Geklatsche mit der chère mère und der Stein, und sie will etwa anbringen, daß der S. den [1] O. einmal nehmen soll. Das wäre mir gar unerträglich und abscheulich indiskret; aber die chère mère kann sich das zu rechte legen und Alles zum Besten kehren wollen einmal nicht abgewöhnen, und die Stein thut auch gern etwas Ungeheißenes, um sich geltend zu machen. Unerträglich wäre es mir, wenn der S. sich einbilden könnte, ich wollte jemals sous main etwas von ihm erlangen, was ich ihm nicht gerade selbst sagen könnte. Ich sehne mich so nach einer lieben Gestalt, und ist, dem Himmel sei Dank, nur noch ein Monat bis die Li. nach E. kommt. Ich sinne darauf, wie wir den Neujahrstag zusammen sein könnten; — die alte Gewohnheit muß nicht abkommen; — ich weiß nur nicht, wo wir uns recht etablieren und denke auch, es macht dir zu viel Kram, wenn ich nach Jena käme mit der Li., und Sch. darf nicht wegreisen. Zu mir lass' ich Li. nicht kommen, weil ich dann nicht so leicht nach E. reisen kann.

Nimm dich ja in Acht mit der Stein, liebe Lollo, und laß es lieber ganz sein, wenn es nicht leicht herbeizuführen ist. Eigentlich ist's so eine kindische Neugier, denn in ein Paar Wochen erfahre ich's so. — Ich bin begierig, wie dir das Aderlassen bekommt.

Frage doch Sch., ob er das Leben von Turgot gelesen? Mich hat lange nichts so interessiert; ich kann's schicken. So ein harmonischer, rein umschriebener Mensch muß es gewesen sein; ich glaube nicht, daß unser Jahrhundert viele so aufweisen wird.

[1] Beulwitz.

(Sommer 1791).

Es soll uns recht freuen dich mit Bill zu sehen; ich hoffe, Sch. ist so leidlich, daß du mit Ruhe kommen kannst. Ich finde das Projekt recht gut.

Sei doch so gut, und bringe mir auch die ersten Thalias mit. — Das Ende der Dido freute mich sehr.

(Januar 1792).

Guten Morgen, liebe Lollo! Es freut mich gar sehr, daß es Euch so gut geht. — Mir ist's auch ordentlich leicht zu Muthe, daß die Tage vorbei sind, in denen sich Sch. Krankheit im vergangenen Jahre anfieng.

Wolzogen hat mir geschrieben, daß er Legationsrath geworden sei,[1] aber wenn er von Gage spräche, wäre der Herzog taub. Er wartet alle Tage auf den Befehl zur Abreise nach Paris.

Die Nachricht mit dem Alten △ ist widerrufen; — dem Himmel sei Dank. Dem S. sein Brief ist gar lieb; — die chère mère hat ihn noch. — Der Alte wird ja einmal die Reise antreten, von der keine Wiederkehr ist. — Dem guten Schicksal sei Dank, daß für den Moment gesorgt ist. Was sagt denn der H. von Weimar wohl zur Pension?[2]

Wolzogen schreibt mir auch, daß er es in der Fr. Zeitung gelesen, aber er glaube es noch nicht. Wenn Sch. einmal an Wolzogen schreibt, so sag' ihm doch, er möchte, wenn er nach Paris käme, viel Aufsätze schicken über politische Dinge. Er übt sich doch dadurch im Stil und muß sich die Ideen mehr in's Klare bringen.

Der Montesquieu macht mir jetzt viel Freude; es ist doch ein erstaunender Scharfsinn darin. Aber mir scheint, er verwickelt noch zu viel, weil er's mit Niemand verderben mag.

[1] Den 19. December, Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 144.

[2] Die vom Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann.

(Erfurt, den 2. April 1792). Montags früh.

Liebe Lollo! Ich danke dir sehr für deine treue Meinung. Ich kann nichts übel finden, was du meinst zu meinem Besten zu sagen, aber sehr fatal ist mir's, daß ihr durchaus dieß von der ungraziösen Seite ansehen wollt. Eben weil ich meinte, Sch. könnte meinen, meine Situation mit dem S. könne seine Verhältnisse berühren, so machte ich mir's zur Regel offen darüber zu sein. Ich habe nichts gethan, was mich compromittieren könnte, also noch weniger euch. — Ich habe mir diese Art der Existenz mit dem S. zum Lebensplan gemacht, und ich muß mich selbst durch längere Bekanntschaft mit seinem Wesen überzeugen, ob er auszuführen ist oder nicht. — Ich glaube fast jetzt, daß ihr Recht habt, und daß er keine Consequenz in dieser Art von Gefühlen hat; — doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele eine andre Richtung zu geben. Diese Zeit jetzt habe ich dazu bestimmt, weil sich die Umstände nicht so leicht wieder so treffen werden. Vor der Welt ist gar nichts Auffallendes, daß ich bei der Li. bin. Die üble Laune des S. berührt gar nichts, was zwischen uns ist, denn Dom.[1] hat gesagt, sie sei seit einem Vierteljahr. Bei der Li. Niederkunft zu sein, ist meiner Ruhe durchaus nöthig.

Wegen der Reise hierher kann ich's nicht anders ansehen, als daß, ehe Ihr nach Dresden geht, es nöthig ist, hierher zu kommen, oder gleich hernach. Den S. muß man nicht behandeln wie andre Menschen von großem Sinn, denen das Gemeine nicht einfällt. Die Welt hat manche Hefen in ihn gelegt, und da er gewohnt ist, daß alle Menschen immer absichtsvoll gegen ihn handeln, so muß man sich darin sehr mit ihm hüten. Er fragte mich letzt, ob du den Sommer vielleicht läsest? Ich sagte, ich glaube, wenn's deine Gesundheit litte, thätest du es gern, weil du wünschtest noch etwas für den H. von Weimar zu thun, da du ihm einige Jahre in nichts hättest dienen können. Er sagte, es sei sehr recht; doch hättest du ja das erste Jahr gelesen, und recht schien er's nicht zu

[1] Professor Dominicus.

begreifen. — Er iſt mit dem H. von Weimar geſpannt, und eine Art von Befangenheit und des Miſchens der Eigenheit in alle Verhältniſſe, die ich ſonſt nicht an ihm fand, fällt mir jetzt oft auf.

Bill hat einen Aufſatz unter der Feder über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates; er möchte ihn gern in die Thalia haben, wenn nach dem neueren Plan noch ſolche Sachen aufgenommen werden. Er iſt acht Bogen ſtark. Nicht wahr, Göſchen gibt 8 Thlr. für den Bogen? Er hat ſo eine Freude an dem Geld, weil es das erſte iſt, das er erwirbt. Wenn du kannſt, ſo nimm ihn; es macht ihm große Freude. Ich finde ihn intereſſant. Er iſt mit erſtaunender Freiheit geſchrieben, und die Ideen ſcheinen mir gerade nicht neu, aber eigen geſtellt und zuſammengereiht. Wenn du willſt, will ich's veranſtalten, daß du ihn ſiehſt und dann doch ihn ausſchlagen kannſt, ohne zu beleidigen. Wenn du ihn nicht brauchen kannſt, ſo will er ihn gern in den Merkur haben; da kannſt du wohl dazu helfen? Aber Geld will er dann.

Wir ſind voller Finanzſpekulationen. Die Li. will auch überſetzen für's Geld, und ich ſchreibe einen Band Mährchen, und wenn ſie nichts taugen, will ich auch überſetzen, um Geld zu haben.

Die Mémoires de Retz will dir Bill gern überſetzen, wenn du ſie brauchſt, und will dir ein paar Bogen zur Probe ſchicken. Auch Memoiren aus dem mittlern Zeitalter will er überſetzen. Mit dem Retz ſchreib doch im nächſten Brief, ob du ihn willſt. — Willſt du etwas aus dem Mirabeau überſetzt, sur les fêtes publiques? Das wäre intereſſant für die Thalia. Schreib es auch gleich; Du ſollſt es in ein paar Tagen haben.

Adieu, Ihr Liebſten! Ich umarme Euch herzlich. Seid nicht bang um mich. Es thut mir weh, daß ich's ſagen muß; — aber ſeid gewiß, daß ich nichts thun kann, was unwerth unſrer heiligen Freundſchaft iſt. Adieu!

(Um dieſelbe Zeit.)

Liebe Lollo! Ich bitte dich, höre auf dich und mich mit Bedenklichkeiten zu plagen, über die wir ja ſchon hundertmal

gesprochen haben. Mir kann Niemand helfen als ich selbst; und du wirst mir doch hoffentlich den Verstand zutrauen, daß ich bei allen Arrangements, sie mögen ausfallen wie sie wollen, dahin sehen werde, daß du nichts von deinen Revenuen verlierst, da ich weiß, wie nöthig du sie brauchst. — Es ruht ja Alles darauf, daß ich vom O. so viel erhalte, um für mich leben zu können; und wenn er das ausschlägt, so weißt du ja, daß ich den Plan nicht ausführe, sondern mich so für frei halte, um meiner Phantasie nach zu leben. — Wenn die chère mère auch nur 500 Thlr. mit der Pension hat, und ich 300 Thlr. vom O., so könnte sie dir 200 Thlr. geben, und wir hätten 600 Thlr., von denen sich gut leben läßt. Auf den Verdienst habe ich ja gar nicht gerechnet. Vor dem Nichtshaben werde ich mich sicher hüten, denn für eine Frau ist's das größte Unglück. — Auch immer entweder bei Li. oder dir im Hause leben zu müssen, ohne eine besondere eigene Wohnung haben zu können, würde mich unglücklich machen. Es gibt Feinheiten, die im ungetrennten Umgang immer verlöschen, und da ich jetzt empfindlich und übellaunig werde und meiner Distraktionen und großen Liebe zur Freiheit wegen oft selbst unleidlich bin, so werde ich bei jedem Arrangement darauf sehen, immer eine Retirade zu haben, wo ich ganz ungestört bleiben kann. Nahe hoffe ich euch zu leben, und das ist zu meinem Glücke nöthig. Möchte nur das Schicksal bald einen festen Wohnplatz zeigen!

Wenn ich eher sterben sollte als □,[1] so könnte sie in einem kleinen Ort doch auch auskommen, und wenn der G. S. bis dahin etwas haben sollte, so weiß ich auch, daß er ihr auf meine Bitte etwas gäbe, und ihr ist's nicht drückend etwas zu nehmen. — Mache dich ruhig, liebe Seele, und laß den Dingen ihren Lauf. Ich habe bei nichts, was ich that, noch so empfunden, was die Nothwendigkeit in meinem eigenen Wesen ist, die mich dazu treibt.

[1] Chère mère.

Klüger könnte es vielleicht sein, es ferner so fortzuziehen mit O., aber besser ist es nicht.

Adieu Liebes! Sch. tausend Grüße.

Wie geht es euch, meine Lieben? Ich wünschte so sehr ihr wäret mit uns. Ich habe ein freundlich harmonisches Dasein zwischen Li. und Bill, und wir haben recht schöne Abende. Bill übersetzt uns aus dem Plato oder andern alten Schriftstellern; er besitzt die Sprachen sehr; er ist ein gar feines Wesen. Der S. sagte letzt von ihm, er käme ihm vor wie ein altes Kunstwerk, so rein und fein ausgearbeitet; ich glaube, du würdest ihn jetzt sehr passend für dich finden, liebster Sch. Der S. grüßt euch, so oft er mich sieht, und hat letzt recht gelacht, da ich ihm sagte du hättest prophezeiht, sein Papa müßte bald sterben. Er sagte, nein, er befände sich sehr wohl. — Der liebe S. ist noch nicht so offen gegen mich als ich's wünschte, doch wird es noch kommen. — Alles deutet mir, daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch sch — — lassen, hat er letzt der Li. wieder gesagt. Die Seele wird mir merklich stiller, und die Gewißheit, daß ich Zeit habe, Alles rein auszuspinnen, macht mir wohl. Der □ hast du doch nichts davon gesagt? Sie muß ruhig bleiben, bis ich ihr etwas Festes und Klares sagen kann. Ich muß fühlen, was ich dem S. sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben.

Es wäre eine schöne edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben.

Lebt wohl, meine Theuren! Ich wünsche euch Stille und Wohlsein. — Ich kann einmal gar ruhig lesen, und habe eben die Metaphysik und das System von Kant durch und finde mich so innig wohl und helle darnach. Es geht einem eine unbekannte Tiefe der Menschheit in dieser Schrift auf. Lies doch Travail sur l'éducation publique par Mirabeau l'aîné. Es ist voll trefflicher

Sachen und wird dich freuen. — Ich bin begierig, was du darüber sagst. — Die chère mère denke ich mir schon in Weimar.

Montags früh.

Schreib doch dem S. einmal liebster Sch. Ueber die Pension [1] hat er mir kein Wort gesagt. Eine Art von Schmerz, es nicht selbst haben thun zu können, scheint mir in ihm — es ist natürlich und fein.

Donnerstag früh.

Mir ist als hörte ich lang nichts von euch, und sehne mich herzlich darnach! Die Kälte und Nässe macht nun wohl Sch. Kommen sobald nicht möglich. — Der S. hat sich sehr über die Dido gefreut; — ich wünschte nur noch die Reise in die Unterwelt. Wir leben und weben jetzt recht in griechischer Literatur. Bill liest uns den Jon des Euripides; es scheint mir, als verstünde er die Sprache sehr, und im deutschen Ausdruck hat er sehr viel Geschmeidigkeit; immer finde ich ihn interessanter und einen der seltenen Menschen, die sich mit der ganzen Seele an fremder Größe und Schönheit weiden können, ohne alle Prätension und Anspannung, der durch's Empfangen unendlich viel gibt.

Der Tod des Kaisers hat dem S. viel Schreibereien verursacht, und da haben wir seit acht Tagen fast Niemand gesehen. — Die Leute hier sind doch gar nicht inkommod, aber fürchterlich dumm, wenn man sie einmal haben muß. — Am Dienstag war Bode hier. Der S. wollte haben, ich sollte ihn recht ehren, damit er nicht böse würde, und das hat mir auch seine große Freundschaft zugezogen, daß er sogar nach Rudolstadt kommen will, mich zu besuchen.

Die Herzogin von Curland ist in Warschau, und Hr. Schulze scheint ein großes Licht zu sein und in den Geschäften zu wirken. — Der S. hat mir tausend Grüße an euch aufgetragen. Er war sehr lieb und offen und hängt noch immer ganz an der Idee mit

[1] Von Dänemark.

uns zu leben. Doch hat er Bill gesagt, sobald er etwas hätte, würde er Sch. eine Pension geben und die völligste Freiheit zu leben, wo er wollte. Es freut mich, weil Sch. es wünschte. — Möchte der gute S. nur bald etwas haben! Er sagte mir, da ich allein mit ihm war, es sei sehr möglich, daß sich eine andere Aussicht für ihn eröffnete, als die Mainzer; ich glaube nach Würzburg; aber das Projekt mit uns zu leben, würde nichts stören. Er fragte, ob Ihr nicht bald einmal zu ihm kämet, und ich sagte, daß Sch. Kränklichkeit ihm nicht leicht erlaubte, anders als aus seinem Hause zu sein.

Mit dem Plan vom O. zu gehen war der S. ganz zufrieden. — Bill hat es nicht lassen können, mit dem S. über die Finanzen zu sprechen, und es ärgerte mich beinahe. Der S. sagte, er fürchtete ich würde zu generös sein mit O: — ich sagte ihm aber kurz, ich würde es so vernünftig als möglich machen; ich sei nicht leichtsinnig darüber, und ein unabhängiges Dasein sei mir nöthig. Der S. war gar lieb, und jetzt muß er gar nicht denken, daß ich zu wenig haben könnte, weil ich durchaus jetzt nichts von ihm annehmen könnte. Wenn er etwas hat, würde ich's ohne Bedenken, da unser Verhältniß jetzt nur freundschaftlich ist, obgleich von eigener, zarter Form, durch unsre beiderseitige Individualität. — Hier etwas vom Arioſt; wenn Sch. die deutsche Uebersetzung dazu nähme, so kann ich die französische hier behalten. In der nächsten Thalia muß doch wohl das Ende des Gesangs kommen! Ich schicke es nächstens.

Den 15.

Herzlich freut es mich, daß die Reise[1] Sch. gut anschlägt. Mir war auch wieder weh, daß die fatalen Krämpfe Sch. in der mildesten Luft wieder angefallen hatten. Ich denke, das Leben mit so lieben Menschen als K. und die Bewegung und Neuheit werden Euch wohl thun. Armes Kind, deine Unruhe bei jedem Ausfluge

[1] Nach Dresden zu Körner.

ist wohl natürlich, da du so viel Uebel im vergangenen Jahr bei allen erfahren hattest. — Ich fürchte Fischenichs Prognosticon über den alten △ [1] ist falsch. Der S. versicherte mich letzt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen sprach, er präpariere sich darauf, daß er 90 Jahr alt würde, denn eine eisernere Natur könne man sich nicht denken, und er hätte sehr diät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

Letzt war die Stollberg hier, die älteste, der Mann ist in Dresden. Sie ist interessant und hat einen Zug in der Vorstellungsart, den ich selten bei Frauen fand. Ihn mag ich auch wohl; mit Beiden scheints leicht umgehen zu sein; es umweht sie doch poetische Luft, in der man immer frei athmet. Nur bigott sollen sie sehr sein. Karoline ist noch immer nicht niedergekommen, aber recht wohl. Mir ist's recht gut, und die Natur freut mich unbeschreiblich, da ich sie so jugendlich sehe, ohne fatale Reminiscenzen, die mich immer in R. begleiten.

22. April.

Mit dem Humboldt und dem S. gibt es jetzt alle Tage philosophische Bataillen, und nächstens wird eine bei uns sein; es macht mir Spaß zu hören.

Bills Aufsatz geht von den Prinzipien aus, daß die Wirksamkeit des Staates positiv nur Sicherheit der Bürger bewirken könne, und daß das ganze Dasein der Menschen sich am schönsten und unter einander am harmonischesten durch Freiheit entwickle. Damit ist der S. auch eins; aber bei aller Anwendung auf einzelne Fälle wandelt ihn doch die Lust zu regieren und mehr zu wirken an. Er schreibt seine Meinung auf, und es ist wirklich interessant, aber sehr schwer ist's ihm fremde Ideen rein begreiflich zu machen. Der Streit würde Sch. Spaß machen, und Beide wünschen ihn oft dazu.

[1] Von Mainz.

Geſtern war ein Hofgeſicht von Mainz da. So etwas Plattes habe ich nicht leicht geſehen.

Göriz und Fichard waren geſtern da, und wie ich in die Aſſemblee kam, ſtanden ſie in einem Fenſter und kannten keine Seele; ſie haben dann beim S. ſoupiert und ſchienen ganz zufrieden.

Ich glaube wohl, daß es ſchön bei euch iſt, und hoffe, daß die Reiſe euch wohl thun wird.

Den 22. (Mai).

Ich wünſchte, du wäreſt jetzt nach R. zur chère mère gegangen und Sch. hätte uns unterdeſſen hier beſuchen können, wenn es warmes Wetter gibt. Die Li. läßt ihn gar ſchön zur Taufe einladen, die Montags iſt. Er kann auch im Hauſe bei uns logieren, um das Spital vollkommen zu machen. — Bill war auch in dieſen Tagen krank und ich ſticke von Krämpfen.

(Erfurt, Juni 1792).

Liebe Lollo! Nur ein Wort durch die Ulrike.[1]

Bitte doch Sch., wenn er dem S. noch nicht das Memoire von Adlerskron zugeſchickt hat, daß er noch ein wenig warte. Adlerskron habe ich letzt das Projekt mit dem Engländer[2] geſchrieben, von dem er ganz enchantiert iſt; nun will ich ihm ſchreiben, er ſoll einen Brief an Sch. ſchreiben, den dieſer dem S. ſchicken kann, und in dem er ſeine Wünſche und Anſichten des Lebens detailliert. Er ſchreibt, daß er viel lieber Erzieher ſein wollte als im ruſſiſchen Dienſt, und da der S. ſelbſt auf Adlerskron für den Engländer fiel, ſo wird er ſich dann auch intereſſieren. Iſt es ſchon fort, ſo ſchadet es auch nichts, nur müßte man dann Griev ſeine Antwort abwarten, daß man ſich nicht mit den zwei Projekten beim S. trägt.

Adieu Liebe! Morgen mehr. Wir umarmen Euch herzlich!

[1] v. Beulwitz, ihre Schwägerin.

[2] Körner glaubte ſpäter eine Stelle für ihn zu haben. An S. II. S. 353. Auch an Herrn v. Kalb empfahl ihn Sch.

Guten Morgen, liebe Lollo! Verzeih, daß du durch Göriz nichts von mir erhieltest, aber ich konnte vor der Taufe nicht dazu kommen. Eilends will ich dir nur einen Reiſeplan, den ich gemacht, vorlegen. Die künftige Woche will ich von hier abgehen; ich dächte du kämeſt da mit Schiller hierher gefahren und gingeſt dann mit mir nach Rudolſtadt.

Göriz ſagte mir auch ſo, daß die Tour zu Pferd für Sch. etwas ſtark ſei, und zurück reiten kann er ja dann. Li. und Bill werden ſich auch freuen, dich zu ſehen. Schreib mir auch, ob wir in Eurer Chaiſe nach R. fahren können,[1] wenn Sch. reitet, oder ob ich hier eine beſtelle — ſonſt beſtell' ich nur Pferde. Der S. freut ſich ſehr, Sch. Montags zu ſehen. Er iſt jetzt erſtaunt unruhig und beſchäftigt wegen dummer Arrangements des Alten mit dem Militär, das hier fort ſoll und nicht will. Auch kommt ein Durchmarſch von Preußen hier durch, was den S. ſehr plagt. Dem ungeachtet ſchreibt er aber immer Bücher dabei. Dom. grüßt und freut ſich ſehr, Euch zu ſehen.

Donnerſtag früh.

Schreib mir ja mit der morgenden Poſt, Liebe, ſonſt muß ich nach Rudolſtadt ſchreiben.

Sch. hoffe ich in jedem Fall noch hier zu ſehen.

(Rudolſtadt, Juli oder Auguſt 1792).

Liebe Lollo! Wie geht es dir?[2] Ich hoffe wieder beſſer. Ich denke auch, wenn Karoline wieder weg von mir iſt, nach Jena zu kommen. Ohne Karoline wäre es mir jetzt ganz unerträglich hier; ich weiß noch nicht wie lang ſie bleiben kann. Bill iſt's auch zu unruhig hier im Hauſe um ſich geiſtig zu beſchäftigen.

Von Conſtanz habe ich noch nichts wieder gehört. Der Trabant[3]

[1] Siehe oben S. 5.

[2] L. litt an Krämpfen.

[3] v. Adlerskron, der ſich damals in Stuttgart aufhielt.

muß ja nun den Brief bald ſchicken, und Sch. hat dem S. wohl ſo geſchrieben. Ich wünſchte ſehr, daß der S. jetzt nicht glauben könnte, daß ihn Sch. vernachläſſigte.

Adieu, Liebe! Sch. herzliche Grüße.

Montag früh.

Wolzogen ſchreibt mir, daß er bald wieder nach Paris geſchickt wird, und grüßt dich und Sch.

(Erfurt, Ende September bis Anfang Oktober).

Danke für deine lieben Briefe, liebe Lollo; es freut mich innig, daß es Euch ſo gut geht.

Die Morgen ſind mir ganz leidlich, und ich lebe ſie gar ſelig in der Hoffnung des Verdienſtes mit den Mährchen. Nächſtens ſchicke ich zwei; es ſind ſchon alt angefangene, die ich fertig mache.

Huber ärgert mich recht; ſich und D[1] ſo lange Jahre hindurch zu täuſchen, iſt doch gar zu platt und inconſequent.

Ich denke, der Alte △ wird eheſtens in Erfurt ſitzen; aus Neugierde möcht' ich ihn dann wohl ſehen. Ich habe eine Ahnung, als gäben die Oeſterreicher Mainz nicht wieder heraus, wenn ſie es einmal beſetzen. Doch hoffe ich, daß die ganze Sache eine andere Wendung nimmt, da die Preußen ſich zurückziehen.

So wenig man ſich auch für die Franzoſen intereſſieren kann, ſo freut mich's doch herzlich, daß die Andern mit ihrer Brutalität nicht durchkommen.

Geſtern fand ich von ungefähr in einer Geographie, daß der S. als Fürſt von Conſtanz auch Kanzler der Univerſität Freiburg iſt. Das wär' auch eine Spekulation. Mich verlangt nur ſo nach einem ſicheren Platz, um dann in der Nähe das Landhaus

[1] Dorette, Körners Schwägerin, mit welcher H. verlobt geweſen war. Körner an Schiller II. S. 829.

zu haben. — □ [1] espère toujours pour Gotha, [2] je le desire parce qu'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prier Dieu.

Der arme Trabant, daß ſich nirgends etwas für ihn findet, und ſein letzter Brief war in ſo einer verzweifelnden Situation. Er ſchrieb mir ſeit dem nicht wieder, und vielleicht hat er es begriffen, daß es ihm am beſten wäre, nach Hauſe zu gehen und kommt mit Stegmann. Nachdem was Mama [3] von ſeiner närriſchen Wirthſchaft ſagt, kann man ihm nichts ſchicken; denn viel haben wir nicht, und wenig hilft ihm nichts. — Für dringende Noth iſt er doch durch die Mama gedeckt, und wenn er gar nichts zu leben hätte, könnte er doch ein paar Wochen da Unterhalt finden. Das begreife ich doch auch nicht, wie er nicht lieber gemeiner Soldat würde, als gar nichts. Es thut mir aber recht weh und macht mich unruhig — wenn ſich nur etwas fände. Wenn er dieſen Winter nicht geht, oder kein Geld zur Reiſe hat, ſo fiel mir letzt ein, ihn bei dem Onkel in die Koſt zu thun.

Bill wird ſich des Verdienſtes ſehr freuen!

(Rudolſtadt), Donnerſtag Abend.

Es freut mich, ihr Lieben, daß es ſo leidlich geht; doch iſt mir der Catarrh für Sch. fatal. Hüte ihn ja vor der Kälte. Die bleichen Farben des Herbſtes und der Duft auf den Bergen machen mir gar nicht übel zu Muth. Ich fühle eine Stille, eine Abgeſchiedenheit in der Seele, die nicht ohne Genuß iſt. Doch ſehne ich mich ſehr nach einem lebendigen Weſen.

Die Erbprinzeß [4] fängt an mich etwas zu intereſſieren. Es iſt etwas von äſthetiſchem Stoff in ihr, und das erſte Regen des

[1] Die chère mère.

[2] Wenn das Verhältniß zum Schwarzburgiſchen Hofe mit der Erziehung der Prinzeſſinnen zu Ende gehen ſollte.

[3] Schillers Mutter.

[4] Caroline, geborene Prinzeſſin von Homburg.

Geiſtes in einem Menſchen iſt mir immer angenehm zu ſehen. Sie fühlt ſehr ſtark und lebhaft. Doch iſt's immer ein halber Umgang; ich muß mich halten und zu rechte machen gegen ſie; es würde ihr nicht wohl thun, wenn viel von mir in ſie überginge. Ich möchte wirklich finden, daß ſie mich liebte, dann könnte ich auf ſie wirken mit Freiheit. Die chère mère iſt ganz wohl. Der U. kommt nicht viel in's Haus und iſt ſo human.

Geſtern habe ich einen Brief von Pape.[1] Wenn er beantwortet iſt, will ich ihn ſchicken. Er nimmt ſo herzlichen Antheil und ſagt Sch., daß Reyberg ſich ſehr bereitwillig erklärt hätte.

Schlegel[2] hat noch nicht von Amſterdam antworten können. Der arme Trabant ſagt mir, daß er acht Tage krank geweſen iſt. Wenn du auf die Solitude ſchreibſt, ſo bitte doch, daß ſie manchmal nach ihm fragen laſſen; er dauert mich ſo, daß er ſo allein iſt, und er verſteht die Menſchen nicht leicht anzuziehen.

Der liebe, liebe S., ſein Brief hat mich auch ſehr gerührt. Ich fühlte es auch einigemal im Sprechen, wie es ihn ſchmerzt, ſo gebunden zu ſein.

Wohl iſt es ein engelſchönes Herz, werth, daß man Alles für ihn thue.

Wenn doch der alte Eſel einmal ſtürbe. Gute Nacht, mit dieſem ſchönen Wunſch!

(Anfang Oktober 1792.)

Ich bin begierig, wie das Magnetiſieren[3] auf dich wirkt. Das Projekt iſt recht lieblich mit Lud....[4] Ein freundlicher Himmel und reine Luft ſind doch die erſten Elemente des frohen

[1] H. v. Pape in Hannover, den Schiller in Karlsbad kennen gelernt und auch zur Theilnahme an ſeiner Zeitſchrift eingeladen hatte.

[2] Auguſt Wilhelm, der damals in Holland Hofmeiſter war, mit Pape befreundet.

[3] Siehe Schiller an Körner II. S. 327.

[4] Ludwigsburg. Schiller dachte an ſeine Reiſe nach Schwaben.

Lebens, und wenn ich mit allen sieben Weisen in feuchter Luft säße, könnte mir's nicht wohl werden. Ich bin in jedem Fall entschlossen, mit künftigem Frühjahr nach Cannstadt mich zu verfügen. Das Bad ist ein trefflicher Vorwand, um wenigstens vier Monate allein und ruhig zu leben, und da es so wohlfeil ist, machen die Finanzen gar keine Schwierigkeit.

Mit Gotha muß sich's doch diesen Winter ausweisen; □ ist im Grund am besten in so einem Verhältnisse. Anfangs November denke ich wieder zu Euch zu kommen.

Von Frankfurt hat man heute nur unbestimmte Nachrichten, daß die Franzosen sich von Worms wieder zurückgezogen, aber man weiß nicht, ob Verstärkung zu erwarten, um Mainz anzugreifen, oder den Oesterreichern zu begegnen.

In Erfurt sollen die Bürger sehr toll sein, und der Alte hat sich deßwegen nicht dahin gewagt. Aber auf den S. sollen sie auch toll sein, weil er ihnen versprochen, daß ihre Söhne nicht gegen die Franzosen gebraucht würden, was aber nicht wahr ist. Lieb ist's mir immer, daß er nicht da ist. — Es wird mir immer glaublicher, was man schon im Anfang des Krieges sagte: der österreichische Plan sei, aller kleiner Fürsten Länder wegnehmen zu lassen durch die Franzosen, und sie dann für sich zu behalten, oder wenigstens eine gewaltsamere Verfassung einzuführen. Am besten ist's immer, sich durch eine gute Oekonomie so viel als möglich unabhängig zu machen. Wenn nur der Verdienst mit den Mährchen nicht stockt.

(Anfangs November).

Der arme Traba ıt dauert mich sehr; doch da ihn die Leute in Stuttgart behalten wollen, ist's gut, daß er bleibt. Wenn man nur etwas für ihn zu thun wüßte. Mir ist eingefallen, er sollte in ein Handlungshaus gehen und das Buchhalten lernen. Das Müßigsein, fürcht' ich, kann ihn noch gar toll machen. — Adieu, nous n'aurions pas pensé que notre beau Mayence

serait ainsi pris [1] — je le tiens perdu. On me dit, que l'on attend le trésor à Erford.

(November 1792).

Ich freue mich der guten Nachricht über Sch. Gesundheit. Ich kann den Moment des Aufbruchs zur Reise kaum erwarten; es ist mir so wunderbar zu Muthe, so eine andere Seele von Entwürfen und Planen in mir zu tragen, und an allen, in die ich gezogen werde, mich so fremd zu fühlen.

Eins, Li. schreibt mir, daß man starke Plane mache, die Mainzer Universität mit der Erfurter zu vereinigen; es wäre also der Moment für Sch., sich mit dem Alten bekannt zu machen. Er ist freilich dumm, aber es ziehen sich vielleicht einige interessante Menschen hin, und dann ist doch das Allerwesentlichste für Sch. innere Thätigkeit, daß er einen sichern Gehalt habe. Ich denke also, man müsse sich regen, und wenn Sch. dem S. schriebe, wär's nicht übel. — Laß ihn dieß lesen. Der Bote will nicht warten; sonst schrieb' ich's ihm selbst. — Ach mir ist sehnend und weh! Gestern verdiente ich doch an der Oper. Nächstens schicke ich auch Stanzen.

(Ende November oder December).

Ich gehe auch gern nach Frankreich, [2] aber ich habe doch noch keinen Glauben an die Dauer bei dem leichten, windigen Volke.

Müller [3] ist gewiß falsch und im Herzen österreichisch wie der alte △. Es wird wohl ablaufen, daß der Kaiser das Ländchen zu sich nimmt. Ich möchte doch, Ihr hättet ihn gesehen.

Um den S. ist mir auch sehr weh; doch hat er auch eine gute Dosis Leichtsinn; wenn's nur früher gekommen wäre, daß er mehr das Mechanische der Malerei inne hätte, so hätte ihn das trösten können.

[1] Cüstine war am 20. Oktober eingerückt.

[2] Schiller an Körner II. S. 351. Er dachte daran, nach Frankreich zu gehen.

[3] Johannes Müller, der von Mainz durch Jena gekommen war.

Sonntags.

Es freut mich ſehr, daß Sch. ſo zufrieden mit meinem Werke[1] iſt. Der Himmel gebe ferner Glück zum Verdienſt!

(December).

Wenn ich komme, kann ich noch nicht ſagen.[2]

Ich bin ſehr begierig, wie ſich die politiſchen Händel noch entwickeln werden. Wenn Mainz nicht ganz hingeht, ſo kommt gewiß eine Veränderung, denn der Alte kommt ſchwerlich wieder in Funktion. Fiſchenich kann viel Intereſſantes wiſſen, wenn er's ſchreiben dürfte.[3] Sehr weh iſt's mir oft um den S. Es iſt doch eine ſehr fatale Situation, und er ſchwätzt nur philoſophiſch über die äußere Lage; aber im Grund iſt er ſehr weich und empfindlich dafür. Zu etwas Geſcheitem kann's gewiß mit der Mainzer Freiheit nicht kommen. Die Deutſchen ſind noch viel zu unkultiviert, um ſie auf Begriffe zu gründen, und viel zu phlegmatiſch, um ſich an einer ſchönen Illuſion zu weiden.

Die gemeinen Soldaten der Cüſtiniſchen Armee ſollen mit einem wunderbaren Verſtand und Scharfſinn über ihre Verfaſſung ſprechen.

Wolzogen hat mir wieder geſchrieben und grüßt; er zieht mit den Kreistruppen herum.

Der Herzog amüſiert mich mit ſeiner ſchnellen Freundlichkeit.

(Winter 1792).

Liebe Lollo! Ich hoffe, du haſt □ noch nicht geantwortet, der Bote ging nicht. Bei Allem iſt nichts zu bedenken, als wie wir ihr die Pille am ſchönſten vergolden, die ſie doch verſchlucken muß. Du brauchſt dir nicht den mindeſten Vorwurf zu machen, ihr zu ſagen, du wüßteſt nichts davon, weil einen nichts in der

[1] Der leukadiſche Fels, in der neuen Thalia erſchienen.
[2] Sie kam am 28. December. Bd. I. S. 39.
[3] Aus Bonn.

Welt verbinden kann, eine anvertraute Sache wieder zu ſagen, und weil der Indiskretion, die es fordert, eine Unwahrheit gebührt, wenn man nicht mit Schweigen ſich retten kann. Aber da es mir ſelbſt lieb iſt, wenn □ nicht ganz fremd mit der Idee der Sch.[1] iſt, wie ſie nur durch eine willkürliche Verblendung ſein kann, ſo deucht mir am beſten, du ſchreibſt ihr, daß es meine Idee nie geweſen ſei, immer mit O. fortzuleben, und daß das auch für ihn und mich das beſte ſei, und daß der Vorwand der Geſundheit keines von Beiden compromittierte, und daß ich lieber meiner eigenen Deliteſſe[2] weh thun wollte, und mich in Anſehung der Finanzen mit ihm arrangieren, als ihn ferner getäuſchten Hoffnungen zu überlaſſen; daß ich aber, ſo lang ſie hier bleiben müſſe, und auch jetzt wegen des Krieges, wo man ſich nicht ſicher irgendwo etablieren könnte, und da auch der Ort eures künftigen Aufenthaltes unſicher ſei, dem ich immer gern nahe leben wollte — nichts Deciſives thun würde, wenigſtens nicht ohne, daß ich mit ihr davon geſprochen hätte; daß es meine Meinung wäre, mich in Schwaben umzuſehen, wie es ſich da lebte, der Zukunft wegen, aber nicht für jetzt; ſie ſollte nicht mit mir davon ſprechen, bis ich anfinge, weil ich die Scenen haßte, und ſie für meine Geſundheit fatal wären. Habe ich ſie dann einmal mit mir von hier weg, wo ſie alle ſinnlichen Eindrücke ihrer Lage aus den Augen hat und den theuern O., und ich habe mich mit ihm arrangiert, ſo muß ſie ſelbſt einſehen, daß es honetter gehandelt iſt, jetzt gleich etwas Entſcheidendes zu thun. Jetzt ſollte ſie ſich nur ruhig halten, empfiehl ihr vor allen Dingen. Sie iſt wie ein Kind, und wenn ſie in Schwaben etwas Neues ſieht, was ihr gefällt, ſo wird ihr Alles leicht gehen. Sie iſt nicht wohl jetzt, und ſchreibe ihr ja alles ſchwankend und im milden Licht; denn wie alle ſchwachen Menſchen, mag ſie den ſcharfen Umriß einer Sache nicht tragen, und wenn ſie ſich jetzt nur die Zeit der Sch. in der

[1] Scheidung.
[2] Wohl Delikateſſe.

Phantaſie hinausrückt, ſo macht ſie ſich auch noch Hoffnung, daß es anders gehen könnte, was mir für ihre jetzige Stimmung lieb iſt.

Ich kann nichts anders thun und werfe mir nur die Schwachheit vor, daß ich das doppelte unſichere Verhältniß ſo lange hingezogen habe.

Mein innerer Frieden iſt mir Alles, und zu dem komme ich ſo nicht.

Schlägt der O. das Arrangement aus, dann habe ich meine volle Freiheit, nur nach meinem Sinn zu leben; aber es iſt nicht zu denken.

(Anfang Juni 1793).[1]

Mir iſt ſo wund und weh und krank, daß ich lieber Euch jetzt nicht mehr ſehen will. Es wäre nur für ein paar Tage geweſen und morgen reiſe ich ab. Lebt wohl, theure Lieben! Von der nächſten Poſt ſchreib' ich Euch; der Kopf iſt mir ganz wirr. Schreib mir mit der Montagspoſt nach Nürnberg im rothen Roß, und bitte auch Schiller, an den Elber[2] nach Cannſtadt mich zu recommandieren; auch dem Diez[3] ſein Brief an den Onkel in Deinach ſchicke mir. Ich freue mich auf die Mama und Nane, und will mich recht in Schwaben umſehen; nach Heilbronn habe ich Luſt. — Schreib aber noch gar nichts von der Möglichkeit, daß ich dort bliebe, an Mama, daß es mit der Ulrike kein Tripotage gibt.

□ that mir ſehr weh; bis ſich's mit Gotha decidiert, ſoll ſie noch nichts Entſchiedenes wiſſen, und ich werde auch O. dann erſt ſchreiben.

[1] Carolinens Reiſe kann nicht, wie ſie ſelbſt ſchreibt (Schillers Leben S. 238), ſchon im Frühling erfolgt ſein. Daß ſie aber auch nicht ſo ſpät erfolgte, wie man nach den Daten im lit. Nachlaß II. S. 164 und 167 ſchließen ſollte, erhellt aus dem Brief Lottens ebend. S. 203. Statt 1793 iſt an jenen Stellen 1792 zu leſen.

[2] Dr. Ellwart, der mit Sch. auf der Karlsſchule ſtudirt hatte, Bezieh. S. 117.

[3] Mir unbekannt.

Ohne die Hoffnung Euch in jedem Fall zu ſehen, wäre mir das Herz ſehr weh; es iſt's ſo — doch es muß hindurch.

Ansbach, den 14. (Juni 1793).

Das erſtemal von meiner Wanderſchaft, liebe Lollo! Sie bekommt mir ganz leidlich, und ich finde, daß das Neue gut auf mich wirkt. — Geſtern und vorgeſtern brachte ich meiſt mit Ehrhard[1] zu, der mich ſehr freute. Im Aeußern hat er ſich ſehr zum Vortheil geändert, und er hat etwas Angenehmes und Weiches im Umgang, und hat ſich ſo zur Feinheit entwickelt, wie ich's nie gedacht hätte.

Es iſt gar wohlfeil in Nürnberg; wenn ich's vorher gewußt hätte, wäre ich acht Tage geblieben. Die Trockenheit und Leere meiner Geſellſchaft iſt ſtark; doch brauche ich ſie auch nur als Sache. Ehrhard hat ihr immer Geſichter gemacht.

Der Fürſt von Würzburg ſoll ſehr kränklich ſein. — In Bamberg iſt die Lage lieblich. Wenn Ihr nach Schwaben geht, ſo fahrt von Bamberg nach Erlangen über Pommersfelden. Es iſt eine Gemäldegallerie da, die ſehr reich iſt an italieniſchen Stücken. Sie freute mich ſehr, und ich denke ernſtlich, einmal acht Tage da zu bleiben, um ſie zu genießen ohne Anſpannung, die mich ſtörte, da ich wenig Zeit hatte. Die vierzehn Heiligen-Kirche ſeht ja auch. Die ſchöne Architektur rührte mich tief und ſprach mir neu in die Seele. Ich denke Eure Briefe in Cannſtadt zu finden. Vielleicht finde ich Wolzogen wieder in St. nach den neueren Pariſer Scenen.[2]

Soden[3] war geſtern auch bei mir. Wenn Sch. nach Nürnberg kommt, iſt ſich zu hüten, denn er wird Jagd auf ihn machen. Er hat doch Feinheit und Welt, aber eine arme Seele.

[1] Dr. Ehrhard, der in Jena ſtudiert hatte.
[2] Wohl der Aufruhr vom 2. Juni gegen die Girondiſten.
[3] Jul. v. Soden, ein damals bekannter Schriftſteller.

(Cannstadt), 20. Juni (1793).

Wolzogen wird erwartet,[1] was mich sehr freut.

Die Nane[2] hat sich recht gebildet und ist so umgänglich und artig, daß sie mich recht freut. —

Es freut mich hier zu sein, wo Sch. so oft war.

(Stuttgart, 18. April 1795).[3]

Herr Cotta war eben bei uns und erbot sich etwas an dich mitzunehmen, liebe Lollo! Deinen letzten Brief habe ich erhalten und danke dir recht sehr für allen Klatsch, den ich in so weiter Entfernung gar gerne höre. — Die Mama ist ganz stumm über Fr. und H. Urs. Es muß wohl etwas zwischen die Freundschaft gekommen sein, welches gar nicht übel ist. — Man hat noch einen Ruf an Sch. im Werke.[4] Der Hr. Ruf, der Kirchenrathsdirektor ist, und also großen Einfluß auf Tübingen hat, und die ganze Kunstgesellschaft, die sich immer bei ihm versammelt, portiert sich sehr dafür, Sch. in Tübingen zu haben. Dannecker und Rapp vorzüglich stören immer an Ruf, und er muß thun, was sie wollen. Nach deinem letzten Brief habe ich aber Dannecker gesagt, sie sollten es für jetzt ruhen lassen. Wenn man Sch. nicht viel größere Conditionen machen könnte, so könnte er's für jetzt nicht annehmen, und bei Ruf und den Andern sollen sie Alles auf Sch. Gesundheit für jetzt schieben,

[1] Er kam also nicht erst 1794, wie in der Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 147 angegeben wird.

[2] Die Caroline bei einem achttägigen Besuch auf der Solitude wieder gesehen hatte. Bezieh. S. 117.

[3] Aus dem Jahre 1794 liegen keine Briefe vor. Caroline war im Anfang noch in Schwaben, dann bis zu ihrer Heirath (27. September 1794) in Rudolstadt, mit Schiller, der letztere nicht billigte, gespannt. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 148. Nachher ging sie nach Stuttgart, wo sie bis zum Sommer blieb, dann in die Schweiz; von dort kehrte sie im folgenden Jahre, da Wolzogen seinen Abschied genommen hatte, nach Bauerbach zurück. Als sich in Meiningen keine Anstellung fand, wandte sich Wolzogen nach Weimar 1797.

[4] Den ersten und zweiten hatte Schiller ausgeschlagen. An Goethe 48 und 49 (19. Februar) Nr. 62 (25. März). An Körner III. S. 254 (5. April). An Abel 3. April (Schiller Briefe, Berlin, Bd. II. S. 140).

damit, wenn sich vielleicht die Lage einmal änderte, man sie doch nicht vor den Kopf gestoßen hat. Ich denke also der dritte Antrag soll jetzt ausbleiben. Da die Verbindung mit Goethe Sch. jetzt eine so gute Aussicht und angenehme Gegenwart in W. macht, so verstehe ich sehr, daß Ihr nicht gern nach T. ginget. Die Conditionen müßten dreimal besser sein, um sich durch andere Genüsse für die todte Menschenwelt dort schadlos zu halten. Ton und Umgang soll unerträglich steif und platt und seelenlos dort sein. — Der Papa war vor einigen Tagen bei mir und sah sehr gesund aus, und war voller Freuden über sein Buch.[1] Es freute mich auch Hrn. Cotta so vergnügt über die Horen zu finden. Man hatte mir gesagt, sie gingen nicht so, als er gedacht; aber er sagte, er sei sehr zufrieden. Baggesen war nicht bei mir bei seiner Durchreise; ich vermuthe, es war an einem Tag, wo ich eben in Hohenheim war. Es waren einige Berner hier, die sehr über ihn sprachen, als habe er sich in politische Händel bei ihnen mischen wollen. Wenn er sich nur in Paris klug beträgt. Der nahe Frieden wird W—s Lage nun hier decidieren. Ob man etwas zu erwarten hat? Der H. ist unerträglich borniert, zumal über seine politische Lage. Ein sehr kluger Mann, mit dem er vertraut über die Lage mit Frankreich gesprochen, hat uns gesagt, der Koch des Prinzen Condé habe richtigere Begriffe über Frankreich und spreche nicht so gewiß von Contrerevolution und alle dem Zeug, als der H. Wir sind voller Projekte, und der Himmel wird ja Glück zu irgend einem geben. Hier fürcht' ich ist für uns gar nichts zu thun. Die halbe Regierung und im Grund die Klügsten und Festesten sind ganz Demokraten und machen sich's zum Plan, alle Fremden von Adel, die der vorige H. angestellt hat, nach und nach weg zu schaffen, wenigstens von allen Geschäften ganz entfernt zu halten. — Was sagt denn Goethe über Sch. Büste von D..? Ich wünschte nur, es ließe sie bald jemand in Marmor machen. —

[1] „Die Baumzucht im Großen." Neustrelitz bei Michaelis 1795, für den Verleger hatte Schiller gesorgt. S. Beziehungen Nr. 45 und 47.

Das Deſſert, von welchem Sch. mit D. oft geſprochen, wird jetzt angefangen, und D. nimmt Subſcriptionen dazu an. Es wird allerliebſt en biscuit gemacht, der hier wunderſchön iſt. Die Grazien in ſehr ſchöner Gruppierung halten ſpielend den Amor in die Höhe, welcher ſich auf einen Candelaber beugt, an welchem eine Lampe angebracht iſt, als gösse er Oel hinein, als die allbelebende und erhellende Liebe. — Man kann die Lampe mit einem Feuer von Spiritus füllen und die Figuren am ſchönſten beleuchten. Vielleicht kannſt Du in Weimar einige anbringen. Der Preis iſt noch nicht genau beſtimmt, höchſtens 10 bis 12 Karolin. Gib Dir doch Mühe darum; vielleicht nimmt die alte Herzogin eines. Die Figuren ſind in der Größe wie die Parzen am Uhrgehäuſe.[1]

Ich will ſehen, ob ich noch eines der Mährchen ins Reine bringen kann für den Kalender.[2] — Ich copiere eine Landſchaft von Pouſſin nach, die mir viel Freude macht. Wenn nur die Tage und das flüchtige Leben dreimal länger wären.

(Bauerbach, Ende März 1802).[3]

Beſte Lollo! Nun iſt meine Wirthſchaft hier eingerichtet, und ich habe einen Jäger im Hauſe. Sei ja nicht bang um mich; ich werde recht ruhig und heimlich hier leben und denke recht fleißig zu ſein. Die Gegend ſcheint mir gegen die Weimar'ſche ordentlich hübſch und annehmlich; nur gegen die ſchwäbiſchen genommen ſchien ſie mir faſt unfreundlich. — Die Wälder ſind ſehr ſchön, und die entfernten Gebirge haben recht ſchöne Formen. Ich habe viel von Kälte unterwegs ausgeſtanden, doch jetzt ſcheint es freundlich zu werden. Adolph iſt ſehr wohl und vergnügt hier, und die Leute freuen ſich alle über ihn. Er hat eine Menge Kinder zum Spielen, doch ſehnt er ſich immer nach Herrn Karl. Bei Frankenbergs in

[1] Dieß letztere Werk befindet ſich jetzt in der Sammlung der Würzburger Univerſität.

[2] Ich weiß nicht für welchen. Das Taſchenbuch für Damen erſchien erſt 1800.

[3] Als Wolzogen den Erbprinzen nach Frankreich begleitete. Caroline war am 20. noch in W. An Goethe Nr. 850.

Gotha brachte ich den Abend zu. Da das Wetter so schrecklich war, behielt ich mir's vor, mich ein andermal in dem Park umzusehen. Es sind recht gute Leute. Aber welch' ein Unterschied zwischen dem Weimar'schen und Gotha'schen Ton und Interesse ist, ist ordentlich wunderbar. Sie sprechen von lauter Poetik und haben gar nichts Poetisches, doch einen gebildeten Ton im Umgang.

Reinwalds sind recht wohl und erzeigen mir alle Gefälligkeit. Er ist ordentlich aufgeheitert, und sie werden mich bald besuchen. Hendrichs sind noch nicht wieder da; ich blieb nur ein paar Stunden jetzt in Meiningen. Ich denke dich mit der chère mère hier zu sehen![1]

Liebe Lollo, kommt dann aber lieber über Ilmenau, denn der Weg von Gotha bis an die Gothaische Chaussée ist ganz abscheulich.

Was die Geschichte mit Kotzebue[2] für ein Aufhebens macht, ist recht komisch. In Erfurt und Gotha hat mich alle Welt darnach gefragt, und daß man das Stück nicht gespielt hat, das frappiert sie höchlich. Es ist sonderbar, wie Alles sich für die Narrheiten interessiert.

Wenn die Bäume blühen, wird es recht lieblich hier sein, denn ich bin ganz von Obstbäumen umgeben. Ich wollte, du könntest dann mit der chère mère hier seyn.

Wenn Sch. und wir hier zusammen sein könnten, wäre es recht hübsch. Ich denke des Alten Nachrichten über P. ruhig hier abzuwarten.

Lebe wohl, Liebe! und grüße Sch. tausendmal, auch die gute Stein. Es thut mir recht leid, daß ich nicht noch Abschied von ihr nehmen konnte.

Den 23. April (1802).

Gestern erhielt ich deinen Brief, liebe Lollo, und sehe daraus, daß du den meinen aus Erfurt, den ich den Mittwoch früh auf

[1] Dazu sollte das Haus in B. erweitert werden. Bezieh. S. 279.
[2] Bd. I. S. 23.

die Poſt gab, noch nicht erhalten hatteſt. Daß Würzburg eingeht, ſchließt man aus dem ganzen Benehmen hier in der Nähe; doch der Schatz ſchien mir recht innerlich ruhig und heiter. Beſucht ihr uns bald? Die Kälte auf meiner Reiſe war wirklich arg; doch ſehe ich aus Allem, daß ich einen Puff vertragen kann. Es iſt mir eigentlich ſehr wohl hier; meine Phantaſie erwachet oder geneſet von der Verwirrung des Winters und den mancherlei albernen Evenements. Ich bin nicht einſam, weil Adolph um mich iſt, und auch mit Hrn. D. ein vernünftig Wort zu reden iſt. Es iſt durchaus nichts Störendes um mich, und ich freue mich ordentlich, mich über Vieles ſo ſelbſt wieder zu finden.

Ich glaube, ich könnte lang ſo leben, ohne etwas Anderes zu wünſchen, und wenn ich euch nicht in Weimar wüßte und nach euch mich überall in der ganzen Welt ſehnte, ſo hätte ich dorthin ſogar wenig Reminiscenzen.

Vom Alten habe ich Briefe auf der Reiſe; von P. noch nicht. — An Hrn. Cotta werd' ich wohl noch etwas zuſammenbringen; ich habe in dieſen Tagen Plane zu unſäglichen Stücken gemacht, die ich in zehn Leben nicht ſchreiben könnte; doch bleibt nur etwas davon. Den Moliere[1] ſchicke ich nächſtens wieder durch den Gotha'ſchen Boten.

Ich wünſchte recht, Du könnteſt mit der chère mère herkommen und Hrn. K. Bübli hat eine ganze Heerde des Abends um ſich her; doch lernt es auch beim Hrn. Dennſtädt ordentlich. Dieſer hat einen trefflichen Hals; wirklich eine ſehr ſchöne Stimme zum Leſen. Alle Abende wird ein Geſang der Ilias geleſen.

In Nordheim war ich einmal. Die Leute ſind recht gut, aber der Ennui arg. Die Melliſch[2] ſieht ſehr krank aus. Adieu, liebes Kind! Ich hoffe Sch. Uebelſein hat ſich ganz gebeſſert. Tauſend Grüße. Grüße auch Stein, Amelie, Meier. — Um die Madame Bernard will ich Goethe gewiß nicht bringen.

[1] Hatte etwa Caroline die Frauenſchule überſetzt? An Goethe Nr. 850.
[2] Geborne v. Stein.

Die Kalb vergaß ich ganz. Sie war vor einigen Tagen des Morgens bei mir auf der Reise nach Weimar begriffen, wo sie in Mellisch Hause[1] wohnen will. Sie dauert mich recht. Sch. muß nur suchen sie zu determinieren, daß sie ihren ganzen Handel mit dem Mann einem verständigen Geschäftsmann übergibt. Sie traktiert es albern und phantastisch, und sagt einmal, davon müsse ja die Rede nicht seyn; der Major sey ein edler Mann und der Präsident gemein. Die Steins sind outriert über das Benehmen der beiden Kalbs und sagen, sie seyen abscheulich mit der Frau umgegangen, und haben ihr eine Verschreibung ihres ganzen Vermögens abgelockt, so daß sie jetzt nichts mehr hätte.

Mit der Narrheit, die sie den Steins auch haben weis machen wollen, ist es gar nicht wahr. Sie ist so vernünftig, wie sie je war. Der alte Stein wünscht nur, daß der Verkauf von Kalbsried[2] an Bertuch nicht vor sich gehen soll, worauf der Frau Witthum ist.

Tausend Gulden, meinte Stein, könnte sie noch jährlich haben; davon kann sie am Ende allein auskommen, doch müßte es wohl versichert seyn.

Wenn Sch. etwas Vernünftiges von ihr herausbringen kann, so kann er's nur der Mellisch schreiben, die sich auch sehr für sie interessiert und den alten Stein zu etwas determinieren kann, der sich nicht recht besinnt. Die arme Kalb dauert mich herzlich, wenn sie ganz die Dupe des Packs werden soll.

Bauerbach, 19. Mai (1802).

Gestern gleich, liebe Lollo, habe ich an Balandrino geschrieben. Der gute Alte[3] hat mir überall Quartiere bestellt und kanns jetzt nicht erwarten, bis ich bei ihm bin. Harbauer soll mich in Mainz abholen. Das wird dich und die chère mère sehr beruhigen.

[1] Das aber Schiller gekauft hatte.

[2] 1821 von General v. Wolzogen erstanden.

[3] Ueber dessen Ankunft in Paris Henriette v. Knebel unter dem 4. Mai (Nr. 143) berichtet.

Die Reinwald ſehe ich oft.[1] Der Tod der guten Mama[2] hat mir leid gethan; doch war nichts anders zu wünſchen, und ſie iſt ſanft geſtorben. Die Reinwald habe ich recht lieb, und ich wünſchte, daß jetzt etwas für ihre künftige Exiſtenz zu machen wäre.

Die Louiſe iſt reicher als Ihr Alle; denn ihr Mann hat einen ſehr guten Dienſt und eigenes Vermögen; alſo möchte ich, daß Sch. alle Avantage, die er ſeinen Schweſtern bei der Erbſchaft macht,[3] zu Gunſten der Reinwaldin thäte und für ſie in die Wittwenkaſſe legte.[4] Sie ſagte, daß ſie gern es von ihrem Antheil thun wollte, nur wüßte ſie es nicht mit dem Mann anzufangen. Ueberhaupt wünſchte ſie, daß man ihr hälfe, daß ſie ihre Revenüen ganz in die Hände bekäme, denn wie der Mann es ihr an Allem fehlen läßt und ſie mit Geiz plagt, iſt ſchändlich.

Hoffentlich überlebt ſie ihn lang, und dann hat ſie doch nichts als ſein Vermächtniß, was eine Kleinigkeit iſt.[5] Wenn ſie nur 200 Rthlr. in die Wittwenkaſſe legt, ſo bekommt ſie dann Lebenslang eine Revenue, wovon ſie leben kann. Wenn ſie nur ein Jahr in Dresden ſeyn könnte, bildete ſich ihr Talent[6] ſehr aus. Dann finde ich auch natürlich, daß wenn Sch. jetzt etwas en faveur der Reinwald thut, ſie es Euern Kindern einmal wieder vermacht, welches ſie auch gewiß thut, da ſie ſie ſehr liebt; ſo wäre ihr geholfen und Euern Kindern nicht geſchadet. Sie dauert mich ſehr, die Arme, Er ſitzt ordentlich wie ein böſer Geiſt neben ihr, der ſie immer quält mit dem abſcheulichſten Egoismus; und ſie hat ſo viel Regſamkeit und Lebensluſt und muß dem Unthier Alles aufopfern.

[1] Sie nahm Abſchied, vorgeblich um nach Frankfurt zu reiſen, am 23. Bezieh. S. 282.

[2] Schillers Mutter war am 29. April in Clever-Sulzbach geſtorben.

[3] Schiller hatte beim Tode des Vaters auf das Erbtheil verzichtet. Bezieh. S. 385.

[4] Darüber ſchreibt Chriſtophine am 9. Juni. Bezieh. S. 283.

[5] 2000 fl. Ebenda.

[6] Zum Malen.

doch ist ihr nicht zu helfen, als wenn er stirbt, welches doch der Himmel geben wird.[1]

Sch. muß ihr nichts davon schreiben, als durch mich; denn R. ist so mißtrauisch, daß es fürchterlich ist, und ihre Lage nur ärger machte.[2]

Jean Paul[3] war letzt einen ganzen Tag bei mir und recht artig und vernünftig. Die Jungfrau ehrt er unaussprechlich. Die Cousine hat mir versprochen, durch den Prinzen von Mecklenburg[4] bei der Königin anzubringen, daß sie Sch. eine Pension schafft, sie liebt Sch. über Alles, und die W. meint, vielleicht sey etwas zu machen.

Jean Paul wird eine Pension bekommen, zu der sich Mehrere verbunden haben, und er soll gar nicht wissen woher. Das ist eine sehr artige Manier. Sage aber ja Niemanden etwas davon.

Die Gegend von Meiningen ist sehr freundlich und hat einen eigenen Charakter der Milde und Annehmlichkeit, und der Herzog von M. hat sehr interessante Kunstsammlungen. Wirklich merkwürdige Bilder, wie mir's scheint.

Gestern war ich da, und er zeigte mir Alles. Ich bin sehr höflich und artig, wenn ich allein bin, wie Du weißt.

Bauerbach, den 23. Mai (1802).

Beste Lollo! Ein Brief vom Alten hat mich zur schnellen Abreise bestimmt. Er treibt jetzt meine Ankunft mit eben der Heftigkeit, wie sonst das Gegentheil. Er scheint nicht recht wohl. Der Arme macht sich und mir durch seine Inconsequenz große Noth.

Bleibe wohl und ruhig mit Schiller, liebe Seele. Wahrscheinlich bin ich im Oktober wieder bei Euch; doch erkläre Dich über

[1] Dieser fromme Wunsch wurde am 6. August 1815 erfüllt.

[2] Ueber eine vertrauliche Correspondenz unter anderer Adresse schreibt Christ. am 9. Juni, Bezieh. S. 282, ohne Zweifel in Folge dieses Briefs.

[3] Der 1801—1803 in Meiningen wohnte.

[4] Der Bruder der Königin von Preußen.

gar nichts, was mich angeht. Für jetzt ſagſt du, ich ſey in ein Bad am Rhein, du glaubſt in Ems, und werde dann nach der Schweiz gehen. Das ſage auch der Stein für jetzt.

Paris, den 5. Junius (1802).

Vorgeſtern bin ich hier angekommen, beſte Lollo, und Alles iſt gut abgelaufen. Der erſte Eindruck, die ſchönen Architekturen, das Gewühl, die Größe der Plätze, hat wirklich etwas ganz Neues. Nur der entſetzliche Lärm quält mich, doch alle Welt ſagt mir, daß ich mich daran gewöhnen werde. In einiger Zeit denke ich den Alten doch herum zu bringen, daß er jetzt hinſchreibt, daß ich da bin. Ich ſehe den Prinzen nicht, alſo bis dahin ſage du aller Welt, ich wäre in einem Bad am Rhein, oder in der Schweiz, wenn man nach mir fragt. Buonaparte auf der Parade habe ich geſtern ſchon etwas von weitem geſehen.

Heute gehe ich in's Muſée. Der Alte iſt doch gar nicht wohl und hat alle Abend geſchwollene Füße, was mir ſehr Angſt macht.

Wie gehts Sch.? Was arbeitet er? — Der Eſel Mercier hat das Mädchen von Orleans überſetzt. Harbauer iſt mir lieb hier; doch mag ich ihn nicht von ſeinem Geſchäfte abziehen.

Immer bin ich froh, daß ich hier bin, und ruhiger um den Alten. Der Arme ſagt mir, daß er nur ſo eine Noth gehabt hätte, er möchte ſterben, ohne mich wieder zu ſehen.

Paris, den 16. Junius (1802).

Beſte Lollo! Geſtern empfing ich deinen Brief. Es that mir recht wohl, wieder etwas von euch und die Nachricht von Humboldt zu hören.[1] Schlabrendorf[2] hatte ſie mir eine Stunde vorher gebracht.

[1] Die Geburt einer Tochter.

[2] Graf Guſtav v. Schl., der in Paris lebte († 1824) und zu Carolinens vertrauteſten Freunden gehörte. Seine Billets im lit. Nachlaß II. S. 74 ff.

Habe keine Sorge um unſre Verhältniſſe; man hat nicht das Herz W. eine Sottiſe zu machen, und die Finanzen ſind ſo, daß es eine Möglichkeit iſt unabhängig zu leben.[1] Der Stein habe ich geſchrieben. Du kannſt jetzt ſagen, wer fragt, daß ich hier wäre, ganz für mich lebte, und in einigen Wochen mich auf dem Lande in der hieſigen Gegend etablieren würde, in St. Germain oder Neuilly, daß ich Wolzogen wenig und den Prinzen ganz und gar nicht ſähe (was auch wahr iſt), daß es mir aber tröſtlich ſey, in Wolzogens Nähe zu ſeyn, da er von Neuem harte Anfälle gehabt hätte.

Wenn man nur einen Begriff von dem hieſigen Leben hat, wo es tauſendmal leichter iſt ſich zu meiden als zu finden, ſo iſt das leicht begreiflich. Mit des armen Alten Geſundheit iſt's leider wahr; ich finde ihn ſo abgeſpannt und angegriffen, daß es mich innig ſchmerzt, und ſeine Bruſtbeklemmungen ſind ſo wie immer. Ruhe könnte ihm wohl thun.

Die Kunſtſachen freuen mich unausſprechlich, und beim Apoll und dem Muſenſaal fühlt man ſich in eine andere Welt gerückt und vergißt die Verzerrungen der Societät. Angenehm ſind die Franzoſen in ihrem Vaterland, ſehr höflich und zuvorkommend, beſonders gegen Frauen und Leute mit Titel. In der fremdeſten Geſellſchaft wird man artig aufgenommen, Alles iſt für den momentanen Eindruck; und alles enge Bornierte oder Berechnete, wie bei uns, was einer wohl hat, oder gilt, oder in was für Connexionen er ſteht — kümmert eigentlich Niemand. Es gibt einen eigenen Anſtrich der Cultur und erregt einen, auch ſich in dem Moment gut zu zeigen und ſeine ächt menſchlichen Saiten tönen zu laſſen.

Von dem Travers, von Literatur oder Wiſſenſchaft *zur Unzeit* zu reden, hat hier Niemand einen Begriff; man kann von Allem und mit Allen reden, und die *ſogenannten* gelehrten

[1] Es ſcheint, daß Carolinens Reiſe in W. übel vermerkt wurde. Auch war das Verhältniß des Prinzen in P. peinlich.

Damen haben's hier prächtig. Auch gibt's deren sehr viel, und sie haben eine große Bonhommie.

Die Schweizern[1] ist eine recht gute originelle Frau; sie hat eine starke und tiefe Natur und hat unaussprechlich während der Revolution gelitten und erfahren. Sie sagt mir, daß sie Goethen, als er in der Schweiz war, nur einmal durch eine Thür gesehen und sich gleich in ihn verliebt hätte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war.

Ueber Davids Bild habe ich eine Kritik gemacht; ich will sie dem Freund Meier schicken; da muß er sie doch lesen; — sonst möchte er mir auch durchgehen. Ich kann das Bild nicht leiden. Ein Römer, wenigstens in Rom geborner Franzose, Gérard — ist mir viel lieber als David. — Die Transfiguration werde ich erst heute sehen. Einen schönerèn Raphael als den Dresdner sah ich nicht. Aber Domenichino und Guido lernt man hier kennen. Die Kunstsammlungen könnten einen jahre- oder lebenslang interessieren; das Uebrige habe ich in drei Monaten gewiß satt. — Das Leben ist leicht und auch die Quartiere nicht viel theurer als in Weimar.

Camille Jourdan[2] war verreiset und wird heute zu mir kommen. Gérard's wohnen in einem Landhause der Staël, welches allerliebst ist. Eine Liefländerin, Frau v. Krüdener, sehe ich oft; es ist eine gute Frau, obgleich etwas reckisch.[3] In der Oper bin ich bald ohnmächtig geworden vor Hitze. Die Ballets sind eine wahre Zauberei, alle Bewegungen und Formen malerisch; keine einzige Gaucherie unterbricht; Alles ist leicht und graziös. Aber der Gesang ist schändlich, und auch die Bewegungen im Tragischen fatal und grotesk.

[1] Madeleine Schweizer, eine Schweizerin, mit Wolzogen von seinem frühern Aufenthalt, 1791—93, her befreundet.

[2] Der sich mit Philosophie beschäftigt hatte und früher in Jena und W. gewesen war.

[3] Elise v. d. Recke war dem W. Kreise etwas zudringlich erschienen. Etwa Alexanders Freundin?

Man glaubt im Ganzen, der jetzige Zuſtand ſey nur eine Windſtille. Aber Alles, was Regierung heißt, iſt mit unglaublicher Feinheit hier ganz verſteckt; man denkt nicht daran und wird durch kein plattes Verbot daran erinnert. Keine Spur des Mißtrauens zeigt ſich; und das beweist mir doch, daß B. ein ſehr großer, oder wenigſtens ſehr kluger Mann iſt.

Mit einem kleinen Zirkel möchte ich hier ein paar Jahre leben, immer nicht.

Das Grabmal der Iſabeau und Du Chatel habe ich geſehen, ihre lebensgroße Figuren; die Iſabeau ſieht närriſch aus, zu ihren Füßen liegen ein paar Hunde.

Der G. ſchreibt, daß er Sch. Adelsbrief vom Kaiſer umſonſt bekommen. Da hat ſich Sch. auch mit beim Kaiſer zu bedanken.

Harbauer iſt gut und behülflich; aber ich hüte mich vor ſeiner Madam Herwarb, die ſich gleich anhängt. Ich glaube nicht, daß ihm ein langer Aufenthalt hier frommt!

Den 4. Julius.

Schlabrendorf ſehe ich hier viel. Er iſt ein Menſch von großer Tiefe, der unendlich durch die Revolution gelitten hat, weil er wirklich ſein ganzes Gemüth, freilich aus wunderſamer Verblendung hineingelegt hat. Ich hörte ſelten ſchöner ſprechen; Alles wird ihm zum Gegenſtand der Reflexion, und ſo klar und frei liegen alle Verhältniſſe vor ihm und ſein eigenes Leben, daß es recht erfreulich iſt ihn ſprechen zu hören. Das Sprechen iſt überdieß ſein Element, denn ſonſt hat er eine unglaubliche Trägheit und iſt ſo cyniſch im Anzug, daß es faſt dégoutant iſt. Eine wunderſame Compoſition. Ich ſuche ſehr ihn nach Deutſchland zurück zu bringen; denn ich fürchte doch, er könnte noch in Händel gerathen, ſo klar er auch ſieht.[1] — Wahre Originale gibt's hier; von einer Form des Umgangs, von einem herrſchenden Ton iſt keine Rede; Alles ſchickt ſich, Alles geht an.

[1] Am 6. Auguſt: „Mir däucht, Sch. würde ſich ſehr wohl mit ihm zuſammenfinden.“ Am 1. Oktober: „Er hat eine große Liebe für Sch.“

Paris, den 18. Julius.

Die großen Feste vom 14. habe ich mit angesehen, und der Begriff des französischen Volkes ist das Merkwürdigste, was ich dabei gewonnen. Die Wuth, Alles zu sehen, ist unbegreiflich; sie stoßen sich mit den Soldaten herum, und wenn solch' ein Haufe losgelassen ist, muß es fürchterlich seyn. Das französische Militär ist sehr interessant; diese gehen wirklich wie freie verständige Menschen einher; und da sie die Oberhand über ganz Europa gewonnen und keine Prügel bekommen, so sollten sich die andern Mächte wirklich das Resultat wenigstens abstrahiren und diese Rohheit abschaffen. Unter den Soldaten gibt es auch die besten menschlichsten Gesichter, und ihr Ton, wenn sie etwas verweigern müssen, ist immer höflich. — Buonaparte habe ich ganz in der Nähe gesehen; seine Figur ist sehr zierlich, seine Farbe sehr blaß und gelb; doch soll er immer so ausgesehen haben. Sonst ist er den kleinen Büsten, die man von ihm hat, ähnlich.

Camille hat eine kleine Debatte mit der Regierung gehabt, und ein Buch drucken lassen wollen, welches einige Mißbräuche angreift. Man hat die Auflage weggenommen. B. hat sich aber gegen ihn selbst sehr artig benommen und gesagt, das Buch an sich sey sehr gut; nur sey jetzt kein passender Moment. Es war uns einige Tage Angst um ihn; aber jetzt ist Alles im Gleichen.

Gestern war ich in einer Séance du Lycée, wo Alles hinläuft, was sich mit Literatur abgibt, oder so aussehen will. Aber welche Plattheiten und welche Albernheiten man da hört, ist unbegreiflich. In Wahrheit Dinge, die sich bei uns ein Schüler noch zu sagen schämte, bringen sie mit der Prätension der Neuheit vor. Ein Poet hatte ein Stück aus dem Orlando des Ariost übersetzt, die Stelle, wo Orlando zu rasen anfängt, und er nahm sich's vor, alle Nüancen der Raserei in der Deklamation auszudrücken. Es war zum todtlachen. Der Alte saß neben mir und fluchte. Die Anstalt ist eigentlich artig, und wenn unsre bedeutenden Männer in einer großen Stadt solch eine Einrichtung machten, könnte sie

intereſſant werden. Die Naturwiſſenſchaften ſollen ſehr ſchön vorgetragen werden und alle mit Experimenten begleitet. Nur von der Poeſie mögen dieſe Menſchen zurückbleiben. Eine artige Societät iſt hier, in der man alle bedeutenden Geſichter aus mehreren Ländern ſieht, bei einer politiſchen, gelehrten Dame, Miß Williams. Sie iſt ſehr artig und höflich und gibt einen Abend um den andern Geſellſchaft. Geſtern war Lord Holland und M. Kemble, ein berühmter engliſcher Schauſpieler, da. Man hat mir verſprochen, ihn etwas deklamieren zu laſſen, wenn ich wieder hinkomme. Er hat einen prächtigen Kopf mit beinahe koloſſalen Zügen, der auf dem Theater ſchön ſeyn muß, und eine ſehr elegante Figur.'

. Sage doch der Herzogin Mutter, daß ich die Prinzeß Pignatelli von Neapel geſehen hätte, die ſich ſehr nach ihr erkundigt, und ſie auch im nächſten Jahr zu beſuchen denke. Sehr intereſſant durch ihre Buntheit ſind die Geſellſchaften. Schlabrendorf iſt viel bei mir und hat mir letzt einen recht liebenswürdigen Mann gebracht, den Ihr auch kennt, Graf Redern. Er hat ein ſo gutes und feines Geſicht. — Schlabrendorf hat ſehr viel Gutes, er iſt ein wenig Don Quixote.

Wenn man hier eingerichtet wäre, könnte man wie in Weimar wohlfeil leben und unendlich mehr genießen. Es gibt allerliebſte Häuſer mit Gärten, von deren Bequemlichkeit man bei uns gar keinen Begriff hat, die für 300 Rthlr. zu haben ſind, und wo mehrere Familien Platz haben. Das ganze Weſen hat nichts Angenehmes, vielmehr etwas Fatales; aber um für ſich, oder mit Freunden zu leben, iſt's ein allerliebſter Ort.

Den Prinzen habe ich bei dem Alten und auf dem Muſeum einigemal geſehen; ich finde im Ganzen ſein Aeußeres doch viel angenehmer. Aber das Leben hier iſt ſo zerſtörend für die Geſundheit, wenn man in dem diplomatiſchen Zirkel lebt, daß es ihm gut iſt, fortzukommen. Das lange Aufbleiben und ſpäte Eſſen macht ihn elend ausſehend.

Hat denn die H. nichts geäußert über meine Reiſe? Sag

mir's nur zum Spaß, denn es ist mir jetzt ganz einerlei; sie muß doch bonne mine à mauvais jeu machen. Noch weiß ich nicht bestimmt, wo ich mich den Winter hinwende, wahrscheinlich bei Lausanne des Französischen wegen für Adolph, und weil es auch in der Nähe des Alten ist.

Die Staël hatte mich bitten lassen, Schiller zu bitten, ob er ihr nicht einen Erzieher für ihre Söhne verschaffen kann. Er soll die alten Sprachen und Musik gut können, jährlich 1200 Livres bekommen und lebenslänglich bei ihr oder ihrem Vater bleiben.

Schlegels sehe ich gar nicht, ob er[1] gleich alle Tage im Museum vor mir herum geht. Er scheint mich auch gar nicht mehr zu kennen und sieht wirklich recht niederträchtig aus. Eine große Freude habe ich diese Tage an den Handzeichnungen gehabt. Von allen großen Meistern sind welche da, und es ist ein ganz eigener Genuß, die erste Gedanken-Urschrift zu sehen.

Paris, den 28. Juli.

Recht oft wünsche ich dich zu mir, liebe Lollo, am meisten beim Anschauen der Kunstsachen, weil dir das die meiste Freude machen würde. Um ein sehr geringes Geld kann man hier hübsche Kupferstiche haben, und diesen Genuß wirst du wenigstens künftig mit mir theilen, denn der Alte kauft eine Menge zusammen. Den Prinzen sehe ich nicht; Niemand bekümmert sich um einen, und darin ist Paris die schönste Stadt der Welt. Will man die Leute sehen, so ist man des artigsten Empfangs gewiß; will man sie nicht, so ist an kein Uebelnehmen und gespanntes Wesen zu denken.

Ein artiger, junger Mann von Weimar, Hase, ist hier, und Jagemann ist auch ein recht guter Junge und voller Talent. Er kopiert einen Guido sehr gut, wie mir scheint. Die Deutschen sind sehr geachtet in Wissen und Kunst, und benutzen auch die Sammlungen fleißiger und besser als die Eingebornen. Sonst ist Alles,

[1] Friedrich Schlegel.

was man vom Kennen der deutſchen Literatur hier rühmt, eine Lüge; ſie können uns durchaus nicht begreifen und ſchätzen nur die Namen auf blinden Glauben. An dem beſuchteſten Platz der feinen Welt, einem Garten, der alle Abende illuminirt wird, ſtehen die Namen unſrer Weimar'ſchen Heroen in Blech und vergoldet. Ich ſuche in allerhand Geſellſchaften die Sonderbarkeiten auf und die merkwürdigſten Figuren der Zeit zu ſehen.

Ein recht artiges Theater iſt das Vaudeville. Die Franzoſen ſind da in ihrem Element. Die kleinen, feinen Nüancen des Lebens in den Geſellſchaften ſind auf die graziöſeſte Art gefaßt und ausgedrückt. Die Akteurs ſind ſehr angenehm, und keine einzige Gaucherie fällt vor. Der ungeheuren Hitze wegen bin ich noch nicht in der Tragödie geweſen; der arme Alte bekommt immer ein Fieber vom Theater. Geſtern war er recht krank, und er iſt im Ganzen ſo matt und angegriffen, daß es mich innig ſchmerzt, und mir auf den Winter ſehr bang für ihn iſt. Es iſt ihm ein Troſt, mich in der Nähe zu haben; und wenn's mit ſeinen eigenen Planen im Reinen iſt, will ich auch meinen Winteraufenthalt ſo einrichten, um ihm doch nicht allzu entfernt zu ſein. Iſt er in Wien, ſo bleibe ich in Stuttgart. Doch ſage davon noch Niemand etwas. Für dem Schatz ſeine Exiſtenz hoffe ich doch etwas; wo wird ſich der Arme nur mit ſeiner Regierungsluſt hin begeben, da man ihm Erfurt nimmt?

Die Schlegelſche Paſtete [1] iſt angekommen. Schlabrendorf, an den ſie Briefe hatten, wollte ſie mir bringen; ich habe mich aber ſehr für die Ehre bedankt. Mehrere Leute haben die Bekanntſchaft auch ſchon ausgeſchlagen. Im Grund thun ſie wohl hier zu bleiben, wo ſie Niemand kennt und ſie auch weiter Niemand inkommodieren.

Die Mannigfaltigkeit der hieſigen Exiſtenz iſt unbegreiflich. Es gibt eine Menge Familien, die kein Schauſpiel geſehen haben. Viele ſogenannte dans la dévotion gibt's jetzt hier. — In der Kirche ſah ich die Raphaelſchen Tapeten. Es ſind vierzehn hier,

[1] Friedrich mit ſeiner Frau.

unausſprechlich ſchön. Wie neu, wie verjüngt und geſtärkt man ſich im Anſchauen der antiken Statuen fühlt, kann ich nicht ſagen. Eine himmliſche Stille iſt um dieſe Geſtalten, die das Gemüth auf die wunderſamſte Art erweitern und erhöhen. Klein und unbedeutend dünkt alles Gewühl des gegenwärtigen Lebens um ſie her. Ich möchte, ihr ſäßet mit mir bei den Muſen, die mich noch am tiefſten bis jetzt rührten. Die neue Kunſt iſt nicht ſehr weit her, dünkt mir's, und ich höre Freund Meier oft im Geiſt ſagen: das iſt ein vertrackter Zuſtand! — Gérard iſt mir der intereſſanteſte; er iſt eigentlich ein Römer und hat eine weiche ſchöne Art und Farbe, geiſt- und gemüthreiche Compoſitionen, die klar und rein ausgedrückt ſind. Von ihm hört man auch die vernünftigſten Urtheile. Die Transfiguration und Madonna von Foligno von Raphael haben mich ſehr ergriffen; nur dieſe ſtehen mir neben der Madonna von Dresden. — Harbauer hat eigentlich eine alberne Exiſtenz hier und wird etwas Halbes. Es iſt ſonſt ſo ein guter Narr, daß man ſuchen muß, ihm zu helfen. Wenn man nur eine Collekte für ihn machen könnte und 50 Louisd'or zuſammen bringen; da hat er mir verſprochen, ſich ganz auf's Studiren zu legen. So muß er prakticiren, und daraus wird doch nichts Rechtes, und er läuft ſeine Zeit größtentheils herum und wird nichts Ernſtliches daraus. Zum bloßen Pfuſcher hat er doch ſchon zu viel geſunde Begriffe. Wenn ihm nur die Stein noch von der Herzogin etwas verſchaffen könnte. Mit 50 Louisd'or kann er ein Jahr hier leben, ohne Patienten zu ſuchen, und kann auch die kleinen Depenſen beſtreiten, die zu ſeinen Uebungen in der Wiſſenſchaft nothwendig ſind.

Camille Jourdan habe ich noch wenig geſehen; er ſcheint ſehr beſchäftigt. Er wohnt aber an einem ſchönen Platz mit Gérards zwei Stunden von hier in einem Garten an der Seine, der Necker gehört, wo eine ſehr liebliche Ausſicht auf die Seine iſt. Er grüßt auch Amelie und die Schardt. Madame Gérard iſt eine gute und intereſſante Frau; ihn ſah ich noch nicht. — Geſtern

ſah ich Talma, der mir ſehr gefiel. In ruhigen Situationen iſt's, als wenn man eine antike Statue vor ſich wandeln ſähe. Im Raſen iſt er, wie Alle, eine Karrikatur. — Wie ich aber fühlte, was unſre Tragödie durch Schiller geworden iſt; wie hoch wir ſtehen, und welche Kinder im Ausdrucke der Leidenſchaft die Fr... ſind! Nur Schauſpieler fehlen uns, um das aller Welt zu zeigen.

Paris, den 29. Juli.

Geſtern ſah ich Cinna, und das Enſemble der franzöſiſchen Tragödie hat mich über alle Erwartung frappiert. In der Deklamation liegt eine eigene Harmonie oder Melodie vielmehr, die mir dieſen Morgen noch in den Ohren tönte. Die leidenſchaftlichen Accente nur gehen in Mißlaute über und werden oft ein Gebrüll, das wenigſtens in meiner Bruſt keine ſympathetiſchen Saiten anſchlägt, aber das immer einen allgemeinen Beifall hier erregt.

Mariel, einer der älteren ſehr geachteten Schauſpieler, ſpielte den Auguſt. Die Nüancen ſeiner Deklamation ſind vortrefflich, natürlich und weich, bis er an die Grenzen der höchſten Leidenſchaft kommt. Seine Stellungen, ſeine ganze Haltung war edel. Keine einzige Gaucherie, die immer unſre Schauſpieler auf den Thron begleitet, ſtörte die Würde ſeines Benehmens und die Täuſchung einen Auguſt vor ſich zu ſehen. Durchaus kein Wort läßt die franzöſiſche Deklamation fallen; jedes wird gewürdigt, und von der Läſſigkeit, mit der ganze Stellen bei uns abgehaſpelt werden, zeigt ſich keine Spur. Alles iſt Leben und Bewegung um den Redenden; keiner läßt den Antheil, den er ſeiner Rolle nach zu nehmen hat, auch nur einen Moment aus den Augen.

Talma hat ein vortreffliches Organ; nur in der Raſerei wird es unangenehm; aber in der ruhig zergliedernden Rede, in der zurückgehaltenen Leidenſchaft iſt ſeine Sprache eine Muſik. Seine Stellungen und Bewegungen haben auch, ſo lang ſie in dieſer Grenze bleiben, etwas ſehr Edles und Harmoniſches. Langſam entwickelt ſich die gegenwärtige aus der folgenden. Er war in

einem weißen Mantel mit rothem Saum gekleidet, der in den ſchönſten großen Falten um ſeine ſehr elegante Geſtalt fiel. Er hat die Antiken ſtudiert, und ſeine Stellungen erinnern an ihre edle Simplicität. Sein Mienenſpiel iſt vortrefflich, und in der Unterredung mit Auguſt drückt er alle Seelenbewegung mit einer Stärke aus, die mich unausſprechlich anzog. Er hat viel Maß in ſeinem ganzen Weſen und nimmt bei Corneille's großen Worten nie den Mund voll, wie man zu ſagen pflegt. Das Edle und Hohe ſcheint ohne Anſtrengung aus ſeiner Seele zu fließen, und der wunderlich aufgeſchraubte Held des Corneille wird durch die Harmonie ſeines Spiels zur Einheit gebracht. Man nimmt ſich die Freiheit, die Rolle der Livir ganz weg zu laſſen. Aemilia durch Mlle. Raucou bleibt eine Verzerrung, weil ſie kein Talma iſt. Sie fällt zu ſchnell von dem Tiefſten in's Weiche und Feine, und verfehlt die Nüancen und ihr Spiel iſt ohne Harmonie; oft aber mit viel Grazie. — Der Vorhang fällt gar nicht, und ſehr kurze, aber paſſende Symphonien ſchneiden die Akte ab.

Wäre es möglich eines von Schiller's Stücken mit dieſer Kraft, dieſem Enſemble zu ſehen! Die wenigen Perſonen, die Kürze machen eine Vollkommenheit der Vorſtellung nur möglich. Bei dem vielfach Zuſammengeſetzten muß allerhand vorkommen, was dieſe Art von Enſemble der franzöſiſchen Bühne unterbricht. Aber wenn die ächte Hoheit und Wahrheit ſeiner Helden je ſo ausgedrückt werden könnte, wie Talma Corneille's phantaſtiſche Geſtalten ausdrückt, ſo wäre es ein unausſprechlicher Genuß. Das Publikum iſt immer rege und warm; Alles ſchlägt an und wird gefaßt. Nur in der Bewegung der Hände haben alle Schauſpieler oft etwas ignobles. Selbſt Talma fällt, doch ſelten, in dieſen Fehler. Eine Art von Schütteln und Krampf, das äußerſt fatal iſt.

Die Männer kleiden ſich hier beſſer als die Frauen. Die Spuren der Tanzkunſt zeigen ſich in allen Stellungen und Bewegungen.

Es gibt Écoles scéniques hier, nach denen ich mich erkundigen will.

Das Naive, Rührende, drücken die Franzoſen ſchwer aus. La pupille wurde durch eine ſehr beliebte Aktrice ſchlecht geſpielt. Die Fats ſollen ſchlechter ſeit der Revolution geworden ſein.

Paris, den 6. Auguſt.

Ich hatte die Zeit viel Noth. Der arme Alte war nicht wohl und hatte Démêlés in ſeinem Hauſe mit P.,[1] der auch krank, empfindlich iſt und dem Alten eigentlich nichts hilft, weil er immer zu Hauſe bleiben will. Nach einer kleinen Explication hat ſich's jedoch gelegt. Der Alte wollte ſo gern auf ein Paar Monate in Ruhe. So ſehr lieb es mir wäre, fühle ich doch, daß es nicht angehen wird, ohne auf der andern Seite tauſend Verdruß zu Hauſe zu haben, der ihm dann noch empfindlicher ſein würde; und ich muß ihm, ſo ſchmerzlich es mir iſt, wahrhaftig ſelbſt noch zureden zu bleiben.

Wie herzlich ich wünſche euch wieder zu ſehen, kann ich nicht ſagen.

Der Aufenthalt hier iſt mir eigentlich mehr nützlich als angenehm, weil immer eine Art von geſpanntem Weſen dabei iſt, und viel in kurzer Zeit zu ſehen, nur angreift. Aber es iſt ein wahres Bildungsmittel für die Phantaſie, und ich habe ſchon drei ſehr ausgeführte Romanenplane gemacht, daran ich den nächſten Winter ſchreiben werde.

Madame de Vaudreuil, Diderots Tochter, gleicht ihrem Vater ſehr und iſt eine ganz ſchlichte, ſehr lebhafte Frau.

Goethens Geſtalten begegnen einem oft in der Welt; ſo iſt mir dieſe unter andern äußern Lagen ganz ſeine Thereſe.

Der Sommer iſt ſehr ungeſund hier, und die Hitze ungleich drückender als bei uns. Aber die Abende ſind prächtig und die Tuilerien und Boulevards ſind eine immerwährende Illumination bis ſpät in die Nacht.

Wie rührte mich neulich der Tod des Alten von Mainz! Wie

[1] Hr. v. Pappenheim, der dem Erbprinzen ebenfalls beigegeben war.

anders hätte dieſer unter andern Umſtänden uns gerührt! Doch ſcheint es noch leidlich für den Schatz zu gehen, und vielleicht geſchieht doch auch für Sch. noch etwas.

Paris, den 15. Auguſt.

Wenn du meinen letzten Brief ſchon haſt, in dem ich dir über das démêlé mit P. ſchrieb, ſo behalte das ja bei dir, und haſt du es der Stein geſagt, ſo bitte ſie auch, es nicht weiter zu ſagen. Er hat ſich nach demſelben ſo artig benommen, daß alles à l'aimable beigelegt iſt. Zwei Kranke gehen freilich nicht gut zuſammen. Ich habe manche Noth hier, da ich einmal an des Alten Noth immer Antheil nehme. Noch weiß ich nicht, ob ich den Winter nach Genf, wie mir die Grivel[1] räth, oder Stuttgart gehe. Die Nähe des Alten iſt meiner Ruhe ſehr nöthig; denn er iſt ſehr übel, und da er in Lyon ſein wird, ſo iſt doch von dort aus zu ihm ſchon der halbe Weg gemacht, wenn's nöthig wäre ihn zu ſehen. Möglich iſt's auch, daß ich im November nach Bauerbach und dann nach Weimar komme, wenn unſer Haus nicht gut zu vermiethen iſt.

Den 16.

Geſtern Abend bin ich bis zwölf zu der Illumination herum gelaufen. Die ſehr ſchönen Gebäude hier ſind allerliebſt im Glanz der Beleuchtungen. Auf einem Platz der Stadt waren ſo viele Colonnen als Departements. Jeder Name war auf der Spitze der Colonne im Transparent. In der Mitte war die gedruckte Conſtitution im Transparent als eine eckigte Säule; aus dieſer ragte ein Baum, der ſehr mager ausſah, und ſehr wenig faſt mit lauter erlöſchenden Lämpchen erhellt. Die Anſpielung des erlöſchenden Freiheitsbaumes war ſo ſonderbar, daß man's für abſichtlich hielt. — Alles was zum Feſte gehörte, ſah ſehr mesquin aus, und ohne die koloſſaliſchen Verhältniſſe der Plätze und die Schönheit und Pracht der alten Gebäude, die aus andrer Zeit ſtammen, war alles, was die Gegenwart erzeugte, ſehr kindiſch und albern.

[1] Bd. I. S. 227. Anm. 3.

Die Schlegels spielen eine pauvre Rolle hier, und ich muß mich ordentlich hüten, daß mich das Mitleid, welches mich immer zu dummen Streichen verleitet, nicht noch mit ihnen zusammenführt. Es ist gar dumm, daß sie mich jetzt hier suchen, da sie sich von Jena aus nie um mich bekümmert haben. Ich habe gerade gesagt, ich möchte nicht mit ihm zusammen sein, weil er sich grob gegen meine Freunde benommen. Das hat er wieder erfahren und sehr lamentabel gesagt, er hätte gedacht seine alten Sünden seien vergeben, es sei aber recht liebenswürdig von mir, daß ich mich so benähme. Nun habe ich erklärt, ich wollte diesen Ruf der Liebenswürdigkeit nicht wieder verlieren und bliebe dabei, daß ich ihn nicht ins Haus haben möchte.

Er steckt sehr in der Armuth und will allerhand Entrepriſen machen, ein Journal über Paris. Seine Art von Narrheit wird hier nie etwas gelten, weil sie doch von der einen Seite eine Art von Gehalt hat und ohne alle Urbanität ist, die man doch hier immer will, zumal unter dem gelehrten Volk. Einen derben, trockenen Spaß lieben sie gar nicht.

Camille's Schrift ist wirklich in einem sehr edlen und verständigen Ton; auch hat er eine große Partei, und daß man so etwas unterdrückt, zeigt, in welchem orientaliſchen Zustand man sich befindet.

Die Bilder und Statuen sehe ich täglich mit aufgeschlossenen Augen und finde immer dort alle Harmonie wieder, die mir das Leben nimmt. Ich sehe sie doch lang genug, um sie lebendig vor meiner Einbildungskraft wieder zurückführen zu können. Ich fühle den Stoff in meinem Gemüth und Sinn unendlich angewachsen seit meinem hiesigen Aufenthalt, und in einem ruhigen Leben werden sich die Formen, in denen er sich darstellen muß, schon ausbilden.

Schicke den Brief der chère mère, wenn du nicht mehr bei ihr bist. Ach! das arme Kleine schmerzt mich unaussprechlich![1]

[1] Friederike v. Gleichen hatte ihr erstes Kind verloren.

Paris, den 3. September.

Beſte Lollo! Unſre Evenements ſind nun entſchieden. Der Alte hat den Antrag des Herzogs angenommen, um einige Zeit in Ruhe zu ſein, und noch etwas zu brauchen, zu baden und Stahlwaſſer zu trinken. Er bleibt noch vierzehn Tage hier, wo ich ihn recht pflegen will; dann geht er nach Montpellier zu dem Prinzen und macht die Anſtalten in Lyon zum Winteraufenthalt. Ich bleibe in Stuttgart oder in Ludwigsburg, wohin ich den 18. September gerade über Straßburg reiſe. Es macht mir Spaß, meine alten Bekannten wieder zu ſehen.

Du ſagſt in Weimar, ich würde den Herbſt in Schwaben zubringen, ohne dich weiter über den Winter zu erklären. Auch über den Alten und mein Zuſammenſein ſagſt du weiter nichts, als daß er ſich die weite Reiſe des Prinzen durch Frankreich erſparen wollte, und einige Wochen ruhen.

Das allgemeine Pariſer Fieber hat mich auch ergriffen, und ich gehe ſehr ungern fort. Es gibt ſo eine unendliche Menge Dinge hier, die einen anziehen, und von dem Muſeum ſcheide ich mit herzlicher Betrübniß. Allein möcht' ich doch nicht hier ſein.

Eine neue Actrice[1] hat ſich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beſchäftigt das ganze Publikum. Von der Leidenſchaftlichkeit, von dem Ergreifenden ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich ſie gleich auch nur in der unintereſſanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's Andromaque ſah. In Phädra, die ich wegen der unausſtehlichen Hitze nicht ſehen konnte, ſoll ſie noch weit mehr ſein. Zum erſtenmal ſah ich die ganze Seele eigentlich mitſpielen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenſchaftlichen Darſtellung ergriffen. Sie iſt häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Talma gefiel mir zum erſtenmal im Oreſt als Liebhaber in dieſem Stück nicht. Sein Talent iſt zu zart für dieſe ſchwankende, unwahre Rolle. Aber in der Iphigenie von Tauris, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel

[1] Die Duchesnois.

glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Talma als Oreſt, als die höchste, lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erblicken wähnt, seine Ermattung, sein edles Wiederzusammenfassen, — in allem erscheint er wie eine edle, höhere, stärkere Natur, die uns nur im Homer und in der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus an keiner Ecke herausſieht. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er müßte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effekt machen.

Das italienische Theater ist allerliebst, das Orchester vortrefflich, und einige Sänger sind sehr gut, und die Lebhaftigkeit des Spiels ist ganz neu. Doch ist kein einziger Sänger, der sich mit Bonelli in Dresden nur vergleichen ließe. Bei Miß Williams sah ich letzt eine Menge politisch merkwürdige Menschen, Fox, Kosciusko, la Harpe, Carnot, eine sehr artige Engländerin, einen Zögling der Wolstoncraft, Lord Holland. An la Harpe habe ich eine Recommandation von Grivel, mit dem er selbst in Manieren und Vorstellungen viel Aehnliches hat. Er machte mir auch eine Visite und sagte viel Interessantes. Mit Wieland war er sehr zufrieden. Der Kaiser soll das größte Vertrauen in ihn haben. Ich weiß nicht, warum ihm Klinger nur an Wieland Briefe gegeben.

Wie die jetzige Zeit mit allen Absichten und Planen spielt, so scheint es auch zu seiner verunglückten Existenz in der Schweiz auf eine sonderbare Art gekommen zu sein.

Alles ist in Jubel über die neue Constitution. Feste und Illuminationen werden gegeben.

Bonaparte sah ich letzt im Theater ziemlich deutlich. Sein Gesicht ist wunderbar ausgezeichnet und seine Bewegungen sehr graziös.

In Madame B. Zimmer sah ich auch die Madonna Della Seggiola mit unaussprechlichem Vergnügen. Sehr wahr ist Freund

Meiers Copie, wie ſchmerzt es mich, daß wir dieſe nur ſelten wieder ſehen können. Doch nur gut, daß ſie exiſtiert.

Dem Schatz habe ich auch Glück gewünſcht. Ach, daß Irdiſches nicht feſter ſteht. Mit wahrem Schmerz denke ich den zerſtörten Planen nach. Doch nun läßt ſich von einer Million Revenuen etwas erwarten![1]

Stuttgart, den 1. Oktober.

Beſte Lollo! Hier bin ich in deinem bête noire, die mir's gar nicht iſt, noch nicht decidiert. Du, Sch. und die gute chère mère ſind ein großes Motiv; doch im Ganzen ſcheint mir's klüger, nicht nach Weimar jetzt zu kommen.

Paris hat mir unendlich neue und vielfache Anſichten gegeben, und mir iſt, als wäre ich wieder muthig und ſtark und frei, wie man ſich in der erſten Jugend träumt.

Das Gouvernement iſt ſchändlich, jetzt kann ich's ſchreiben. Frankreich iſt gar kein Staat, ſondern ein erobertes Land, wo der Eroberer deſpotiſiert. Keine öffentliche, legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; Alles ſtiehlt. Es wird aber auch nicht lange dauern, fürchte ich, und B. lebt immer in Todesfurcht.[2] Für Camille hatte ich und ſeine Freunde große Angſt; aber er hat ſich ſehr brav und muthig benommen; du kennſt doch ſeine Schrift? Unter alle dem Häßlichen iſt das ensemble von Paris unausſprechlich anziehend. Alle andern Städte kommen mir leer vor. — Wenn's nicht zu weit vom Alten wäre, hätte ich Bills Vorſchlag[3] wohl annehmen können; doch muß ich den Winter wieder arbeiten aus Luſt und auch der Finanzen wegen. Schreib mir doch im

[1] Bd. I. S. 294.

[2] „Frankreich kann ſich nicht halten, wie es jetzt iſt, und nach allem was die Menſchen ertragen, können ſie den Deſpotismus, der jetzt herrſcht, nicht ruhig anſehen. Eigentlich iſt mir es lieb, daß B. ſie gar nicht achtet. Aber wie viel mehr doch jeder franzöſiſche Bauer iſt, als ein deutſcher, iſt ſonderbar. Unſere gebildeten Stände ſind aber mehr als die ihrigen." (Aus einem andern Brief.)

[3] Wohl nach Rom zu kommen.

Moment, wenn sich etwas mit dem Schatz zugetragen. Ich habe Lust auf der Rückreise über Aschaffenburg zu gehen, ob's gleich zehn Meilen um ist, um auf den Busch zu klopfen. Thun wird der Schatz gewiß etwas, wenn's nur was Rechtes ist.

Laß dir ja nicht bang sein, Liebe, und stelle dir meine Ehre nicht so ungeheuer vor. Ich lebe anständig, aber denke nur meine alten Bekannten zu sehen, die zu mir kommen, wie sonst auch. Der Hof kommt erst im nächsten Monat hierher. Dem Alten ist's sehr lieb, daß ich hier bin.

Füßli von London[1] sah ich auch einigemal. Es ist ein sonderbarer Mensch; aber es ist so etwas Gediegenes in seinem Urtheil, daß man ihm seine Rauheit im Ausdruck gern vergibt. Er hat noch große Neigung zu Goethe, findet sich aber von ihm beleidigt.

Dannecker ist ein recht lieber Mensch und ist lebendig und rege wie immer. Des Herzogs Leidenschaft für seinen Liebling[2] hat mir etwas Rührendes; er fragt fast täglich nach dem Monument, welches D. arbeitet, und immer stehen ihm die Thränen in den Augen. — An's Theater wendet er ungeheure Summen. Iffland will er mit 8000 fl. engagieren, doch soll's Niemand verstehen anzuwenden.

Den alten Villoison sah ich noch in Paris. Er ist ganz toll vor Aristokratismus, und schiebt alles Unheil auf Kant. Gardez-vous de la philosophie, war sein Abschied.

Stuttgart, den 28. Oktober.

Schiller tausend Grüße. Ich bin mit Allem zufrieden in Ansehung der Dresdner Geschichte. Körner wird schon das Beste darin beschließen.

Noch erwarte ich einen Brief vom Alten, nach dem sich meine Abreise richten wird. Ich möchte auch noch vor meiner Ankunft

[1] Den Maler.

[2] Wohl den Grafen Zeppelin, dessen Monument 1804 in Ludwigsburg aufgestellt wurde.

in W. wissen, wie es mit dem Pfärrchen wird. Ich bleibe noch einige Zeit in Bauerbach, ehe ich nach Weimar komme; ich habe es ordentlich recht lieb gewonnen, und wenn ich nur ein Haus da hätte, blieb' ich den Winter und bäte auch die chère mère zu mir zu kommen. — Die Oper ist hier gut. — Die Johanna wird nächstens im großen Pomp gespielt. — Hubers sah ich letzt von ungefähr bei einem Gemäldecabinet; sie waren schrecklich embarrassiert mit mir, und ich bin nun gewiß, daß er die Sottisen gegen mich im „Genius der Zeit" geschrieben. Sonst wüßte ich gar nicht, was ich sie anginge. Er soll ganz unter dem Pantoffel stehen; sie ist von der fürchterlichsten Höflichkeit und sieht im Genre der Madame Schlegel aus. — Bei Uexküll haben Hubers aber mit mir zusammen kommen wollen; ich bin neugierig sie mehr zu sehen. Er fragte nicht nach Schiller. Mit dem Aufsatz im Almanach hat er sich wohl wieder nähern wollen; sie müssen sich bald die Finger abschreiben, um zu leben.

Ich warte immer auf etwas Entscheidendes über den Schatz; jetzt siehts gut für ihn aus. Sein Glück ist Albini, der sehr klug sein muß.

Vossens[1] räsonnieren hier schändlich über Goethen; man wird sie aber wohl bald selbst kennen lernen.

(An Schiller.) Dresden, den 8. Oktober (1803).

Es ist möglich, bester Freund, daß Schlabrendorf in diesen Tagen zu dir kommt. Nimm ihn ja gütig auf; es ist mir selbst eine Güte damit erzeigt. Gib ihm die Zeilen; sehr wünschte ich, er erwartete mich in Weimar.

Körner wird mir immer lieber. Sein Umgang ist so mild und lebendig. Schade, daß er unter so viel Heterogenem leben muß. Die Kinder sind recht angenehm geworden und beschäftigen ihn sehr. Dorchen ist nicht da;[2] Gesler wird nächstens ankommen.

[1] Die Schauspieler.

[2] Sie war in Löbichau bei der Herzogin von Kurland.

Der bekümmerte Directeur des plaisirs[1] hat sehr um die Braut gethan. Neben dem prächtigen Gesang ist auch das Spiel in der italienischen Oper sehr gut jetzt.

Adieu, Lieber! Ich wünsche dem Tell ein schnelles Wachsthum und umarme dich herzlich!

Wenn etwas von Humboldts kommt, so theile mir's gleich mit; ich bin sehr besorgt um Karoline.[2]

(Dresden), den 11. December (1803).

Ich hoffe noch immer, wir sind den Neujahrsabend zusammen. Der vergangene, wo wir die Braut von Messina zuerst hörten, war so schön.

(Weimar), den 29. April (1804).[3]

Liebste Lollo! Die Kleine ist recht wohl; den größten Theil des Tages bei mir, und Adolph hat seine große Freude mit ihr. Er sehnt sich sehr nach den Jungens. Mir ist wahrhaftig auch, als sei ich in einer fremden Stadt, da ihr nicht hier seid. Ich hoffe, du kannst die Reise nun fortsetzen, da du diesen Mittag nicht zurück kömmst; die Luft ist herrlich. Der Himmel gebe sein Gedeihen! Laroche ist gegenwärtig nicht in Berlin. Wenn du die Madame Herz siehst, so grüße sie von mir.[4] Suche doch auch die Frau von Berg auf, und sei artig mit ihr. Die Hagen grüße recht herzlich von mir; auch Brinckmann. Die Li. beklagte sich sehr, euch nicht zu finden.[5] Die Staël fand es gegen mich und die Li. ordentlich wie nöthig, sich über ihre Wahl H. Sch(legels)[6]

[1] Graf Bitzthum. Auch Körner schreibt am 9. um das Theatermanuscript der Braut, Schiller geht aber nicht darauf ein. An Körner IV. S. 341 ff. Indessen wurde das Manuscript doch bekannt, ebend. S. 357.

[2] Die einen Sohn in Rom verloren hatte.

[3] Sch. waren am 20. mit den Knaben nach Berlin gereist.

[4] Henr. Herz äußerte sich ungünstig über Lotte.

[5] Sie war von Dr. Kohlrausch begleitet angekommen.

[6] Zum Erzieher ihres Sohnes.

zu entschuldigen und sagte, sie hoffe, alle Sottisen seien durch die Frau. Sie grüßt euch schönstens und war sehr zufrieden über Sch's. Billet.

(An chère mère.) P(aris) den 22i (December 1807).

Gestern, rechne ich, daß Müller in Weimar angekommen,[1] und wie werden sie sich wundern, daß wir es nicht sind, daß ich wenigstens nicht komme.

Bis zum 25. muß sich die Ankunft des Kaisers entscheiden; dann rechne ich noch vielleicht drei Wochen auf den Aufenthalt des Prinzen hier, und dann geht es gewiß fort.

Der Aerger bleibt auch nicht aus; doch kommt er in großen Massen und nicht täglich und stündlich wie zu Hause.

Den Schatz[2] besuche ich oft des Morgens; er ist wie immer; doch finde ich, daß seine geistigen Kräfte, besonders das Gedächtniß, abnehmen. Wie lang er noch bleiben muß, weiß er nicht, und sehnt sich im Ganzen sehr nach Hause. Er schreibt alle Morgen ein paar Stunden an neuen Werken.

Paris, den 7. (Januar 1808).

Wir werden auch schon wieder heitere Tage finden; wir sind es dem Andenken unsres entschlafenen Freundes schuldig die Heiterkeit des Geistes zu erhalten, ohne die man nichts thun kann. Es thut mir sehr leid, daß ich eure Erwartung täuschen mußte. Ach, wie geht das Leben hin!

Madame de Lannes[3] hat mir Complimente für Goethe aufgetragen. Gall fängt an sehr viel Beifall zu finden; er hat sich auch sehr pfiffig benommen. Der Schatz sieht sehr trüb aus; es ist auch eine erschreckliche Existenz.

[1] Wolzogen war am 15. September im Auftrage des Herzogs in Paris angekommen, um den Regierungsrath Müller in der Vertretung der Weimarischen Interessen zu unterstützen. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 564.

[2] Dalberg befand sich ebenfalls in Paris.

[3] Die Frau des Marschalls, die G. in Weimar 1806 kennen gelernt hatte.

Paris, den 26. (Januar 1808).

Geſtern hatte ich eine einzig ſchöne Stunde mit dem Schatz. Zum erſtenmal fand ich ihn ganz allein, und er war wie in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft in Erfurt. Er ſagte mir, Schillers Andenken werde ihm ewig theuer ſein; es thäte ihm leid, jetzt nicht ſchon mehr thun zu können, aber ich könnte mich darauf verlaſſen, es werde geſchehen; die Jungen ſollten nur erſt heranwachſen, er wolle ſchon für ſie ſorgen. Im Sommer ſollten wir ihn beſuchen und lang bei ihm bleiben. Er geht im März und iſt ſehr heiter und wohl und ſeiner Exiſtenz ganz gewiß.

Im September 1808 begleitete ſie ihren Mann nach Wiesbaden, zum letztenmal im Auguſt 1809.

(Eiſenach, den 2. Auguſt 1809.)

Liebe Lollo! Ich danke dir recht ſehr, daß du uns den guten K. mitgeſchickt haſt; er hat mich ſehr erfreut und uns Alle. Wir ſind gut hierher gekommen. Aber der König von Sachſen [1] derangiert unſere Reiſe; wir gehen noch auf zwei Tage nach Wilhelmsthal. — Im Gemüth iſt mir's leidlich; ein wunderbares Hoffen des Beſſeren hält mich in allem Schmerz; ich weiß nicht, wo es herkommt.

Sei ruhig um mich, beſte Lollo, es werden auch ſchon wieder gute Zeiten kommen.

Die Knebeln [2] und Prinzeſſin ſind wahre Engel des Troſtes in Güte und Erhabenheit über die Kleinheiten des Lebens.

Der Alte bittet dich, Goethen und Madam noch zu danken für die Labung der Feigen.

Es freute mich ſehr, den guten Prinzen Bernhard [3] zu ſehen; er iſt recht liebenswürdig, wenn er ſein Gefühl zeigt, und iſt recht menſchlich und weich geblieben.

[1] Der auf der Rückreiſe von P. am 8. nach Weimar kam.

[2] Sie äußert ſich an demſelben Tage gegen ihren Bruder über Carolinens Benehmen ſehr günſtig. Nr. 415.

[3] Der den öſterreichiſchen Krieg mitgemacht hatte.

Wiesbaden, den 7. (Oktober 1809.)

Liebſte Lollo! Hier dieſes, was dir der Alte wegen der Finanzen geſchrieben. Sein Zuſtand wird immer übler und ſchwächer. Er ſehnt ſich nach dem Tode, was mir das Herz zerreißt, aber doch auch tröſtend iſt, daß er gerne und bereitet in eine andere Ordnung der Dinge hinübergeht.

Ich bin nicht allein; mein Ami iſt thätig und liebenswürdig tröſtend, wie ich nur wünſchen kann

Marſchall, ein alter Freund Ws., iſt auch gefällig und gut.

(Wiesbaden), den 16. November (1809).

Es iſt mir fürwahr ein Troſt, daß ich nicht ohne der Menſchen freundliche Theilnahme bleibe. Grüße Alles, auch den alten Ami von der Inſel.[1] Goethen grüße dreifach. Ich habe dieſer Tage ganz in dem Roman[2] gelebt und will ihm ſelbſt darüber ſchreiben, ſobald ich einige Ruhe habe, um mein Inneres auszuſprechen. Er hat mich unausſprechlich ergriffen und mir meine eigene Natur wieder vereint und in allen Tiefen aufgeſchloſſen. Wie können die Menſchen an ſo etwas meiſtern und tadeln, was ewig wahr iſt, wie die Ausſprüche der Natur ſelbſt! Sage ihm für jetzt nur, daß er mir wieder auf's Neue durchaus wundervoll und lieb geworden.

Täglich geht's mehr im Sinken mit dem armen Alten, doch iſt ſein Gemüth ruhig und ſein Sinn über das Leben hinausgekehrt. Mein Ami hat mir einen trefflichen Arzt zugeführt, der nur zwei Stunden von hier wohnt, und der dem Alten zum großen Troſt gereicht. Früher hätte dieſer durch eine Operation höchſt wahrſcheinlich geholfen. Der Arzt heißt Dr. Crêvé und iſt in der mediciniſchen Gelehrtenwelt bekannt.

Ohne meinen Ami wäre ich in der völligſten Einſamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erſcheinung

[1] Wohl Einſiedel?

[2] Die Wahlverwandtſchaften.

in dieſer Einöde für ihn und ein Band zum äſthetiſchen und Kunſtleben, wohin ſeine ganze Natur geht.

Niemand habe ich noch gefunden, der das Geſchäftsleben, eigentlich das Regieren, in ſo einem tiefen Sinn nähme und ſo geiſtvoll auffaßte, wie er. Alles was er treibt, geht von der höchſten Idee aus, und er adelt jedes Geſchäft. Er iſt zum Höchſten in dieſem Fach geſchaffen. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich ſo in ihm ausgeſprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht. Er hat etwas tief Trauriges in ſeinem Gemüth und iſt in der Epoche des Lebens, wo unſer Ideal immer an die Wirklichkeit ſtößt und den Buſen zerreißt. Ich hoffe ihm auch viel zu ſein und noch mehr zu werden, wenn ich ſelbſt ruhiger bin. Er iſt ſcharf, klug in der Welt, imponierend durch Gegenwart und Einſicht, nur bei mir kindlich offen und hingegeben im Bedürfniß nach Antheil und Liebe. Ein Sturz vom Pferde hat eine Wunde in ſeiner Bruſt zurückgelaſſen; er ſelbſt glaubt nicht lang zu leben. Das Alles mit ſeinen ſchönen reinen Zügen und der edelſten Geſtalt, die ich je geſehen, zieht zu einem gewaltigen Antheil an ihm hin. Ich kann's ihm nie genug danken, was er mir jetzt iſt. Die rheiniſche Mundart, die Goethe ſo liebt, hat eine unausſprechliche Grazie an ihm. Er ſingt ſehr ſchön zur Guitarre.

Weißt du etwas von Fichte? Von ſeiner jetzigen äußeren Lage?

Der Ami liebet ihn ſehr und ging's jenem unglücklich, ſo hat er allerhand Projekte für ihn. Kurz an dieſem Ami iſt kein Tadel. Du und die chère mère würden ihn lieben. [1]

Lies doch einen Roman von Tieck, der ſchon alt iſt, aber höchſt merkwürdig: „William Lovell."

(Wiesbaden, den 4. December 1809).

W. ſagte mir letzt, daß er ſich ſo freue, Schillern wieder zu ſehen, ſeine Mutter und meinen Vater, um ihm für mich zu danken. Nach deinen Kindern hat er ſo eine Sehnſucht und wollte

[1] Er heirathete 1811. Bd. I. S. 589.

letzt durchaus, ich sollte sie kommen lassen. Wenn man ihm auch die Freude machen wollte, so ist's eine Frage, ob er die Ankunft erlebte. Gegen mich und Schwenken und Weber ist er so dankbar jetzt, daß es mich rührt.

Goethens Zeilen haben mich sehr gefreut. Ich kann jetzt nichts schreiben, was Folge hat; doch grüße ihn herzlich.

(Wiesbaden, den 17. December 1809).

Liebste Lollo! Diesen Morgen um 2 Uhr hat der Arme endlich ausgelitten. Nach einigen Stunden des schweren Athmens fiel er in einen sanften Schlaf, und auf einmal stand der Odem still. Eine Stunde vorher kannte er mich noch und drückte mir die Hand zum langen dunklen Abschied.

Ich bin innig betrübt, doch danke ich Gott für die letzten ruhigen Wochen, die er hatte, wo er klar und hell fühlte, daß Liebe ihn umgab und daß er einem bessern Sein entgegen litt. — Adolph ist tief ergriffen und ich bin angst, daß er krank wird; doch denke ich, einige Tage werden ihn erholen.

Ich bin nicht krank und sehne mich nur aus den düstern Umgebungen heraus. Ich suche ein kleines Quartier in Frankfurt, wo ich mich einige Wochen erholen will zur weiteren Reise, doch sage weiter nichts davon.

Wiesbaden, den 20. December (1809).

Liebste Lollo! Uebermorgen gehe ich nach Frankfurt. Habe also keine Sorge um die Reputation.

Der S. kommt bald nach Frankfurt; ich freue mich auf ihn und habe dann nicht das Gefühl allein zu sein.

Frankfurt, den 26. December 1809.

Mein Herz ist unsäglich beklemmt, Weimar, den Ort so vieler Schmerzen, wieder zu sehen — doch ist's mir überall öde und der Eindruck muß überwunden werden. Der arme Alte ist mit einer Ruhe aus der Welt gegangen, für die ich Gott unendlich danke.

Er ruht an einem schönen Hügel, wo eine freie Aussicht ist, und sein Wunsch, in den neuen Anlagen von Wiesbaden begraben zu werden, wird auch erfüllt, sobald die Anlagen etwas Gestalt gewinnen. Alles war sehr theilnehmend und gut gegen mich in Wiesbaden und mein Ami ein wahrer Engel des Trostes für mich.

Seine Sorge und sein Vertrauen in mich in seinem Testament ist mir recht rührend. Gewiß werde ich nur für Adolph leben.

Ich denke, du machst Müller oder Körner zu der Kinder Vormund. Der letzte ist wohl der beste.

Adieu, liebe Seele! Erhalte dich nur gesund! Am liebsten wäre ich jetzt ganz einsam und sähe und hörte gar nichts.

Frankfurt, den 6. April 1811.

Liebste Lollo! Der gute S. ist sehr lieb, und den letzten Abend habe ich noch sehr rührend mit ihm über die Vergangenheit und Schiller gesprochen.

Aschaffenburg ist eigentlich ein guter Ort für junge Leute, die schon etwas Sinn haben. Es gibt einige recht gute Societät da — aber auch recht gemeine. Der arme S. ist recht im heißen Drang des Lebens von Außen und Innen. Er hat wenig Zeit für die Gesellschaft. Könnte ich doch ihm etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben; er wünscht es, aber was helfe ich ihm unter den andern Hofgesichtern?

Frankfurt, den 28. April 1811.

Ich habe jetzt allerhand Leute angespannt, mir einen Platz in der Stadt zu suchen, den der S. uns schenken könnte; wir ließen da ein kleines Haus und Schillers Grab machen. Das Heiligthum der Gräber sehe ich jetzt erst recht ein; — ohne alle andere Rücksichten ist's mir ein Bedürfniß, jährlich nach Wiesbaden zu gehen und des guten Alten Grab zu besuchen. Der Grabstein ist nun bald fertig.

Aschaffenburg, den 7. (Februar) 1812.

Sage doch einmal dem Herzog, wenn er bei Laune ist, und du mit ihm reden magst, ich ließe mich ihm empfehlen und hörte von einer gewissen Bernhardine viel von ihm sprechen; sie dächte mit viel Freude an die Zeiten von Mainz, und ich wüßte nun doch auch, daß dieser Name auf seiner Liste stünde. Es ist eine Frau v. Wambolt, geb. Stadion, der er in Mainz die Cour gemacht, eine sehr gute und artige Frau.

Goethe hat mir einen lieben Brief geschrieben.[1] Ich freue mich Romeo und Julie einmal zu sehen.

Der S. ist äußerst gut und zärtlich mit mir, und so ist mir das Verhältniß sehr wohlthätig, gerade weil es mich nicht mehr zu lebhaft bewegt.

Wenn ich noch einmal mit Vernunft lieben lernte, so wäre es viel. Die Zeit macht ihn auch nur unruhig; aber in heiteren Momenten ist er dem Geiste und der Regsamkeit nach immer ein Jüngling. Er freuet sich so, daß mich hier alle Leute lieben, und ich fühle, daß ich ihm wohl thue.

Aschaffenburg, den 26. März (1812).

Liebe Lollo! Der arme S. ist im Moment einmal sehr unruhig; täglich neue Forderungen, denen er genügen muß. — Sich hier außen in ein allgemeines Verhältniß anschließen, ist nicht rathsam mit den Kindern; aber wenn Karl sich auf die Kameralwissenschaft legt, so könnte er doch vielleicht eine Staatsstelle bekommen. Findet sich aber etwas anderes, so ist es immer vorzuziehen. Mich erschreckt es oft, wie man mit Macht auf das Etablissement der Jungen denken muß. Meine Idee ist jetzt, Adolph nach Rudolstadt zu lassen, wenn er ausgelernt hat. Der Nähe des Gutes wegen, und da es in Sachsen bis jetzt immer noch die leidlichsten Verhältnisse gibt.

[1] Am 28. Januar, lit. Nachlaß I. S. 435, worin er von seiner Bearbeitung von Romeo und Julie redet.

Mit Windiſchmann ſpreche ich ſehr gern; es iſt ein gar guter feinſinniger Menſch; empfiehl doch ja Goethen ihm zu ſchreiben; er iſt einer von den weichen, zarten Menſchen, die man mit Antheil und Zuſprache erhalten muß.

Der S. ſagte mir, er würde Goethe nächſtens ſchreiben. Er nimmt jetzt mehr Antheil an der Farbenlehre.

Bauerbach, den 27. April (1812).

Beſte Lollo! Hier bin ich nach langem Zögern und Abmühen der Abreiſe. Der S. ſagte mir, wenn ſie[1] wieder kämen, möchten ſie länger bleiben, weil er Ernſt gar nicht hätte kennen lernen können.

Bauerbach, den 15. Mai (1812).

Es iſt mir außerordentlich wohl hier; ich wollte, du könnteſt bei mir ſein. Ich ſitze wie in einer Blüthenlaube in meinem kleinen Hauſe. Ich bin ganz aufgethaut im Innern und werde, hoffe ich, meine Luiſe Rühs hier fertig machen. Das Gefühl, etwas für Adolph Nützliches zu thun, und die Ruhe von Außen ſind mir ordentlich tröſtend.

Ich war in Meiningen, wo die Reinwald und Hendrichs mir ganz lieb ſind; auch bei Steins in Nordheim und Völkershauſen. Sie iſt eine liebe Frau, und mit dem Mann habe ich einen großen Rapport gefunden — in dem Haß und in der Liebe.

Die Gegend, ohne ſchön zu ſein, iſt ſehr ruhig, und das alte Schloß Henneberg macht ſie romantiſch.

Fritz Dalberg wird etwas beſſer, wofür ich dem Himmel danke. Adolph iſt fleißig,[2] das freut mich ſehr. Die Societät iſt ſehr gut, und die jungen Leute haben alle nichts Rohes, das kann uns ein guter Troſt ſein und in dieſer Rückſicht ſegne ich Aſchaffenburg. Adolph hat für immer den Geſchmack an guter Geſellſchaft

[1] Die beiden Söhne. Bd. I. S. 627.

[2] In Heidelberg.

gewonnen und eine große Artigkeit mit den Frauen, die ihn auch alle lieben.

(An chère mère.) Wien, den 17. (September 1813).

Das Schickſal hat mich hierher geführt und die Nähe lockte mich, die gute Li. zu ſehen.

Die treue Freundſchaft meiner lieben Li. und des guten Bill ſind mir ein großer Troſt hier. Die Li. iſt noch ſehr hübſch und wohl und ſo liebenswürdig wie immer. Sie grüßt tauſendmal, auch die liebe Fürſtin.

Meiningen, den 19. Oktober (1815).

Ich denke, der Duc de Richelieu[1] weiß zu regieren wie der Cardinal, und für dieß Volk iſt der Deſpotismus gut. Ich bin in Frankfurt ſehr vergnügt geweſen, und ohne die Finanzen wäre ich gern geblieben.

Mit Humboldt war ich alle Abend bei mir oder bei Stein. H. iſt ſehr liebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Edle tief, ſieht aber ein, was möglich iſt, ohne ins Blaue hinaus zu wollen. Deßhalb ſcheint er den Beſchränkten kalt. Er taugt gerade zum Regieren, weil es ihn eigentlich ennuyiert, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Luſt thut. Stein liebe ich ſehr und er auch mich; ſeine jetzige Ruhe iſt auch ſehr edel; er hat einen tiefen Religionsſinn.

In Aſchaffenburg war mir's ſehr traurig, das öde Schloß zu ſehen; aber Dalbergs und der guten Kleinen einſamem Vetter war ich ein wahrer Troſt, auch Windiſchmann.

Im Ganzen hat mich der Rhein ganz in meine Romanenwelt wieder gebracht, und ich denke, einen hier fertig zu machen.

Schreib mir doch, was der Tyrann[2] anfängt ohne ſeine Donna.

[1] Der franzöſiſche Miniſter.

[2] So nennt K. den Großherzog öfters im Scherz. Sie gefiel ſich in Weimar nicht.

Nach unſern Abenden mit Gersdorf und Hand ſehne ich mich recht herzlich; doch muß ich jetzt hier bleiben.

Mit Humboldt habe ich wegen Uebertragung der Penſion auf die Kinder geſprochen. In dieſem Moment ſei nichts zu machen, meint er, aber im unglücklichen Fall, wenn du ſtürbeſt, ſo ließe ſich dann vielleicht etwas für die Kinder erhalten. Sorge alſo weiter nicht darum. In Preußen werden alle Stifte wieder erhalten. Lege es doch auch bei der Prinzeſſin Wilhelm darauf an, eine Stelle für eines der Mädchen zu erhalten.

In Württemberg iſt für Karl gewiß in der Folge etwas zu machen; er ſoll nur in ſeinem Metier fortſtudieren.

Für Ernſt ſorgt die Großfürſtin gewiß.

M., den 3. (1816).

Liebſte Lollo! Die arme Reinwald martert mich bald todt mit ihrer Aengſtlichkeit, und ich habe die Zahlung indeſſen übernommen.

Sie denkt ſo redlich gegen die Kinder und hat 200 Thlr. in Eisleben angelegt, die ſie ihnen einmal vermachen will, und von denen niemand etwas wiſſen ſoll. Das Büchergeld beſtimmt ſie auch dazu, und die paar hundert Thaler ſind immer gut einmal für die Mädchen, dieſen beſtimmt ſie das Geld. Ich hoffe, ſie bleibt in der Zukunft bei der Luiſe, denn ſie kann im Leben nicht allein ſtehen.

M. den 6. (?) 1817.

Liebſte Lollo! Ich denke doch, es ſoll mit Ernſt's Anſtellung noch gut gehen. Ich habe der E.[1] wieder geſchrieben, wenn Ernſt gut angeſtellt würde, wäre Alles gut gemacht; wo nicht, ſo würde ich ſuchen, alle Freunde Schillers aufzurufen, um dieſer häßlichen Intrigue auf den Grund zu kommen. Die Reputation des jungen Mannes dürfte durchaus nicht compromittiert werden. Ich denke, da fürchten ſie ſich doch, und E. treibt zum gut Anſtellen.

[1] Gräfin Edeling.

682948 A

Thu nur, als ob du von meinem Brief gar nichts wüßteſt. Die Reinwald will in Marbach bleiben; doch muß man's nicht ſagen hier, der Penſion wegen. Sie hat eine rührende Freude gehabt, Alles wieder zu ſehen wie in der Jugend.

Das Berliner Theater[1] thut mir ſehr leid. Adolph[2] ſchreibt mir, Brühl wäre ganz außer ſich geweſen.

Ich wollte, auch wir könnten in einer ſchönen Natur ohne Menſchen, die plagen, wohnen.

(Bauerbach oder Frankfurt) Sonnabend, den 23. Auguſt (1818).

Louis[3] iſt wirklich ein rechter Troſt für die ganze Familie, und ich habe ihn gebeten, dem R. und auch G. recht den Kopf zu waſchen wegen Ernſt.

Ich habe einen Oberappellations-Präſidenten v. Motz aus München kennen lernen, der viel literariſche Correſpondenz hat und mit dem Kronprinzen ſehr liiert iſt. Dieſer würde Ernſt gewiß in Bayern behülflich ſein, wenn wir wollten. Doch man muß erſt abwarten, was in W. geſchieht.

An deiner Stelle redete ich einmal offenherzig mit der Großherzogin; ſie hat doch das Einſehen und Anhänglichkeit an Schiller immer gezeigt.

Wenn Goethe endlich geht, dann iſt doch Alles erloſchen in Weimar!

Wenn Adolph gut verheirathet iſt, deine Söhne verſorgt ſind, dann können wir ganz ruhig ſein. In Schwaben wäre es hübſch ſich anzukaufen. Doch wohnen muß man auf ſeinem Gut, wenn man nicht großen Verluſt haben will. In aller Noth bin ich wie immer für dich, Liebe, bei der Hand. Ich bin eigentlich recht ermattet und muß eine andere und ſchönere Luft athmen — aber meine Tragödie wird ſehr gut und bald fertig.

[1] Das abgebrannte.
[2] Der bei dem Gardehuſarenregiment ſtand.
[3] General von Wolzogen.

Frankfurt, den 23. December (1818?).

Bei Stein bin ich einen Abend um den andern. Ich ſehe ihn oft mit tiefen Schmerzen. Alle Welt glaubt, er wird in Kurzem ganz blind; ein Auge hat er ſchon verloren, und am andern tritt jetzt auch Entzündung ein. Er ſelbſt ſcheint den Zuſtand nicht ganz einzuſehen, ſchont ſich auch nicht wie er ſollte, und das thut einem ſo weh. Gewohnt in die Schickſale Europas einzugreifen, iſt ihm auch die kleine Elendigkeit der Gegenwart ein Greuel. In ſeinen weichen Launen iſt er unendlich liebenswürdig. Er hat keine Ruhe, wenn ich nicht oft komme. Wangenheim iſt geiſtvoll und intereſſant durch ſeine Lebendigkeit, doch ohne Haltung, und daß viel durch ihn geſchehen wird, glaube ich nicht.

Motz ſagte mir auch, Ernſt werde bei Gersdorf angeſtellt.

Sonntags.

Ich bin ſehr neugierig auf Edling und alle Anſichten der wunderlichen Menſchen.

Ich lebe in Ruhe und Poeſie, wie lange nicht, und wollte, du wärſt auch bei mir, liebe Seele.

In Wiehe[1] iſt's ja angenehm, Karl zu haben, und da er bezahlt wird, wird er ſich's wohl gefallen laſſen. Auch nach Frankreich wäre jetzt nicht bedenklich. Uebrigens kann ſich's mit dem Forſtweſen ſchon noch machen. Er muß es auch lernen, nicht alle Tage etwas anders zu wollen.

(Bösleben) den 6. (1823).

Liebſte Lollo, mit Adolph[2] geht es leidlich und die Ruhe iſt ihm wohlthätig. Ueber ſein Inneres habe ich große Freude, er lieſt und ſchreibt den ganzen Tag, und ich wundere mich ordentlich oft über ſeinen großen Verſtand. Noch ſteht's bei ihm, ſich zu

[1] Im Regierungsbezirk Merſeburg, wo Karl in Garniſon ſtand.

[2] Der ſich auf ſeinem Gute aufhielt, um ſich von einem in Frankfurt überſtandenen Nervenfieber zu erholen.

Allem fähig zu machen, wenn ihn mir Gott erhält. Ich kann das große Unglück mir nicht denken und hoffe, daß mich der Allerbarmende dafür bewahrt.

Herzlich freue ich mich deiner Ruhe über Ernst. Dem guten Karl wird ja auch noch geholfen werden.

Den General habe ich im Ganzen gebeten, sich nach den Constellationen in Baden umzusehen.

Adieu, Beste!

III.

Wilhelm von Wolzogen,

geboren den 25. November 1762, gestorben den 9. December 1809.

Wolzogens Briefe, auf welche die in dem lit. Nachlaß II. S. 169 ff. gedruckten Schreiben Charlottens Antworten enthalten, liegen vollständig vor. Sie sind großentheils mit Klagen über den gezwungenen Aufenthalt in der Akademie, von wo aus Weber und Winckelmann die Correspondenz besorgten, angefüllt. Wir geben eine Auswahl.

St(uttgart), 22. Juni 1783.

Jetzt werden Sie wohl schon Ihre angenehme Reise geendigt haben, werden schon in Vevai eingerichtet sein.

Täglich sehe ich Sie, höre ich Sie, gehe mit Ihnen spazieren, bewundere mit Ihnen die schöne Natur; denn Sie dürfen nicht glauben, daß ich so ganz unempfindlich gegen diese Art von Vergnügen bin, ob ich gleich es so geschienen haben mag, als Sie hier waren.[1] Aber denken Sie sich in meinen damaligen Zustand, die Abreise der besten Mutter,[2] die Trennung meiner Lotte, das Mißvergnügen über die fehlgeschlagene Hoffnung meiner Erlösung; zu alle dem kam noch die Unmöglichkeit, von Ihrem kurzen Aufenthalt in Stuttgart alle das Vergnügen zu genießen, das er hätte gewähren können — alle diese traurigen Gedanken drängten so

[1] 2—7. Mai. Bd. I. S. 41—43.

[2] Beziehungen S. 213.

ſtark auf mich ein und ließen der Freude ſo wenig Raum, die ich über das Glück hätte zu erkennen geben ſollen, Sie, beſte Couſine,[1] kennen zu lernen.

Weber und Winckelmann[2] laſſen ſich Ihnen recht ſehr empfehlen; ſie haben mir ſehr ſcharf eingebunden, es nicht zu vergeſſen!

[1] Lottens Mutter war die Tochter einer gebornen Fräulein v. Wolzogen und die Schweſter Ernſt Ludwigs v. Wolzogen, des Vaters von Wilhelm, alſo ſeine rechte Couſine.

[2] Karl Philipp v. Wolzogen, damals Officier in der Nobelgarde. Bezieh. S. 405. Ueber Winckelmanns und Webers Verhältniß zur Wolzogen'ſchen Familie und zu Schiller hat v. Wolzogen in den Beziehungen S. 405 und 469 Aufſchluß gegeben, aber Einzelnes nachzutragen gelaſſen. Webers, des Muſiklehrers an der Karlsſchule, freundſchaftliches Verhältniß zu Wilhelm v. Wolzogen hatte zwar, wie es ſcheint, durch ſeine Aeußerungen über die Beziehungen zwiſchen Lotte v. W. und Winckelmann im Mai oder Juni 1783 einen Stoß gelitten, war aber nicht, wie man aus den a. a. O. mitgetheilten Briefen ſchließen möchte, aufgelöst, denn am 4. Juli 1783 ſchreibt Wolzogen: „da kommt Weber ſchon und will meine Briefe abholen. Er läßt ſich Ihnen vielmals zu Gnaden empfehlen, in der That ich bin ihm recht viel ſchuldig, ohne ihn würde mir mein Aufenthalt in der Akademie recht läſtig fallen, er fragt alle Wochen etlichemal, ob er keine Briefe in die Schweiz beſtellen ſolle."

Von Winckelmann liegt ein Brief an Schiller, d. d. Ludwigsburg, den 23. Februar 1785, vor, worin er Subſcribenten zur Thalia anzeigt. Dieſer beginnt: „Lieber Schiller. Ich ſchreibe es bloß auf Rechnung Ihrer vielen Geſchäfte, daß ich noch keine Antwort auf meine beiden Briefe von Ihnen erhalten habe" und ſchließt: „Ich ſehe mit Sehnſucht einer Antwort von Ihnen entgegen, die mir ſagt, wie Sie leben und ob Sie noch mein Freund ſind; wenigſtens überzeugen Sie ſich von meiner Seite ohne wiederholte Verſicherungen, daß ich unverändert bleiben werde, Ihr redlicher Freund Winckelmann." Da Schiller ſich ſelbſt der Nachläſſigkeit im Briefſchreiben anklagt (17. Januar 1784, Bezieh. S. 477), ſcheint in der That ſeine Verſtimmung gegen Winckelmann (S. 467) keine dauernde geweſen zu ſein. Vom Kap der guten Hoffnung, wohin er 1787 gegangen war, ſchrieb W. am 14. April 1790 an Wilhelm v. Wolzogen. Das iſt aber nicht „die letzte Nachricht, die uns über ſeine Lebensſchickſale vorliegt" (S. 406), vielmehr ſchreibt Karl v. Wolzogen in dem von A. v. Wolzogen in der Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 207 ausgezogenen Schreiben, Samarang, den 20. December 1806: „Winckelmann, der endlich mit einer ſchönen Frau und vier Kindern aus ſeiner zehnjährigen Kriegsgefangenſchaft (bei den Engländern) von Ceylon hier arrivirt iſt, iſt arm geblieben, er iſt Major bei Württemberg und commandirt, da v. Netzer und Schmidgall wegen Körperſchwäche das Haus

Auguſt[1] ſagt mir eben da, daß er auch ſchreiben wollte, allein es geht nicht an, da die Briefe ſogleich weggeſchickt werden müſſen. Er läßt mit meinem andern Bruder[2] ſehr viele Complimente an Sie und an die übrigen ſagen.

Wilhelm von Wollzogen.[3]

Stuttgart, den 9. Juni (1783).

Sie haben Lavater geſehen und ſind recht ſehr von ihm eingenommen; er verdient es aber auch gewiß, daß er von Ihnen ſo hoch geſchätzt wird. In Zürich, hat man mir geſagt, wird er ſehr verſpottet; wenn dieſes wahr iſt, ſo bin ich den Zürichern recht feind, ſo verdienen ſie nicht ihn unter ſich zu haben. Etwas Schwärmer iſt er zwar, aber ein liebenswürdiger Schwärmer, der gewiß bei vielen viel Gutes ſchon geſtiftet hat, und noch ſtiften wird. Er macht wirklich[4] eine kleine Reiſe. Man erzählt hier eine Anecdote von ihm, die Sie vielleicht ſchon wiſſen werden, doch will ich ſie Ihnen ſchreiben, wie ſie erzählt wird, ohne für die Richtigkeit zu ſtehen.

Er war, ſagt man, auf dieſer Reiſe in Durlach und ſpeiſ'te bei dem Markgrafen von Baden, der ihn ſchätzt und mit dem er auf einem ganz freundſchaftlichen Fuß umgeht. Ueber der Tafel redete der Markgraf von verſchiedenen Sachen, und ſprach unter andern das Wort Leibeigene aus. Lavater hörte dieß Wort und verzog ſeine Miene dabei. Der Markgraf, der dieß bemerkte, fragt ihn um die Urſache; er ſagt dann, daß er niemals dieß Wort

häten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er bei einer Veränderung, da er ſich unter den Engliſchen ſehr gebildet hat und noch ſehr geſund iſt, ſein Glück noch machen kann. W., der mir zu viel Troſt gereicht, empfiehlt ſich dir, deiner Frau und Frau Schiller mit wahrer Herzenswärme; er hofft, daß man ſich ſeiner noch erinnert."

[1] Der dritte Sohn Henriettens v. Wolzogen, † 1825 als preußiſcher Oberſt.

[2] Karl, † 1808 auf Java.

[3] So wird der Name geſchrieben; erſt ſpäter mit Einem l.

[4] = gegenwärtig. Düntzer, Freundesbilder S. 95. Oben S. 30.

könnte aussprechen hören, ohne daß sich ihm die ganze Lage dieser unglücklichen Unterdrückten darstellte. — Sogleich befahl der Markgraf, den Befehl ergehen zu lassen, daß alle Leibeigene in seinem Lande als Freie sollten behandelt werden. — — —

Lavater war gestern und heute hier, ich habe ihn aber nicht zu sehen bekommen können. Winckelmann habe ich gebeten, ihn zu bitten, daß er mir einige Zeilen an Sie schreiben sollte, ich wollte sie Ihnen sodann schicken, weil ich hoffe, Ihnen dadurch eine Freude zu machen; allein Winckelmann hat sie selbst fortgeschickt; ich hoffe, er wird Ihnen alles das Gute geschrieben haben, was Lavater von Ihrer Bekanntschaft gesagt hat; er ist mir jetzt um desto schätzbarer, da ich weiß, daß Sie ihm so gut sind.

Den jungen Menschen aus Winterthur,[1] den Sie in der Schweiz antrafen, kenne ich recht gut; es war ein vortrefflicher Mensch, als er in der Akademie war; er lernte hier die Kupferstecherkunst und hat viele Anlage gezeigt.

Der Herr von Pfaffenrath[2] ist schon seit vier Wochen aus Stuttgart fort, er hat sich hier wenig Ehre erworben. Wenn sein Betragen der Gesellschaftston von Meiningen ist, so hat sich der Ort und die Leute sehr verändert.

Den 14. Juli.

Vor vier Tagen kamen Briefe von meiner Mutter an, in denen sie ihre Zufriedenheit über meine Versorgung bezeigt; ich habe sie sogleich dem Obersten gegeben, der es dem Herzog noch den nämlichen Tag schreiben wollte.

Wie lange wird mir jetzt jeder Tag, den ich noch hier zubringe. Bis morgen erwartet man den Herzog in der Akademie; komme ich dann da nicht hinaus, so gebe ich alle Hoffnung auf, daß es vor etlichen Wochen geschehen wird; ich werde sodann diese

[1] Rieder.

[2] Aus Meiningen. Bezieh. S. 412. Schiller glaubte, Lotte v. Wolzogen sei mit ihm versprochen.

Briefe gleich den andern Tag fortschicken. Finden Sie dann keine Nachricht von meiner Entlassung darin,[1] so glauben Sie nur, daß ich vor Niedergeschlagenheit nicht schreiben konnte.

Den 25. December 1785 (?)

Wegen der Singularität muß ich Ihnen, meine gnädige Cousine, jetzt schreiben. Rathen Sie selbst wo? und zu welcher Zeit? Auf einer unglücklichen Wachtstube. Ich wäre undankbar gegen das liebe gute Stübchen meiner lieben, guten Cousine, wenn ich auch nur eine Vergleichung der Größe wagte; sonst würde ich sagen, daß mein wirklicher Aufenthalt dreimal in Ihrem gewiß auch nicht großen Sälchen enthalten ist. Zwar ist das meinige sehr gut meubliert: eine große hölzerne Bank, ein dergleichen Stuhl und Tisch, vergitterte Fenster, ein schrecklich großer Ofen und ein halbes Dintenfaß ist mein Hausgeräthe. Sonderlich frei ist die Aussicht zwar nicht, denn der Boden ruht drei Schuh tief in der Erde, und wenn ich zum Fenster heraus sehe, könnte man nach meinem Kopf mit Kegelkugeln schieben. Neben mir göttlichen Weihrauch, himmlische Harmonie.

Fünf und zwanzig bärtige große Kerle singen und schreien aus rauhen Kehlen, daß die empfindsamste Nerve nur ganz leise davon benachrichtigt wird. Fünf und zwanzig gar liebliche Gluthpfannen gucken zwei Zoll unter den großen Bärten hervor, und Wolken des Dankes für 4 Kreuzer des Tages steigen im Jubelgeschrei gen Himmel.

Dieß der Ort! Nun die Zeit? Nach Mitternacht in der fürchterlichen Stunde, wo die Nacht stille steht. In der bangen Stille, wo Geister entkerkert herumwandeln, Diebe sich die Leiter halten und Mordbrenner Feuerbrände werfen! Schrecklich ist sie diese Nacht. Der Wind tobt in das vom Himmel geschüttete Wasser so schrecklich, daß ich meine Amme sagen höre, der jüngste Tag kommt; es herrscht eine solche handgreifliche dicke Finsterniß, daß

[1] Er wurde erst im April 1784 entlassen.

ich mich nicht mehr wundere, wenn man in einem Klösterchen Aegyptens dem Niebuhr ein Stück der ägyptischen Finsterniß in die Hand als Reliquie gab. Der Nachtwächter trocknet sich hier am Ofen und ich mich mit ihm, denn so eben habe ich anderthalb Stunden an alle Thore herum laufen müssen, um, wie sie sagen, die Ronde zu machen. Es war schlimm, da freute ich mich dann gar herzlich, daß Sie, meine Liebe, ruhig in Ihrem Bette liegen können und von allen dem Ungemach befreit sind. Gern wollte ich sie alle tragen, wenn nur einem einzigen Menschen Nutzen dadurch geschafft würde, aber nicht einmal mein armer Nachtwächter darf schlafen, wenn ich wache.

Ja, wenn zum Exempel ich Ihnen meine lieben Cousinen nur eine einzige Stunde ruhigen Schlaf dabei verschaffen könnte, die Sie sonst nicht genießen könnten, dann wollte ich allen Elementen trotzen, und mich nicht schütteln und wärmen und trocknen, aber so — aber ums Himmelswillen, da unterhalte ich Sie ja im ganzen Brief nur von meiner vermaledeiten Wache.

Sie werden mir den Text schön dafür lesen, freilich verdiene ich es, doch machen Sie recht bald, denn die Erwartung der Strafe ist immer peinlicher als Strafe selbsten.

Leben Sie wohl, liebes, bestes Lottchen. Der Himmel bewahre Sie vor allen möglichen Wachten! — Lachen Sie nicht — es gibt Wachten aller Art.

Wolzogen.

NB. Daß Viztum nichts davon erfährt.

Den 20. September 1787.

Ihren letzten kleinen, aber doch sehr lieben Brief bekam ich nicht mehr in Straßburg, ich hielt mich nur fünf Tage daselbst auf; ich hatte aber schon, noch ehe ich Ihren Befehl wußte, auf dem obersten Gipfel des Münsters der lieben Schweiz meine Curialien gemacht, sowohl in Ihrem als meinem Namen. Sie läßt sich gar schön dafür bedanken, und Sie hiemit dringend feierlichst

invitieren; ich habe ihr die Hand darauf gegeben, es auszurichten, und erfülle hiermit mein Versprechen.

Mein Bruder läßt sich noch bestens in Ihre Freundschaft empfehlen; er schrieb es mir noch einmal heute von Moyenvic hinter Pfalzburg.[1]

Suhl, Abends 7 Uhr (December 1787).[2]

Es war ein böser Weg, doppelt böse, weil er mich von dem Zirkel wegführte, in dem ich so glücklich war. Es ist eine schreckliche, schauderhaft große Gegend daher. Sie haben wohl den Weg besonders des Winters noch niemalen gemacht. Die großen weißen Berge, worauf nur hie und da ein einzelner Baum residiert und die Gegend gleichsam beherrscht. Die aufgestürzten Haufen Erde aus dem Innern der Berge, sodann wieder der große ehrwürdige Wald, so manche Räume, wo noch kein Mensch vielleicht gewandelt hat — es sind in der That recht viel malerische Partieen mir aufgestoßen; ich habe Sie, Beste, oft dazu gewünscht, um sie mit mehr Interesse zu betrachten, und sie Ihnen alsdann einmal, wenn ich wieder nach Rudolstadt komme, wegrapsen zu können.

Nur zwei Dörfer trifft man von Ilmenau nach Suhl an — Stützenfeld und Schmiedefeld, und auch diese wundert man sich, da zu sehen, wo sie sind. Die Leute müssen im Winter wie die Bären leben und von ihrem eigenen Fett zehren, denn die Communication ist unmöglich. Das Ganze der Häuser sieht aus, als wenn da ehemals die Werkstätte gewesen wäre, wo die wilde Gegend fabriciert worden, und wovon noch die zusammen-geschlagenen Bretter, unter denen die Künstler sich einigen Schutz gesucht, stünden. Auf

[1] Karl war mit einem württembergischen Regiment nach Frankreich abmarschirt, um über Dünkirchen und Bließingen nach Ostindien zu gehen. Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechts II. S. 198.

[2] Mit Schiller war W. am 6. December in Rudolstadt gewesen, hatte diesen nach Weimar begleitet, wo er zwei Tage blieb (Bezieh. S. 459 und 460) und kehrte auf dem Rückwege nach Meiningen wieder in Rudolstadt ein. Dieser Brief ist also in der Mitte des Decembers geschrieben; Lottens Antwort vom 24., lit. Nachlaß II. S. 187.

alles dieſes merkte ich, um mich zu zerſtreuen, und alles dieß ſchreibe ich Ihnen, um mich mit Ihnen zu unterhalten, denn ſehr ungewohnt iſt es mir freilich, anſtatt der ſchönen Abende in Rudolſtadt hier ganz alleine zu ſitzen.

So eben ging ein Mann mit einer Orgel vorbei, und Schattenſpiel an der Wand; weil er aus der Gegend von Lyon zu ſein vorgab, ließ ich ihn herein kommen und ſah ſeine Raritäten; er ſang allerhand franzöſiſche Liederchen dazu — mit den ombres chinoises mögen ſie nun nichts gemein gehabt haben, als daß auch ſie den Augen nicht heilſam waren.

NB. Es war kein langbeinigter Franzoſe, ſondern ein kurzer unterſetzter Kauz — mag auch wohl ſeine 30,000 L. Renten nicht haben.

Ich bin doch müde worden, werde mich deßhalb bald in die Arme des Schlafs begeben, da ich ohnedem die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen habe.

Beulwitz wird meinen Wünſchen nach wohl nicht mehr einnehmen dürfen — Gott bewahre einen jeden davor, und beſonders meine Freunde.

Der lieben chère mère einen dankbaren Fußfall — dem niedlichen Kleinen gar viel Schönes und dem ehrlichen Lollochen tauſend Küſſe. — Adieu, Beſte, ſchlafen Sie ſo gut als ich es Ihnen wünſche.

W.

Bauerbach, den 2. Februar 1788.

Während daß Sie, liebes Lollochen, von Bällen und Maskeraden und Komödien und Schlittenfahrten zurückkommen werden, muß Ihr armer Freund, Vetter und Onkel in einſamer, verſchneiter Gegend ſitzen und Acten durchſtören und ſich zur Abreiſe ſchicken, in ein Land, das zwar ſehr fruchtbar und ſchön iſt, wo aber keine guten Täubchen, Schäfchen und Vögelchen ſind, in ein Land voll Unholden und Hexen und Zauberer.

Den 3. Februar, Morgens 4 Uhr.

Wie es ſo kalt und ſtürmiſch iſt. — Da unten ſtehen ſchon die Pferde, die auf mich warten, und meine Bauern mit Lichtern und Laternen, und Alles ſo geſchäftig. Sie wollen mir noch eine Taſſe Chocolade aufſchwätzen, da habe ich mich denn unterdeſſen hieher geſetzt, um noch einmal Abſchied zu nehmen von meinem lieben Lollochen, und ſie zu bitten ein Gleiches in meinem Namen bei dem lieben guten Mutterchen und Herrn von Beulwitz zu thun. Auch noch eine Bitte: ich habe in Linens Zimmer „den Verſuch von Pope“ liegen laſſen. Er gehört nicht mir, ſondern einem Maler in Meiningen, Reinhard,[1] der ihn forderte. Seien Sie ſo gnädig und ſchicken ihn meiner Mutter zu.

Adieu, meine Beſte, wir werden uns bald wieder ſehen.[2]

Stuttgart, den. 18. Februar 1788.

Ew. hochfreiherrl. Gnaden habe hiedurch in Unterthänigkeit zu berichten, daß ich Sonntag Nachts, den 10. hujus, um 11 Uhr in der erſten herzogl. Württembergiſchen Reſidenzſtadt glücklich, geſund und müde ſammt Roß und Mann angelangt bin. — Sehen Sie, liebe Couſine, was Württembergiſche Luft für einen Subordinationston einjagt.

Je näher ich dem Lande des Despoten kam, je mehr fühlte ich den erſtickenden Einfluß deſſelben. Bis ich mich nun daran gewöhnt habe, wird es wohl hie und da einige Anſtöße geben.

Paris, den 10. April 1790.[3]

Du haſt mir da, liebes Lottchen, einen ſchönen Spaß geſpielt und mir einen recht böſen Handel auf den Hals gezogen, dadurch, daß du dich ſo ſchnell verheiratheſt. Gibſt mir Commiſſion, dir einen langbeinigten Franzoſen in Paris zu finden und ihn

[1] Der bekannte Landſchaftsmaler, Schillers Freund, † 1845 in Rom.
[2] Lottens Antwort, lit. Nachlaß II. S. 189.
[3] Die Antwort auf Lottens Brief vom 9. März, lit. Nachlaß II. S. 193.

mit dem nächsten besten Nordwind nach Rudolstadt zu schicken. Ich suche mit aller nur erdenklichen Mühe in jedem Kaffee, in allen Schauspielen, auf jedem Spazierweg das Ideal, das wir uns damals von einem vollkommenen Mann machten, und bin endlich so glücklich, zwei Sujets zu finden, an denen gewiß nichts auszusetzen ist. — Vor einem Monat, als die Assemblée das Dekret über die geistlichen Güter herausgab, fand ich auch einen Abbé, der des Landes und des Standes überdrüssig Heirathsgedanken hatte. Ich versammle sie unter einem Baum im Palais Royal und mache ihnen den Vorschlag; der Capitän schmollte dazu, der Marquis Tulipano machte mir von der Seite ein gar verbindliches Compliment, der Abbé wollte sogleich fortlaufen und sich in das verheißene Land begeben. Ich bat ihn, sich zu gedulden und mit den zwei übrigen Competenten abzureisen, um sich zu gleicher Zeit vorstellen zu lassen. Ich mache alles richtig, und den 22. Februar wollten sie in einem Tappe-cul mit einander abreisen. Unglücklicher Weise aber bekam der Capitän seiner guten Constitution nach das Podagra, den reichen Marquis wollten seine Schuldner nicht fortlassen, und den keuschen Abbé hielt seine Maitresse fest. Sie schickten mir indessen ihr Portrait in ganzer Figur mit dem heiligen Versprechen, in kurzer Zeit nachzufolgen. Was soll ich jetzt anfangen mit diesen Herren? ich bin in der größten Verlegenheit. Meinem Freund Schiller zu lieb sollte ich freilich die Portraits nicht schicken, bei deren Anblick du gewiß bereuen wirst, nicht mehr wählen zu können. Indessen muß ich es doch thun, um mich zu rechtfertigen und meinen guten Geschmack und guten Willen zu zeigen.

Ich ahne den heimlichen Stolz, die Frau eines Professors und Gelehrten zu sein, den du hegst; du drängst mir mit Macht die Würde einer Professorin auf, ich stehe vor dem Catheder und beuge mich tief mit den 900. Sobald ich aber vom Catheder mich entfernt und ihn aus den Augen habe und mit Lottchen Schiller rede, behaupte ich, daß ihr die Professorswürde nicht ansteht. Wie kann ich zusammen reimen Schiller, Lottchen und Pedantismus,

ſpaniſche Gravität, abgezirkelter, langſamer Gang, Allongeperücke und finſterer Blick, Neid und Bosheit im Herzen und den Stock in der Hand. — Verzeihe mir, liebes Lottchen, wenn ich behaupte, daß du dich ebenſo wenig dazu ſchickeſt die Frau eines Profeſſors zu ſein, als Schiller Profeſſor ſelbſt zu ſein. Ich denke, wir ſchicken unſere Titel mit einander in's Archiv; hier mögen ſie mit einander ruhen; denn obgleich Profeſſor und Lieutenant himmelweit in Abſicht der Funktion abſtehen, ſo kommen ſie doch meiſtens darin überein, daß beide die Perſonen, die damit behaftet ſind, nicht beliebt in der Geſellſchaft machen: man fürchtet ſich vor ihnen. Der eine tödtet alles mit dem Buchſtaben, der andere will es mit dem Schwerte thun; der eine glaubt ein Gott, der andere der Satan ſelbſt zu ſein.

Aber nicht wahr, ich unterhalte dich hier allerliebſt und überhäufe dich mit Complimenten nach dem neueſten Schnitt, die du gar nicht erwarteteſt.

Doch laſſen wir den Spaß und reden von deiner neuen Lage im Ernſte. Ich kann mich noch nicht darein finden, ob ich gleich ſehr leicht begreifen kann, daß ihr ganz glücklich mit einander ſeid. Aber, verzeihe meiner Einbildungskraft, ich kann mir dich eben ſo wenig als Hausmutter, als Schillern als Hausvater denken; ich muß wahrhaftig von Paris aus zu euch kommen, um mich zu orientieren. Bis dato ſehe ich dich immer in dem kleinen Stübchen und wußte ganz wie es darinnen war, und jetzt weiß ich gar nichts. Es iſt gar unangenehm, wenn man ſeine Freunde nicht logieren kann und nicht weiß, wie es um ſie ausſieht. Gib mir, liebe Couſine, unterdeſſen eine Idee davon, bis die glücklichen Augenblicke für mich kommen, wo ich euer Glück ſelbſten ſehen und mich herzlich mit euch freuen kann. Indeſſen bitte ich dich, daß die Veränderung deiner Lage keinen nachtheiligen Einfluß auf unſere Freundſchaft habe. Dein Herz iſt groß und kann viel Liebe geben, und meinem Herzen iſt deine Liebe ſo nöthig.

Es iſt ſo eben ein ſtarkes Wetter am Himmel; aber die Natur

ist in diesem Paris so uninteressant, und wird noch uninteressanter durch die Menschen. Es ist wirklich so dunkel, ob es gleich erst vier Uhr ist, daß ich nicht mehr sehen kann.

Lebe wohl, liebes glückliches Lottchen. Schenke mir oft dein Andenken; erhalte mir deine Freundschaft und die unseres Schiller. Morgen oder übermorgen schreibe ich ihm umständlich.

Ist Karoline noch bei euch, so bitte ich euch alle drei zusammen zu stehen und zu berathschlagen, wie ich es machen soll, daß ich unter euch und mit euch leben kann.

Noch einmal, lebe wohl! Adieu, adieu!

Wolzogen.

Paris, den 20. September (1790).[1]

Guten Morgen, liebes Lottchen, guten Morgen in dem kleinen Kabinetchen, würde ich in Rudolstadt sagen; so aber weiß ich nicht, wo ich mich hinwenden muß, wo ich anzuklopfen habe, wenn ich Lottchen suchen will. Es ist mir auch gar ärgerlich, daß ich Jena nicht kenne, nicht weiß, wie die Häuser aussehen und wie die Gassen beschaffen sind. Ich stelle mir vor, man ist nicht gut und nicht bequem in Jena wie überhaupt in ganz Deutschland logiert; ich werde dir ein kleines Häuschen bauen, und gleich morgen will ich schon den Plan dazu machen, um dir ihn zu schicken, wenn er fertig ist.

Ich habe unterdessen, daß ich dir nicht geschrieben, sehr schöne und interessante Sachen gesehen, von denen du gerne würdest erzählen hören, wenn ich dir sage, was es ist. Zuvor aber muß ich dich fragen, ob du die zwei letzten Theile der Confessions von Rousseau gelesen hast? Nun ich war denn in der Gegend von Montmorency, habe sein Häuschen, l'érémitage, seinen Donjon gesehen und mich in dieser himmlischen Gegend doppelt glücklich gefühlt, da ich sie nur verstohlener Weise genießen konnte. Ich war

[1] Lottens Antwort vom 16. Oktober, lit. Nachlaß II. S. 196.

mit einer alten Marquiſin auf das Land gefahren. Ihr Landhaus liegt am Berg von Montmorency; ich hatte immer viel von dieſer Gegend rühmen hören, da ich aber glaubte, es wäre ſehr weit von Paris, und ich den Franzoſen überhaupt nicht viel Glauben gebe noch Geſchmack zutraue, wenn ſie von ſchönen Landſchaften und andern Naturſchönheiten reden, ſo hatte ich dieſe intereſſante Partie immer aufgehoben. Vor dem Eſſen fand ich Gelegenheit, mich auf eine halbe Stunde von einer ſehr ennuyanten und genanten Geſellſchaft wegzuſtehlen; ich lief ſo ſchnell als möglich auf den Berg und zu den pères oratoriens, die auf demſelben eine ſehr ſchöne Wohnung haben, ich fand Niemanden. Auf ihrer Terraſſe orientierte ich mich in der himmliſchen Gegend, um bei meinem nächſten Beſuch das ſchönſte Plätzchen zu finden. Jetzt mußte ich wieder zur Geſellſchaft — ich hatte nur von weitem das Häuschen von Rouſſeau und Pavillon von jardin de Luxembourg geſehen. Dieſe Woche aber noch gehe ich wieder dahin und das alles zu Fuß; dann will ich alles beſuchen, was nur immer intereſſant iſt, und dir, liebes Lottchen, eine große, weitläufige Beſchreibung davon zuſenden. Ich gehe dann auch nach Ermenonville, wo Rouſſeau begraben liegt und das du aus einem ſchönen Kupfer kennſt. Könnten wir dieſe Wallfahrten in Geſellſchaft machen, wie intereſſanter würden ſie uns ſein. Du wünſchteſt deine Freunde um dich, als du in Vevay wareſt, jetzt iſt an mir beneidet zu werden, daß ich nach Montmorency und Ermenonville gehen kann. Wenn ich reich wäre, nähme ich einen Maler mit, der müßte mir Alles zeichnen, was Bezug auf den Aufenthalt Rouſſeau's hat. Du zierteſt dann ein kleines Kabinet damit aus. Ich bin auch gar ungeſchickt, daß ich ſo etwas nicht kann.

Ich ſchicke Schillern hier ein Paket Schriften und Brochuren; ich bitte dich, Liebe, ordne es vorher ein bischen, denn ich bin gar ein unordentlicher Menſch und ſchreibe eine ſo nachläſſige Hand, daß ich mir oft und viel Vorwürfe darüber machen muß. Ich lege hier noch ein franzöſiſches Liedchen bei, das zwar im Geringſten

nicht interessant für den Text ist, das es aber deßwegen ist, weil es das allgemeine Volkslied seit der Conföderation ist. In allen Gassen, auf jedem Instrument, in jeder bacchanalischen Gesellschaft (die Franzosen haben keine lustigen Gesellschaften) hört man es singen. Auf dem champ de Mars sangen es oft Tausende zusammen. Es wird darnach getanzt, marschiert; kurz, es ist der Franzosen Factotum und das Revolutionslied im eigentlichen Verstand. Es muß etwas schnell gespielt werden. Göpelchen wird schon einen Baß dazu machen, nur so simpel als möglich.

Lebe wohl, liebes Kind, denke oft an deinen alten armen Onkel, der in Paris unter Franzosen leben muß, während er bei seinen kleinen Niecen und Vettern seiner grauen Haare pflegen könnte.

Lebe wohl und vergiß nicht, wenn dir's wohl geht und du gute Tage hast, deines dich über alles liebenden

W.

Stuttgart, den 14. Oktober 1791.

Ich hätte gewünscht, euch, lieben Leute, ausführlich mit dieser Gelegenheit schreiben zu können, allein noch ist mein Schicksal nicht bestimmt, und ich stehe noch da, wo ich war, als ich hier ankam. Der Herzog vermeidet mit mir zu reden und beschließt nichts; bisher habe ich warten müssen; jetzt aber will ich ihm gewiß durch Briefe so beschwerlich fallen, daß er seine große Herrlichkeit vergessen soll. Vorgestern war ich auf der Solitude; Alles ist wohl, bis auf den Vater, der etwas Rückenschmerzen hat, die ihn hindern auszugehen; es hat aber nichts zu sagen und ist vielleicht schon heute vorüber. Deinem Plan und Schiller zufolge bespreche ich mich hier mit den geschickten Juristen über die Art und die Quellen mein neues Fach zu studieren.

Schubart ist vor einigen Tagen gestorben. Ich schließe dir hier das letzte Blatt seiner Chronik bei; sein Sohn hat es geschrieben. — Was macht der Gold-Schatz? wie verließt ihr ihn?

Hier, liebe Lotte, ein Ringelchen, deine Geſchichte; bedanke dich nur recht bald dafür,[1] deßwegen that ich es.

Stuttgart, den 2. Auguſt 1792.[2]

Während du mich in Paris glaubſt, ſitze ich noch ruhig und wohlbehalten in Stuttgart und tobe und ſtampfe, daß ich nur auf zwanzig Meilen Entfernung ein müßiger Zuſchauer der großen Begebenheiten bin, die an der Grenze von Frankreich und in deſſen Herzen vorfallen. Ich wünſchte ſo ſehr bei dieſer Gelegenheit in eine Thätigkeit zu kommen, die wenngleich gefahrvoll, doch unterrichtend iſt. So viel ich es für mich in Stand bin, ſetze ich mich in Bewegung, um wenigſtens einigen Nutzen und Kenntniſſe aus den Vorfällen zu ziehen. Ich bin faſt immer auf der Straße; ohne Plan, ohne beſonderen Gegenſtand ſchlage ich den erſten beſten Weg ein, der mir am gangbarſten ſcheint. So war ich vor drei Wochen in Ludwigsburg, von da in's Stift Oberſtenfeld, dann in Heilbronn und endlich kam ich in's Rheinländiſche, wo ich die Legion von Mirabeau antraf und viele alte franzöſiſche Bekanntſchaften erneuerte. Vor acht Tagen ritt ich auf dem Schwarzwald herum, kam endlich in die Bäder und namentlich in's Deinach. Hier traf ich mehrere Schweizerfamilien aus Zürich an, und da dieſe artige und brave Leute waren, ſo hielt ich mich einige Tage da auf; jetzt ſind ſie in Stuttgart und ich treibe mich mit ihnen herum, um ihnen ihren Aufenthalt minder langweilig zu machen. Sobald dieſe fort ſind, werde ich mich wieder auf den Weg machen und dießmal in's Breisgau und an den untern Rhein, um die geographiſchen Verhältniſſe Württembergs mit Elſaß einzuſehen. Da meine ökonomiſchen Verhältniſſe ſich noch nicht verbeſſert haben und ich immer nur noch 400 fl. des Jahres habe, ſo kann ich freilich nicht mit der Bequemlichkeit reiſen, wie es ſich für meine Wohlbehaglichkeit ſchickt. Alles dieſes wollte ich mir indeſſen wohl gefallen laſſen,

[1] 1. November, lit. Nachlaß II. S. 200.

[2] Lottens Antwort vom 13. Auguſt, lit. Nachlaß II. S. 201.

wenn ich nur ſo viel Zeit und Geld erübrigen könnte, um zu euch, lieben Leute, zu reiſen. Vor jetzt iſt dieſes nicht wohl thunlich, da ich jeden Augenblick gewärtig bin, nach Frankreich geſchickt zu werden, indem der dortige württembergiſche Miniſter zurückberufen werden ſoll.

Du biſt unterdeſſen, liebe Lotte, auch viel gereiſt, ſo viel ich von andern gehört habe; daher entſchuldige ich auch einestheils, daß du mir nicht mehr ſchreibſt; ein paar Worte, wie ihr euch befindet, würden dir doch nicht viel Zeit weggenommen und mir manche Unruhe um Schillers Geſundheit erſpart haben. Jetzt hoffe ich, du wirſt mir ausführlich ſchreiben über Alles was dich angeht und mich unendlich intereſſiert. Ihr ſeid ſo vorzügliche Menſchen; euer Umgang iſt ſo fein und doch ſo herzlich; wie glücklich, wenn ich unter euch leben könnte! Dann würde ich gewiß die Unruhe und den Trieb verlieren, den ich in mir ſpüre, Alles um mich herum zu verwirren und es wieder in Ordnung zu bringen. — Das Waffengetümmel, das in unſerm Lande herrſcht (die meiſten kaiſerlichen Regimenter marſchieren durch), hat mir die peinigende Ruhe, in der ich lebe, unausſtehlich gemacht. Nicht, daß ich mit den Fahnen ziehen möchte; die Gefahren, in denen der Officier, wenn er nicht in den erſten Stellen ſteht, ſchwebt, ſind in keinem Verhältniß mit dem Ruhm, den er einerndten kann. Sein Wirkungskreis iſt zu eng, und der wird oft auf ewig auseinander geriſſen durch ein kleines Stückchen Blei, davon doch ſo viele in der Luft herumfliegen; Menſchen gegen Kanonen und Kanonen gegen Menſchen, die Partie iſt zu ungleich, und Alles geht nur auf Verwüſtung. Aber ich wünſchte bei den Negociationen, die dabei vorfallen, geſchäftige Hand zu haben; durch die Feinde mich durchzuarbeiten und den Völkern, die hinter ihnen liegen, friedliche Geſinnungen beizubringen, harte Köpfe umzuſtimmen, Gründe gegen Gründe ins Feld zu ſtellen, ſo verſchiedenes Intereſſe zu vereinigen und ſo den Schrecken des Kriegs Einhalt zu thun und ganzen Nationen nach langem Sturm den heiteren Himmel wieder zu

zeigen. Und warum ſollte dieß nicht möglich ſein? Die Werkzeuge, wodurch große Dinge hervorgebracht werden, ſind oft ſo unanſehnlich; nur eine gewiſſe in Anwendung gebrachte Thätigkeit gehört dazu.

Oft verirre ich mich in den Gedanken, und ich glaube das Schickſal ganzer Völker in meinen Händen zu haben. Wenn ich aber dann aus dem ſchönen Traum erwache und ſehe, wie Alles ſo gewöhnlich und alltäglich um mich ausſieht, ſo falle ich in eine Muthloſigkeit, die mit meinen weit ausſehenden Planen ſonderbar contraſtiert. Aus dieſem Wechſel vom Großen zum Kleinen und vom Kleinen zum Großen entſteht dann der ewige Zuſammenhang in meinem Leben, in meinen Beſchäftigungen; hier zu Land hält man mich daher für einen Mann, dem es nirgend behagt, und der immer in einer erkünſtelten Unruhe leben muß. Alles dieß braust jedoch nur allein in dem Kopf; im Herzen fühle ich zu ſehr, daß ich zu ſtillen Freuden geſchaffen bin. Der Zirkel meiner drei Freunde iſt mir noch immer mehr werth als die Erfüllung meiner politiſchen Wünſche.

Ich liebe ſie zu ſehr und ich fühle, daß ich meine Kräfte hinlänglich beſchäftigen könnte, wenn ich für ihr Glück zu arbeiten hätte.

Rede mit Schillern, liebe Lotte, ob wir nicht zuſammen wirken können. Ich habe Muth genug Alles zu unternehmen; aber es muß in Gemeinſchaft mit einem Freund ſein, der meine Schritte ſieht und ſie billigt; in ſeinen Augen muß ich neue Kräfte ſammeln, ſonſt gebe ich mich zu bald auf.

Lebe wohl, liebe beſte Lotte, ſchreibe mir bald und viel von dir, von Schillern, von Karoline. Mit euren Portraiten bin ich nicht ganz zufrieden; du ſiehſt zu trotzig aus, und Schiller hat das Colorit eines Nachtſtücks. Du verſprachſt mir auch dich einmal für mich malen zu laſſen, haſt du wohl daran gedacht?

Adieu, liebes beſtes Weib!

Wolzogen.

An Schiller. Winter 1794.[1]

Bis hieher ist Alles glücklich gegangen, und ich denke es soll auch noch in der Folge gut gehen! Alle Anstalten sind wenigstens getroffen und die Umstände uns nicht ganz ungünstig. — Herzlich wünsche ich, daß es mit deiner Gesundheit auch gut stehe, und du deinen Aufenthalt in Stuttgart mit Vergnügen genießest. Von uns hättest du eher Nachricht bekommen, wenn uns nicht Unbestimmtheit unseres Aufenthaltes und Abgelegenheit von der Hauptpost daran verhindert hätte. Unsre Arrangements sind jetzt so getroffen, daß du mir meine Briefe, wonach du im russischen Haus fragen lassen kannst, unter der Adresse schicktest:

à Monsieur
Neuhaus, Architecte
poste restante. à Schafhausen.

Solltest du eher als ich es vermuthet hätte, weggehen, so bitte ich beiliegenden Brief zu versiegeln und ihn an Schönfeld zu schicken; ich halte ihn für präcis und verschwiegen. Um Nachricht von dir bitte ich dich inständigst. Wenn man so entfernt lebt, von allen dem, was einen interessiert, ist es ein doppeltes Bedürfniß nicht in der Ungewißheit zu schweben.

Was macht Lollo, Karl? was mein Bruder? hat er schon Antwort?

Wenn du Bürde's Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise in die Schweiz zu lesen bekommen kannst, so findest du Nachricht von unserm Aufenthalt. Adieu lieber Schiller! An Muth und Entschlossenheit fehlt es mir nicht; gebe der Himmel, daß es der Frau nicht an Gesundheit fehlt!

W.

[1] Schiller verließ Stuttgart schon im Frühjahr 1794 (er kam am 15. Mai in Jena an). Wolzogen aber heirathete erst am 27. September 1794. Es scheint also, daß er schon während dieses Winters in Schaffhausen lebte und später, im Sommer 1795, dahin zurückkehrte.

An Schillers Vater. Stuttgart, den 20. Februar 1795.

Professor Dannecker vermuthet, daß ich mehr Gelegenheit habe als er, Ihnen zu wissen zu thun, daß die Büste Ihres Herrn Sohnes, so er Ihnen versprochen, jetzt fertig ist und er Sie bittet, einen Mann mit einem Gräben herunter zu schicken, um sie abzuholen.

Ew. Wohlgeboren

gehorsamer Diener
W. von Wolzogen,
Legationsrath.

Weimar, den 22. Juni 1797.[1]

Hier schicke ich dir, lieber Schiller, einen flüchtig entworfenen Plan; die Zeit ist zu kurz, um ihn ganz durchzudenken; auch fehlt mir die Eintheilung oder vielmehr die Maße des alten Gebäudes. Ich habe der Sache nachgedacht, und ich gestehe dir gerne, daß ich Schwierigkeiten finde, die ich dir mittheilen will. Ich setze voraus, daß du mich kennst und überzeugt bist, wie ich mir die Sache nie zu schwer vorstelle und mich auch nicht leicht durch Einreden von einem beschlossenen Unternehmen abbringen lasse, aber hier finde ich wirklich zu viele Nachtheile.

1) Es ist schon zu spät im Jahr. Der Zimmermann und Maurer werden es versprechen, aber beide können nicht Wort halten, und dann tritt die Nässe ein, wenn das Gebäude noch trocknen soll. Auch hat man nicht Zeit, Plan und Lage hinreichend zu überdenken; nichts ist kostbarer, als während des Baus einen Plan umzuändern.

2) Du würdest den Sommer und Spätsommer verlieren und die Ruhe, die dir jetzt so wohlthätig ist, gegen einen entsetzlichen Spectacle umtauschen. Du kannst keine Idee haben, wie lärmend ein solcher Bau ist.

3) Läßt du den Bau bis in das nächste Frühjahr stehen, so bin ich dorthin mehr im Stand, dir beizustehen; ich kenne das

[1] Schiller ließ sich durch diese Auseinandersetzung bewegen, den Bau des Gartenhauses zu verschieben (lit. Nachlaß I. S. 409).

Lokal und deſſen Preiſe mehr, hoffe auch bis dahin Beſchäftigungen zu haben, die mich oft nach Jena führen können; Plan und Gedanken werden reifer. — Du haſt auch ſodann eine Kenntniß des Lokals deines Gartens im Winter; vielleicht daß da noch manche Rückſichten zu nehmen ſind, die wir jetzt nicht vermuthen.

4) Wir lernen bis dahin auch beſſere Arbeitsleute kennen, denn der Zimmermann wenigſtens hat mich ſehr abgeſchreckt.

Mußt du in dem Sommer ſchon eine Küche haben, ſo nimm meinen erſten Vorſchlag neben den Abtritten an; es kommt dich gewiß nicht hoch, und ich ſtehe dir dafür, daß du unterdeſſen gewinnſt, was du zur Noth brauchſt. Kannſt du dann noch ein oder zwei Zimmer für die Kinder und die Leute im Engel oder ſonſt in der Nähe miethen, ſo hoffe ich du kannſt bis nächſtes Frühjahr durchkommen. Um deiner Ruhe willen bitte ich dich daher, laß den Bau noch anſtehen bis nächſtes Jahr; ich kann dir die Details der Unannehmlichkeiten nicht beſchreiben, wenn der Bau übereilt würde, aber ich fühle ſie um deſto tiefer, da ich ſie aus Erfahrung kenne, und ſie doppelten Einfluß auf deine Ruhe, Geſundheit und Beutel haben würden. Glaube mir, lieber Schiller, daß du unter 2000 Thaler den Bau nicht bewohnbar machſt.[1] Die Summe iſt zwar nicht ſo beträchtlich, aber nur in Rückſicht der ſchlechten Arbeit, die du erhalten wirſt, ehe wir es recht mit einander überlegen können, ſcheint ſie mir zu ſtark. Gib Griesbachs Haus immer auf und triff jeden andern Ausweg, nur baue dieſes Jahr nicht. Willſt du indeſſen demohngeachtet den Bau anfangen und fortführen, ſo will ich dir ſo viel als in meinen Kräften ſteht und die Zeit erlaubt, behülflich ſein, aber ich würde immer den Traurigen herumtragen, daß ich dir nicht hinreichend nützlich ſein kann.

Ich habe vergeſſen dir zu ſagen, daß den nämlichen Tag, wo ich in Jena war, bei der Kammer eine ſtarke Beſtellung Holz

[1] Schiller gibt ſelbſt an, daß er 1150 Thaler als Ankaufspreis und über 500 Thaler ſonſt verwendet hat (Diezmann, aus W. Glanzzeit, S. 20).

vorkam, die bis Michaelis in Jena ſtatthaben wird und wozu alles daſelbſt vorräthige Holz genommen wird. Das beſte wäre immer, du zögeſt den langen Winter hieher nach Weimar; ich würde dir ein gutes Quartier beſtellen. In Geheimerath Voigts altem Haus iſt ein ſchönes und geräumiges Logis des Jahres für 70 Thaler zu haben. Wir könnten uns dann ein paar Pferde zuſammen halten und ſo dem Frühjahr froh und ruhig entgegen ſehen. Es iſt mir unangenehm, daß ich dich heute nicht ſprechen konnte, aber ich glaube ſelber, daß die Reiſe für Lollo zu gefährlich geweſen wäre. — Adieu, lieber Schiller! Verzeih meiner Geſchwätzigkeit, beſonders da ſie deinen Planen entgegen iſt, aber deine Ruhe und Wohl geht mir über Alles!

W.

Weimar, den 2.[1] Oktober 1799.

Unendlich freut es mich, daß es mit der Lollo beſſer geht. Jetzt hoffe ich auch wieder, aber im Anfang war es mir nicht wohl dabei zu Muth, ob ich gleich der Frau Troſt einſprach. Vorgeſtern, geſtern, heute wollten wir nach Jena, aber wir fürchteten euch mehr zu ſtören als zu nutzen. Von unſrer Theilnahme ſeid ihr überzeugt, und was ihr braucht und wir euch ſchaffen können, ſoll alsbald erfolgen. Komme ich des Tags hinüber, ſo fürchte ich dich im Schlaf zu ſtören, oder wenigſtens aufzuhalten.

Schone dich indeſſen, lieber Schiller, Lollo wird gewiß gut verſorgt. Ein wahrer Troſt iſt uns Starke. Gute Nacht; es wird Alles bald beſſer gehen, und dann wollen wir die böſen Tage aus unſerm Sinne zu wiſchen ſuchen.

Wolzogen.

Berlin, den 17. Juli 1803.

Die Braut von Meſſina wurde gegeben, die Jungfrau von Orleans, die natürliche Tochter. Im erſten Stück ſpielt die Fleck

[1] Das Datum muß verſchrieben ſein, da L. erſt am 23. gefährlich erkrankte, wahrſcheinlich 28. oder 2. November.

vortrefflich die Schwester, die andern ungleich. Das Costüm ist vielleicht wahrer, aber nicht schöner als bei uns. Die Chöre gehen an, ich hätte sie nicht so erwartet, doch bringt die Scene der Berathschlagung des künftigen Lebens nicht die Wirkung hervor wie bei uns. Der den Militärstand wählt, spricht abscheulich und verworren. Man sieht erst ein, wie gut die Trauerscene in Rücksicht der Beleuchtung behandelt ist in Weimar, wenn das Stück ohne diese gegeben wird.

Johanna wird nicht besonders gespielt. Diese belobte Manier kann ich nicht überwinden;[1] sie predigt, statt begeistert zu sein, und Alles erscheint und ist bei ihr studiert und pedantisch studiert. Die natürliche Tochter ist für Berlin zu gut, zu fein. Die Menschen sind hier so gewohnt, das Theater wie eine gut servierte Tafel zu behandeln, daß, wenn sie den Käs nicht sehen, sie nicht für das Essen danken. Man wollte aus Caprice sich nicht zufrieden geben, daß sie der Teufel oder die Engel nicht holen. Es wurde auf den andern Tag wieder annonciert, das Parterre klatschte allgemein, das Paradies wollte es nicht; das muß so sein. Es soll gut gegeben werden, sagen mir die Andern; ich konnte es nicht sehen, da ich aus der Johanna schon gehen mußte und seitdem nicht aufstehen kann. Eine Wunde am Fuß schmerzte mich fürchterlich; jetzt ist sie besser, aber doch immer noch unbequem. Man sagte mir, es würde auf der Reise heilen; ich will es hoffen, denn den 15. gehe ich von hier ab.

Noch muß ich nachholen, daß die Krönungsfeierlichkeit in der Johanna einer der interessantesten und imposantesten Aufzüge ist, die ich je, selbst nicht auf den Pariser Theatern gesehen habe. Das ganze Stück läßt Iffland trefflich geben. Talente kann er freilich nicht herzaubern.

Vor einigen Tagen sagte ich der Königin, daß Goethe die Attention für seine Mutter gefreut hätte. Sie nahm es sehr gut

[1] Schiller hatte auf Schlegels Mittheilungen hin gewünscht, daß die Rolle der Madame Unzelmann gegeben würde.

auf und gieng sogleich zum König, es ihm zu sagen, so daß man sieht, das Geschenk hatte mehr als eine Rücksicht.

Kotzebue hat sich wieder prostituiert in einem Brief an Pappenheim über das, daß ihn der Prinz nicht vor sich läßt. Er sagt unter andern, meine Gesinnungen kenne er schon lange.[1] Desto besser!

Petersburg, den 21. August 1803.

Unsre Sachen gehen vortrefflich. Der Prinz ist verlobt, hat ein Regiment, den Andreasorden, ist vergnügt und glücklich. Bis hieher alles gut. Nur der Winter. Neues Land, neuer Himmel, neue Sitten werden mir ihn weniger langweilig machen.

Die regierende Kaiserin hat die Braut von Messina von mir zu haben gewünscht. Ich habe es ihr geschickt; noch ist es nicht zurück gegeben.

Petersburg, den 27. September 1803.

Dein Don Carlos[2] ist glücklich angekommen, auch die Braut von Messina; ich werde davon Gebrauch machen, wie ich kann, ob ich gleich nicht glaube mit Nutzen, denn ich höre beinahe alle Tage, wie sie sich krümmen, wenn sie etwas geben sollen, und wie sie das Werk verwünschen, so sie dafür haben. Dabei verstehen sie nicht, was über das Mittelmäßige ist. Was gut bürgerlich ist, gilt auch hier am meisten, und alles was man gewinnt, ist, daß sie das Große und Schöne angaffen, aber fassen können sie es nicht.

Es hat mich sehr gefreut, daß der König von Schweden so artig war — il n'y a que le premier pas, qui coute. Mit Jena wird es noch besser gehen, als man erwartete. Das Unternehmen, eine eigene Zeitung zu schreiben wird gewiß gelingen. Aber bezahlen muß man auch.

W.

[1] Dennoch bat er am 10. September Wolzogen um seine Verwendung, daß er bei der Großfürstin als Chatoullenverwalter angestellt würde.

[2] Den Schiller am 4. September abgeschickt hatte, lit. Nachlaß I. S. 410.

Vor einigen Tagen ließ die Kaiserin Mutter Turandot bei mir holen; sie wurde gelesen und gefiel außerordentlich. Jetzt lesen sie Wallensteins Tod, und die Kaiserin läßt sich mehrere Stellen wiederholen. Bei der Lektüre, die alle Abend ist, befinden sich die Großfürstin, der Prinz, Gräfin Lieven und noch eine Dame, die nicht deutsch versteht. Storch liest vor.

Als ich gestern bei der Kaiserin Mutter war, ersuchte sie mich, ihr Originale kommen zu lassen für die Zeichen-Institute. Ich schreibe zwar nach Paris, aber es dauert sehr lange, und die Kaiserin will schon etwas für Weihnachten haben. Ich bitte dich daher, liebe Lollo, in mein Zimmer zu gehen und die Portefeuillen zu durchsuchen.

Das Zeichen-Institut ist für Fräulein, die schon ziemlich avanciert sind. Vielleicht ist der Johannes aus der Dessauer Kunsthandlung etwas in dieser Art. Meyer, den ich bitte zu grüßen, sowie auch Goethe, werden am besten zu rathen wissen.[1]

W.

Petersburg, den 28. November 1803.

Herzlichen Dank für eure Briefe! Sie sind mir ein wahrer Trost in der Kälte und unter dem Schnee. Ob ich diesen Winter glücklich durchbringe, weiß der Himmel, denn die Kälte ist schon fürchterlich; doch wohne ich bequem und angenehm. Man schreibt mir, daß Herder, Schmitt und Koppenfels sehr auf der Neige sind. Für Ersteren ist es mir unendlich leid, und die Andern dauern mich.

Hier vergnüge ich mich sehr mit der Kunst und besonders mit den geschnittenen Steinen, davon eine Collektion von 10,000 unter dem nämlichen Dach mit mir wohnt. Wenn ich bei einem Hofmann einen Ring sehe mit einem Intaglio, so ziehe ich ihn vom Finger und stecke ihn an, bis auf den Abend, wo ich ihn wieder zurück gebe. Sie haben es gerne, wenn man ihre Steine lobt, und ich habe auf diese Art oft einen Genuß, den sonst Hof-Finger

[1] Schillers Antwort vom 24. November, lit. Nachlaß I. S. 415.

nicht genießen. So eben habe ich ſolcher Ringe drei vor mir, wovon die zwei Figürchen ſehr ſchön ſind. Ich drücke ſie in der Schnelle ab; vielleicht kommt der Abdruck ganz zu dir. Schreibt mir oft, lieben Kinder, und vergeßt den halb erfrorenen Alten nicht.

W.

Petersburg, den 24. Februar 1804.

Vielen Dank, lieben Kinder, für eure Beſorgungen und Briefe, die mir jederzeit die intereſſanteſten ſind; denn in allem Andern, was man mir von Weimar ſchreibt, iſt Falſchheit und Trug.

Wie begierig bin ich auf Wilhelm Tell; ſchicke mir es, wenn du kannſt; ich möchte wiſſen, wie man es hier nähme, wenn ein Manuſcript vorgeleſen würde; ich glaube, es iſt noch nie geſchehen. Ich ſtehe für die Sicherheit.

Aber die Frau? Sie iſt gewiß ſehr gefährlich krank geweſen. Vom 19. Januar bis 4. Februar ſchrieb ſie mir nicht, und Alles iſt ſo geheimnißvoll. Die Unruhe iſt viel peinigender in der Ungewißheit. Schreibe mir doch gleich, liebe Lollo, mit der nächſten Poſt, was ihr fehlte, wie es ſteht, aber ohne Rückhalt; ich bitte dich um alles in der Welt.

Deine Anſicht von der Frau von Staël iſt ſehr intereſſant; ſie ſteht leibhaftig vor mir.

Wie gefällt dir Klingers zweiter Theil? Er ſcheint mir herzlicher als der erſte, in dem noch von Pauls Regierung her viel Bitterkeit herrſchte.

Iſt denn die Frau noch nicht zurück? Sie wäre gewiß ſchon zurück, läge ſie nicht auf den Tod. Der arme Adolph![1] —

Goethe danke für ſein Andenken; ich werde ſorgen, das zu verſchaffen, was ihm Vergnügen macht![2]

W.

[1] Schillers beruhigender Brief lit. Nachlaß I. S. 419.

[2] Ruſſiſche Kupfermedaillen, um welche G. am 4. Februar (lit. Nachlaß I. S. 428) gebeten hatte.

Petersburg, den 28. Februar 1804.

Geſtern war die Rede von Hackert; man ſagte, er habe ſehr abgenommen in ſeiner Kunſt. Ich führte an, daß ich Nachrichten von einigen neuern Gemälden habe, die ſehr gut ausgefallen ſein ſollen. Man erſuchte mich, genauere Erkundigungen einzuziehen, wie hoch oder niedrig er jetzt in ſeiner Kunſt ſtehe, um ſich danach bei Beſtellungen, die man zu machen Willens war, zu richten. Aber man wünſchte die Antwort bald zu haben. Sei daher ſo gut, liebe Lolo, und erſuche Meyern, einen kleinen Aufſatz darüber zu ſchreiben, und ſchicke mir ihn mit nächſter Poſt, wenn es möglich iſt. [1]

Alle Zeichnungen und Originale, ſo ich von Paris, Weimar, Leipzig erhalten, habe ich der Kaiſerin übergeben und dabei geſchrieben, was du mir von Meyers Plan ſagſt; ich erwarte jetzt die Antwort.

Ich freue mich ſehr über Schillers neu geendigtes Stück. Er wird hier doch auch über alle Andern geſetzt, ob man ihn gleich nicht ſo ganz verſteht. Don Carlos liebt man am meiſten, dann Wallenſtein. Das hieſige Theater ſoll ſchlecht ſein. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, es zu ſehen.

[1] Goethe's Aeußerungen folgen unten.

IV.

Die Gönner der Söhne.

Großfürstin Marie von Rußland, Erbgroßherzogin. General Ludwig von Wolzogen. Wilhelm von Humboldt.

Ludwig von Wolzogen. St. Petersburg, den 6—8. März 1811.

Verehrungswürdigste Freundin!

Für Ihren lieben und gütigen Brief vom 10. December vorigen Jahrs meinen herzlichen Dank, sowie auch für Ihr mir geschenktes Zutrauen im Betreff Ihrer Geldangelegenheiten.[1] — Meinerseits seien Sie von meiner gewissenhaften Verwaltung überzeugt, denn ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß wir nur eine Familie ausmachen, also ist Ihr Interesse und das Ihrer Kinder auch das meinige.

Was haben Sie für Nachrichten von Karl aus Heidelberg? Vermuthlich wird er seine Zeit dort gut anwenden. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, sowie auch Ernsten und Karoline. Manchesmal

[1] Wilhelm v. Wolzogen hatte das durch Beckers u. A. Bemühungen zusammengebrachte Kapital 1806 in Petersburg angelegt (Bd. I. S. 317). Ludwig v. Wolzogen fragte jetzt an, ob er die in seinen Händen befindlichen Obligationen zum Ankauf eines Hauses verwenden sollte. Dieß scheint nicht geschehen zu seyn; denn noch 1815 schickte Böttel, der Großfürstin Schatzmeister, Wechsel über das in Petersburg zurückgebliebene Kapital, Behufs dessen Versilberung. Es war also nicht, wie Palleske II. S. 416 meint, „vom Krieg verschlungen."

wird es mir doch etwas schwer, so weit entfernt von meinem Vaterlande und den Meinigen leben zu müssen.

Freilich im ersteren sieht es gegenwärtig eben nicht erfreulich aus, und dann geht es mir hier auch gut. So bin ich erst kürzlich[1] zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten des Kaisers avanciert worden, eine Gnade, die mich hier noch fester bindet.

Erhalten Sie mir indessen auch in der Ferne Ihr gütiges Wohlwollen und Ihre Freundschaft; vielleicht kommt doch noch dereinsten der Tag, wo wir still und ruhig neben einander leben können. Bis dahin aber seien Sie von meiner Hochschätzung und reinen Anhänglichkeit überzeugt, mit welcher ich die Ehre habe, zu verharren

Dero

unterthäniger Diener
L. Wolzogen.

Jusqu'à l'instant où Mad. de Schiller jugera à propos d'envoyer étudier ses fils, ils recevront chacun 200 écus par an; aussitôt qu'ils iront à l'Université, ou bien où leur mère le voudra, chacun d'eux recevra 400 écus par an, ce qui leur sera continué jusqu'à ce que tous deux aient atteint leur vingtième année.[2]

M.

[1] Seit dem 21. Februar.

[2] Auch für Wielands Kinder sorgte die großmüthige Fürstin 1813: Chère Madame de Schiller! J'espère que vous ne m'en voulez pas de ce que je suis restée jusqu'ici sans vous répondre et sans vous dire combien j'ai été touchée de la peine que vous vous êtes donnée de remplir mes désirs auprès de la famille Wieland. Je vous demande encore en toute confiance de vouloir bien remettre l'argent que je vous fais remettre ci-près comme prix de l'estimation de la boîte de notre cher défunt, comme l'indique de billet de l'orfèvre que j'insère ici, à ses enfans. Je vous invite à venir chez moi demain matin dix heures, nous causerons à leur sujet. Toute à vous.

(remis à Mad. de Schiller le 20 Mai 1805. Wolzogen.)

(1806.)

Vous avez bien raison de dire, ma chère Madame de Schiller, que je m'intéresse à tout ce qui vous arrive ainsi qu'à vos enfans. L'aimable attention de ceux de la Reine m'a fait un sensible plaisir.[1] M.

Frantzbrunn ce $\frac{27 \text{ Juillet}}{8 \text{ Août}}$ 1813.

Si vous désirez que l'ainé de vos fils se rende à Jéna cet automne, vous n'avez qu'à m'en dire un mot, et j'aurai soin que ses petites affaires pécuniaires ne s'en ressentent pas du changement de place; j'espère seulement que vous ne pensez pas à le laisser à Jéna moins d'un an: il me semble même que le tems d'une année n'est pas assez long pour y terminer ses études. Quant au titre de *Forstjunker*, le Duc me l'a accordé pour lui; faites en seulement souvenir le Duc à son retour à Weymar.[2] Pour votre fils cadet, je crois que vous ferez bien de le laisser là où il est, poursuivre ses études en paix. M.

St. Pétersbourg, le $\frac{21 \text{ Janvier}}{2 \text{ Fevrier}}$ 1816.

Marquez moi exactement si je ne puis rien auprès du Duc pour votre fils ainé. Marie.

St. Pétersbourg, le $\frac{24 \text{ Mars}}{5 \text{ Avril}}$ 1816.

Je prends la plume pour vous remercier de vos lettres, comme pour vous dire un mot touchant ce que vous m'avez mandé pour votre fils ainé. J'ai cru bien faire d'écrire au Duc, en le sollicitant de tenir sa parole et de ne pas délaisser un jeune homme parce qu'il a suivi son ardeur militaire dans un tems où tout prenait les armes, je vous communiquerai ce qu'il m'en dira. Marie.

[1] Bd. I. S. 307.
[2] Ebendaf. S. 671.

Als dieſer Brief geſchrieben wurde, war die Entſcheidung erfolgt. Karl hatte ſich an den General v. Wolzogen gewendet, deſſen Brief folgt:

Berlin, den 17. Januar 1816.

Geehrteſte Schwägerin!

Karl hat mir vor Kurzem einen langen recht ſchönen Brief geſchrieben, worinnen er mich um Rath fragt, ob er zu ſeinem neuen Regiment, den ſiebenten Uhlanen, oder zu der Jägerei zurücktreten ſoll. Ich würde ihm das Letztere gerathen haben, wenn ich ihn hätte hier anbringen können; aber nach genauerer Erkundigung bei dem Landoberforſtmeiſter Hartig ſind in dieſem Augenblick ſo viele zu verſorgen, daß es beinahe unmöglich, jemand Fremdes anzuſtellen. Ueberdieß ſind die Poſten hinführo auch nicht mehr ſo einträglich wie ehemals.

In dieſer Hinſicht iſt die Militärcarrière vorzuziehen. Ich wünſchte indeſſen nicht, daß er ſein Forſtſtudium vernachläſſigte, denn wenn er nur ein tüchtiges Examen wird beſtehen können, ſo erhält er in der Zukunft doch noch einen Poſten; auch wird ſich Hartig ſeinen Namen notieren. Was Ihnen freilich für den Augenblick nicht ganz angenehm ſein wird, iſt, daß Karls Regiment gegenwärtig in Frankreich ſteht. Theils iſt aber dabei gar keine Gefahr zu beſorgen, und dann werden die Regimenter auch bald wieder abgelöst, und zwar noch in dieſem Jahre. — Sollte er freilich im Weimariſchen einen guten Forſtdienſt erhalten, wozu Gersdorf gewiß helfen wird, wenn ſolches möglich iſt, ſo würde es freilich ſeinen bisherigen Studien am angemeſſenſten ſein, dieſes vorzuziehen.

L. Wolzogen.

Die Hoffnungen Wolzogens, der dem Weimariſchen Miniſter v. Gersdorff beim Wiener Congreſſe nützliche Hülfe geleiſtet hatte (Geſchichte des Wolzogenſchen Geſchlechts II. S. 258) verwirklichten ſich nicht. Frau v. Schiller empfing von Hrn. v. Gersdorf folgende Schreiben vom 2. und 11. Februar:

Hochwohlgeborne, hochgeehrte Frau Hofräthin!

Ew. Hochwohlgeboren haben in einem an Se. Königl. Hoheit den Großherzog unmittelbar gerichteten Schreiben vom 27. v. M.

um eine Anstellung für Ihre Herren Söhne im hiesigen Staatsdienst angesucht.

Se. Königl. Hoheit haben mir hierauf höchst Ihro gnädigste Entschließung dahin bekannt gemacht, daß Ihr ältester Herr Sohn, da für ihn beim hiesigen Forst- und Jagdwesen fast gar keine Aussichten zu einer baldigen Anstellung vorhanden wären, vielleicht mit günstigerem Erfolg in seiner jetzigen ehrenvollen Carrière bleiben würde. In Ansehung Ihres jüngeren Sohnes wünschen Se. Hoheit, daß er erst seine Studien vollenden und dann sich wieder melden möge.

Indem ich mich dieses höchsten Auftrags entledige und Ew. Hochwohlgeboren hievon gehorsamst benachrichtige, habe ich die Ehre in den Gesinnungen einer ganz vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit zu unterzeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

Weimar, den 2. Februar 1816.

(Unterschrift eigenhändig.)

ganz ergebenster Diener,

Ernst August von Gersdorff.

(Eigenhändig.)

Gnädige Frau!

Se. Königl. Hoheit der Großherzog, mein gnädigster Fürst und Herr, hat geruht, mittelst Handbillets mir zu befehlen, daß ich die Ehre habe, Ew. Gnaden nochmals im Betreff der Wünsche für Dero ältesten Herrn Sohn das lebhafte Bedauern Sr. Königl. Hoheit auszusprechen, aus Gründen jenen Wünschen nicht entsprechen zu können, deren Darlegung an Ew. Gnaden Se. Königl. Hoheit mir aufgetragen hat.

Theils nämlich ist der Etat des Dienstpersonals der höheren Jägerei bereits erfüllt und meist mit jungen Leuten besetzt, so daß für einen neu antretenden nur geringe Aussichten übrig sein würden; theils aber ist es Grundsatz, Forstbedienten- und Revierförsterstellen nur an Jäger von der untern Klasse zu geben, zumal da deren

viele eben jetzt da sind, welche lang und treu gedient und dadurch Ansprüche auf Versorgung erworben haben.

Mit Eifer ergreife ich auch diese Gelegenheit, um Ew. Gnaden den Ausdruck derjenigen verehrungsvollsten Gesinnungen zu erneuern, womit ich die Ehre habe zu verharren, gnädige Frau

Dero

Weimar, am 11. Februar 1816.

ganz ergebenster Diener,
von Gersdorff.

Da diese Schreiben die Hoffnung, Karl in Weimar angestellt zu sehen, vereitelten, wurden wohl durch den General Verhandlungen in Württemberg angeknüpft, die zu seiner Anstellung führten. Der König schrieb:

Stuttgart, den 14. April 1817.

Mein werther Herr Generalmajor von Wolzogen. Ich habe Ihr gefälliges Schreiben vom 9. d. M. erhalten und daraus ersehen, daß ich durch die Anstellung des jungen Schiller in meine Dienste Ihnen und Ihrer Frau Schwester[1] etwas Angenehmes zu erzeigen Gelegenheit gefunden habe. So gerne ich ohnedieß bereit war, die Verdienste eines Mannes, auf den Württemberg stolz sein darf, auch in seinem Sohne zu ehren, um so mehr mußte ich geneigt sein, einen jungen Mann in meine Dienste zu nehmen, dem in seinen nächsten Verwandten würdige Vorbilder der Nacheiferung gegeben sind. Zugleich danke ich Ihnen für die mir schätzbaren Gesinnungen, welche Sie mir bei diesem Anlaß ausgedrückt haben, und wünsche Ihnen Glück zu dem schönen Berufe, der Führer und Bilder eines Prinzen[2] zu sein, den einst ein so großer Wirkungskreis erwartet, und der, wie ich selbst ihn kennen zu lernen das Vergnügen hatte, durch die glücklichsten und liebenswürdigsten Anlagen des Geistes und Herzens bereits zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt.

[1] Verschrieben statt „Schwägerin."

[2] Des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Hierauf bitte ich Gott, werther Herr Generalmajor von Wolzogen, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Gezeichnet ꝛc.

Auch später, als Karl und seine Mutter eine Versetzung von Altshausen wünschten, verwandten sich die Großfürstin und der General für ihn. Jene schrieb vermuthlich 1820 oder 1821:

Je me ferai un plaisir non-seulement de parler au Roi de Würtemberg, mais de lui montrer même la lettre que vous venez de m'adresser, et je suis bien sûre qu'en comptant sur sa justice l'on ne court pas risque de se tromper.

Je viens de recevoir à l'instant une lettre du Roi de Würtemberg qui contient ces mots que je m'empresse de vous communiquer. „J'aurai soin de faire placer le jeune Schiller à une autre place d'après le désir de sa mère, je me flatte que cela la tranquillisera pour le moment.“ J'espère aussi que vous voilà plus contente, et c'est en me réjouissant avec vous de l'accomplissement de vos désirs que je suis toujours Votre bien affectionnée. M.

Dieser schrieb aus Frankfurt am 24. Mai 1821:

Beifolgend schicke ich Ihnen die Antwort von General Hügel. Ich hoffe, daß Karl einstweilen eine gute Försterstelle bekommen wird und daß ihm sein Fleiß und gutes Betragen auch bald weiter helfen wird. Das [sehr günstige] Zeugniß von Gemmingen [dem Oberforstmeister] ist mir sehr erfreulich.

Wolzogen.

Dieselbe liebevolle Theilnahme schenkte die Großfürstin dem zweiten Sohne Ernst, der im Jahr 1817 und 1818 Verdrießlichkeiten[1] in seinem Examen und Schwierigkeiten fand, die ihn vermochten, eine Anstellung in Preußen zu suchen. Darauf beziehen sich folgende undatierte Billets:

[1] Bd. I. S. 395 und 403.

Je vous prie, ma chère Madame de Schiller, de m'envoyer le rescript adressé à votre fils dont vous m'avez parlé hier, le plutôt qu'il vous sera possible.

Je n'ai pu répondre hier soir à votre billet et m'empresse ce matin de le faire. Quoique je ne puisse pas bien juger pourquoi il est nécessaire pour un futur employé à la Chambre des finances de présenter une disputation Latine de jurisprudence à la Régence, je vous conseille très-fort dans l'intérêt que je porte à votre famille, de disposer votre fils à ne pas faire d'objection à cette condition de son entrée en fonction, et cela d'autant plus qu'il serait fâcheux qu'il ne l'eût pas encore terminée depuis le tems qu'il s'en occupe. Il est possible que l'on appuye sur cet article parce que l'on veut avoir à la Chambre des finances quelqu'un qui sache bien le droit. Je m'informerai encore précisément là-dessus, mais je vous prie de me répondre si et quand votre fils a terminé l'ouvrage indiqué.

Si Mr. votre fils dîne à château aujourd'hui *et qu'il ne vienne pas* ce soir à la Cour, alors je le prierai de passer chez moi un moment cet après-midi, quand je serai rentrée dans mes appartemens; mais s'il ne compte prendre congé que ce soir à la Cour de la Duchesse, alors je vous prierai au cas que vous comptiez sans cela paraître ce soir, de m'amener Votre fils cet après-midi après 6 heures.

So ſchmerzlich es der trefflichen Großfürſtin war, auch den zweiten Sohn Schillers ſcheiden zu ſehen, ließ ihre freundliche Geſinnung nicht nach, ſich zu bethätigen. Sie ſchrieb:

Ems ce 4—16. Juin 1819.

J'ai reçu avec beaucoup d'intérêt votre lettre du 7 de ce mois, et vous en remercie, comme pour la confiance

que vous continuez à me témoigner quand bien même je ne peux plus agir directement pour le bien de votre famille, mais comme les sentimens que je vous ai voués m'y disposeront toujours, je me fais un vrai plaisir de répondre à votre attente, en ne manquant pas de recommander au Chef de la province prussienne du Rhin pour la partie civile Mr. votre fils qui va y servir. Il est inutile, je pense, de vous entretenir de l'affection que je vous porte et du regret que j'ai de voir vos enfans si loin de vous.

Du château de Dornbourg, le $\frac{29\text{ Août}}{11\text{ Septembre}}$ 1819.

Je n'ai point ou votre fils cadet, mais j'ai fait recommander à Mr. d'Ende de me donner de tems en tems de ses nouvelles: je sais qu'il est content de sa situation.

Für Ernſts Anſtellung in Preußen intereſſierte ſich auch Wilhelm von Humboldt. Er ſchrieb:

Frankfurt, den 17. December 1818.

General Wolzogen wird Ihnen, liebe Freundin, geſchrieben haben, daß es mir gelungen iſt, bei dem Miniſter Beyme für den Plan Ihres Ernſt, in unſere Dienſte zu treten, wenigſtens für's erſte eine recht günſtige Ausſicht zu eröffnen. Sie können glauben, wie unendlich es mich gefreut hat, da Alles, was mit Schiller und Ihnen zuſammenhängt, meinem Herzen ewig unendlich theuer bleibt. Ich wünſche nun, daß es endlich gelingen mag, möchte nur, daß ich wenigſtens einiges Verdienſt dabei hätte. Allein ich habe den Miniſter Beyme ſo zuvorkommend und bereitwillig gefunden, daß es kaum mehr als eines einzigen Wortes von meiner Seite bedurfte. Ich weiß nun nicht, wie es weiter geworden ſein wird. Wolzogens Plan war, was mir auch am beſten ſchien, den Ernſt zu bitten, ſelbſt nach Berlin zu kommen.

Ich gehe nicht wieder nach England zurück, ſondern von hier, ſobald mein Geſchäft beendigt iſt, wovon ſich aber die Zeit noch

nicht angeben läßt, nach Berlin. Vielleicht habe ich dann die Freude, Sie, theure Freundin, in Weimar zu ſehen!

Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und liebevolles Andenken, ſowie das meinige Ihnen und allen den Ihrigen unverbrüchlich gewidmet bleibt.

Humboldt.

Die Erfurter und Weimarer Freunde.

I.

Capitän Henry Heron.

Die Bekanntſchaft dieſes ſchottiſchen, am herzoglichen Hofe gerne geſehenen Officiers (Bd. I. S. 418), hatte Charlotte im Februar 1787 in Weimar gemacht oder erneuert. Er ſchrieb ſich am 20. Februar in ihr Stammbuch ein. Heron, der in Jena in dem Griesbach'ſchen Hauſe wohnte, ſchrieb zuerſt am 2. März und zuletzt am 2. Auguſt von Rotterdam, im Begriff ſich nach England einzuſchiffen, von wo er nach Oſtindien ging. Ein Brief aus Madras an Knebel vom April oder Mai 1788 (Briefe von Schillers Gattin S. 557), war ſein letztes Lebenszeichen.

(Nach Oſtern 1787).

Ich hätte gleich nach meiner Rückkunft[1] hier in Jena gern an Sie geſchrieben, ich mochte Ihnen etwas aus der Fülle meines Herzens ſagen; Gedanken aber drängten ſich auf Gedanken, verſperrten allen Ausgang, und nach langem Streben fand ich alle Verſuche, mich, wie ich wünſchte, auszudrücken, vergeblich. In dieſem Zuſtand aber waren dieſe Gedanken mein größter Troſt. Denn ich fand, was ſich nicht ſagen läßt, läßt ſich doch empfinden, und ich bedauerte den, der ſein volles Herz durch Worte entladen kann. Jetzt erwache ich aus dem Taumel meiner Empfindungen, gleich wie aus einem Traum, und kaum kann ich mich überzeugen, daß die Freuden, die ich mir in Ihrer Geſellſchaft zu genießen ſo oft verſprochen hatte, ſchon genoſſen ſind, und daß die Zeit, nach deren Ankunft ich mich ſo ſehr ſehnte, ſchon vorbei

[1] Von einem Beſuche in Rudolſtadt um Oſtern.

iſt. Alſo ſind ſie dahin, auf zu ſchnellen Flügeln dahin, die Stunden, die ich glücklich an Ihrer Seite zubrachte, und nie werden ſie zurückkehren. „Abende, die ihr uns vereint ſaht, nimmer kehrt ihr mir wieder, nimmer!“ Meine jetzige Glückſeligkeit muß in der Erinnerung beſtehen, daß ich einſt neben Ihnen ſaß, daß meine bebende Hand ſich erkühnte, die Ihrige zu drücken, und daß Ihre liebenswürdige Familie mich für würdig hielt, an ihrem häuslichen Vergnügen zu nehmen. Was für einen Eindruck das auf mich gemacht hat, kann ich Ihnen nicht ſagen; das aber kann ich verſichern, daß dieſer Eindruck lange dauern wird, und oft in der Zukunft, wenn der Trennungsſchmerz ein wenig gemildert wird, wird er ein freudiges Gefühl in mein Herz einflößen. Unterdeſſen aber kann ich mit aller meiner Philoſophie das Gefühl nicht ganz unterdrücken, daß ich jetzt entfernt von Ihnen bin, und nach wenigen Tagen von Allen, die ſich in dieſem Theil der Welt um mich bekümmern und die ich ſchätze, mich getrennt ſehen werde. Trennung iſt ja traurig für Alle, die es angeht, aber doppelt für den armen Reiſenden. Sie ſind von Ihren Freunden umgeben, ich aber, meinen unruhigen Gedanken ein Raub, ohne Freunde, ohne ein einziges Geſchöpf, dem ich das geringſte Wort von meinem vollen Herzen vertrauen kann, werde bald ein einſamer Wanderer und öd und allein ſelbſt unter den Menſchen ſein. Doch ich bin nicht ganz von Troſt verlaſſen, Ihre Güte wird auch hier mein Schutzengel werden. Ich habe eine kleine ſchwarze Gefährtin:[1] ſie wird beſtändig meine Geſpielin ſein. Ihr ruhiges heiteres Ausſehen wird manche ſchwermüthige Stunde erleichtern, und in der Betrachtung derſelben werde ich mich belebt fühlen durch einige der reinen Gedanken, die das Urbild beſeelen.

Am 28. Februar 1804 ließ Frau v. Schiller Knebel durch ſeine Schweſter um „den letzten Brief von Heron“ bitten (Henr. an Knebel Nr. 195). Nach deſſen Empfang ſchrieb ſie folgenden Brief, den Hr. Robert Weigelt in Breslau aus ſeiner Autographenſammlung gütigſt mitgetheilt hat:

[1] Wohl die Silhouette von 1784. Bd. I. Titelbild.

Weimar, den 6. März 1804.

Haben Sie herzlichen Dank, werther Freund, für Ihre Bereitwilligkeit meinen Wunsch zu erfüllen. Die Stimme voriger Zeiten ist auf's neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handschrift unseres Freundes; ich werde ewig sein Andenken ehren, und da wir von ihm selbst keine Spur haben,[1] so müssen wir uns die Spuren seines Geistes, seines guten reinen Herzens, das er in seinen Briefen zeigte, wie in seinem Wesen, zueignen, denn es ist leider das Einzige, was uns von ihm bleibt! Aus seinem Brief sah ich auf's neue, daß er wirklich nach Ostindien gegangen ist, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch sein Grab auf den trügerischen westindischen Inseln gefunden, wie der gute Ernst![2]

Ihre theure Schwester meinte, ich machte Ihnen eine kleine Freude, wenn ich Ihnen etwas von der Handschrift der Frau von Staël zeigte, und Sie haben mir so eine Freude gemacht, daß ich wohl fühle, ich kann es Ihnen nicht so erwiedern, aber nur um meinen guten Willen zu zeigen, will ich den Wunsch der geliebten Freundin erfüllen; sie soll auswählen was ihr am bedeutendsten scheint. Sie selbst wird Ihnen so viel von der Anwesenheit der Frau von Staël gesagt haben, daß ich Ihnen nichts neues mehr sagen kann, mir ist sie eine der merkwürdigsten Erscheinungen, ich möchte sagen, es gibt kein Wesen dieser Art mehr. Alles was unsre ruhigen deutschen Naturen an ihrer leichten beweglichen französischen Natur zu fassen vermögen, ist unendlich schätzbar an ihr, aber dann und wann fühlt man doch den Unterschied der Nationen gewaltsam.

Ihr Gedicht über Herder[3] hat mich sehr gerührt! Ich weine um ihn in der Stille mit treuem Herzen, denn so tief hat mich

[1] Düntzer gibt an, daß er „durch einen Unglücksfall sein Leben einbüßte," ich weiß nicht aus welcher Quelle.

[2] v. Imhoff, der im Jahr 1803 auf St. Vincent gestorben war.

[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 31.

noch kein Verluſt geſchmerzt. Ich fühle wohl, daß man ſeiner Familie nichts erſetzen kann, aber es ſchmerzt mich auch, daß ich nicht mit ihr weinen konnte. Ich wollte ſie beſuchen, aber wurde nicht angenommen. Ich konnte mich erſt ſpät entſchließen den Platz zu ſehen, wo wir ihn alle verloren; die erſten Zeiten war es mir unmöglich ſein Haus zu betreten!

Leben Sie wohl, Schiller ſagt Ihnen viel herzliche Grüße. Sein Wilhelm Tell wird bald auf dem hieſigen Theater, aber leider wohl nur als Geſpenſt erſcheinen. Sie kommen vielleicht bald nach Jena.[1] Es wird uns freuen, Sie in unſrer Nähe zu wiſſen.

Seien Sie herzlich gegrüßt.

L. Schiller.

[1] Knebel war in Ilmenau. Knebels lit. Nachlaß II. S. 393.

II.

Caroline von Dacheröden,

verehelichte von Humboldt.

Die Tochter des Erfurter Kammerpräsidenten war schon 1785 mit Caroline v. Beulwitz befreundet (lit. Nachlaß II. S. 297) und machte Lottens Bekanntschaft bei einem Besuche in Erfurt in der Mitte des November 1788.

Donnerstag früh, den 17. December (1788).

Diese ersten Augenblicke des Tages sollen meiner theuren Charlotte gewidmet sein, deren sanftes Bild so lebhaft in meiner Seele geblieben ist.

Liebe! Es ist mir sehr süß zu denken, daß ich dir etwas sein werde; laß in diesem Gefühl alle Klagen über unser getrenntes Leben sich auflösen. Wohl dem, der fühlt, daß doch eigentlich keine Trennung für die Seelen stattfindet, und daß gerade dieses Abgerissene die Sprosse der Leiter ist, die zunächst hinaufreicht zu einem Zustand höherer Genußfähigkeit und ungetrübteren Glückes.

Deine Anhänglichkeit an die Natur freut mich. Ihre Betrachtung und die Liebe zu ihr webt immer stille Freude in die Seele. Nichts ist gewöhnlicher als affektierter Geschmack an ihren Schönheiten und nichts seltener als wahre und innige Schätzung ihres Werthes und des Genusses, mit dem sie die Seele überströmt.

Den 31. December Abends (1788).

Ich nehme im Ganzen gern die Menschen wie sie sind, wenn sie sich nur in ihrer wahren Gestalt zeigen, mit einem Wort natürlich sind; aber ich kann mich nicht aus gesellschaftlicher Gefälligkeit mit ihnen über Dinge vereinigen, die mir nahe am Herzen liegen, und die sie in einem ganz andern Gesichtspunkt betrachten.

Viele und mitunter auch recht gute Menschen haben so zu sagen zwei Charaktere; in der Einsamkeit denken sie ganz anders als sie nachher in Gesellschaft über die Gegenstände ihres Nachdenkens, durch den allgemeinen Ton hingerissen, reden. In der Gesellschaft haben sie eigentlich gar keinen stäten Charakter und keinen Willen. Ich entschuldige diese Schwachheit, aber ich liebe dieses Schwanken nicht, denn ich finde den Menschen immer gern sich und seinen Grundsätzen gleich und getreu, und mein Herz kann sich nur an solche heften.

Dienstag früh, den 31. März (1789).

Es freut mich, daß Evelina[1] dir gefallen, meine Liebe! Ich gestehe, daß ich auch die englischen Romane den meisten deutschen vorziehe, die ich kenne. Zwar geht es mir hierinnen auch ziemlich so wie dir, meine Lotte. Meine Lektüre ist gar wenig darin ausgebreitet, und ich danke den vorzüglichen Geschmack, den ich an anderer Lektüre habe, meinem Freund und Lehrer Becker,[2] dem ich so viel danke. O Lotte, wenn wir einmal selige Stunden des Zusammenseins genießen, will ich dir erzählen, mit welcher Sorgfalt er meine Jugend leitete, wie er auf die Fühlbarkeit meines Herzens und meine Freude an der Natur die ganze Hoffnung meiner Erziehung setzte und sie benutzte, um mir eine andere Richtung zu geben, denn ich war wirklich ein sehr verdorbenes, kleines Geschöpf, als B. in unser Haus kam. Wie er das letztemal hier war, versprach er bald wieder zu kommen mit seiner Frau und mir selbst

[1] Von Miß Burney.

[2] Dem Rath Becker, Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins, s. Bd. I. S. 306 ff.

seine Tochter zu bringen, aber noch war er nicht da, und ich fürchte, daß ich wieder abreisen werde, ohne ihn zu sehen.

Ich hätte deinen Freund Heron kennen lernen können. Er war vor zwei Jahren im Winter hier, aber Outram war Schuld daran, daß es nicht geschah, oder vielmehr seine Trägheit, weil er mit ihm und ein Paar andern Engländern keine Besuche machen wollte und es ihnen sogar widerrieth, von Weimar wieder herüber zu kommen, welches sie wollten.

Es thut mir weh, daß ich nichts von Fritz Dalberg höre, so lange er nun in Italien ist.

Goethe scheint sich sehr dahin zurückzusehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Brief, den er geschrieben hatte. Ich habe den neuen Theil von Goethes Schriften noch nicht gelesen, ich will sie aber suchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stück des Merkurs.[1]

Lebhaft denke ich mir deine und Linas Freude bei seiner Ueberraschung.[2] Ich wünschte sehr ihn zu kennen.

Sonntag Abend, den 31. Mai (1789).

Du kennst mich noch nicht recht. Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen und unersättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen, und diesem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gibt.

(An Caroline.) (Buogörner), $\frac{\text{Donnerstag,}}{\text{Freitag,}}$ den $\frac{20.}{21.}$ August (1789).[3]

— — — Es schien mir auch, als beginge ich eine Indelikatesse gegen Schiller.[4] Mein Gott! jeder Moment in euren Armen

[1] Die Künstler.

[2] Schiller und Lotte S. 277.

[3] Nach der Trennung von beiden Schwestern, mit denen Caroline in Lauchstädt im Bade gewesen war. Schiller hatte dort am 3. gegen Lotte sich erklärt.

[4] Caroline hatte sich erboten, die Kranke zu begleiten.

iſt ſo reich an Wonne; es wäre eine Sünde, wenn ich ein Herz, das dieſe Wonne eben ſo tief fühlt wie ich, um einen einzigen bringen könnte, und ich liebe Sr. wie einen Bruder.

Ich habe weniger Unterhaltungen mit meinem Vater wie ſonſt, wo ich beſſere Gelegenheiten zum Einleiten unſrer Projekte hatte,[1] weil der Vetter[2] immer gegenwärtig iſt; indeſſen habe ich doch heute angefangen zu präludieren, und mein Lob erweckte Aufmerkſamkeit und einige Fragen, z. B.: „ob ich die Briefe der chère mère an euch ſelber geleſen, ob ſie eine Frau von Geiſt verriethen, und ſie aus ihren Reiſen Nutzen gezogen hätte? ob ihr euch wegen eurer Verhältniſſe gegen ſie oder gegen mich herausgelaſſen hättet?“ u. dergl. mehr. Alles dieſes benutzte ich, wie ihr denken könnt, und meine Antworten gefielen und erweckten eine gute Idee und Bedauern, daß man ſie nicht kenne und ſie euch vermuthlich nie nach Erfurt begleiten würde, wegen des Engagements am Hof.

Donnerſtag, den 27. Auguſt (1789).

Schiller ſchreibt mir, er fürchte, der Himmel habe ihm das Bild unſrer Harmonie nur vorgehalten, um ſeiner Phantaſie ein Ideal zu zeigen, das nie zur Wirklichkeit gedeihen werde, aber ich nähre ſchönere Hoffnungen in meinem Herzen. Mir mein Weſen von dem euren getrennt zu denken, iſt mir unmöglich. Schillers Weſen muß ſich nun, da er einer Sorge entledigt iſt, die es nothwendig einengen mußte, immer ſchöner und ſchöner vor dir entfalten. Sein Brief und die Mühe, die er ſich gibt, mir mein Schickſal, das von jeher Alleinſein und Einſamkeit für mein Herz war, von ſeiner lieblichſten Seite vorzuhalten, hat mich ſehr gerührt.

Mittwoch Abend, den 18. Oktober (1789).

Dein letzter Brief hat mich gefreut und gerührt; es hätte mir ſehr weh gethan, wenn du mir deine Gefühle hätteſt verbergen

[1] Aus chère mère und dem Vater ein Paar zu machen. Schiller und Lotte S. 378 und 396.

[2] Hr. v. Berg aus Magdeburg, Schweſterſohn des Hrn. v. Dacheröden.

können. Ich hatte schon aus deinen andern Briefen empfunden, daß etwas Disharmonisches in dir war, daß du nicht eins in dir seist, und ich wartete nur auf mehr Kräfte und Gesundheit, um dich selbst um eine Erklärung zu bitten.

Ich habe in diesen Tagen viel über euer Verhältniß mit = [1] nachgedacht. — Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und du fühltest, daß du die Idee, = liebe L. [2] mehr als dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rath, dich mit = darüber zu erklären. [3] An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst du nicht zweifeln. Es thut mir zwar weh, wenn = aus dem schönen Wahn, daß Alles unter euch harmonisch sei, gestört würde, aber dieß steht denn doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.

Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in dein Leben verwebt ist, und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe dir so blühen sollten. Es wird vorüber gehen, sollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmonischen Fortgang der Natur? Suche dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und du wirst den rückkehrenden Frieden deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, werth, in deinem schönen Herzen geboren zu sein, = und L. zusammen zu verbinden; aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unsrer reellen Kraft verlieren, wenn

[1] Schiller. Caroline hatte folgende Chiffreschrift ausgedacht:

Mama □	Laroche <
Papa △	Beulwitz ⌣
Heirath I	Projekt ○
Schiller — (oder =)	Universität ×
Humboldt D.	

[2] Caroline v. Beulwitz.

[3] Dieß geschah am 24. (Schiller und Lotte S. 430). Caroline kommt noch öfter auf Lottens Zweifel zurück und hat gewiß wesentlich beigetragen, sie zu beruhigen.

wir über das Menſchliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, du könnteſt es vollbringen, eben ſo gewiß aber bin ich auch, daß du in dieſer Handlung alle Kräfte deines Weſens erſchöpfteſt, die Kräfte, meine Theure, die dir auf dein ganzes Leben gegeben; du würdeſt dich aufreiben, ohne es dir vielleicht ſelbſt geſtehen zu wollen. Und L. und =, ſie, die dich mit ſo unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubſt du, daß ſie glücklich ſein könnten durch ſolch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, meine Geliebte, du kannſt dich nicht meinen Bitten verſchließen, eine andere Vorſtellung der Sache anzunehmen, da es deine, Linens und =s Ruhe gilt. Was dir die Stein geſagt hat, wundert mich ſehr, daß es ſo tiefen Eindruck auf dich hat machen können, da es dir doch gewiß ſchon eine Erfahrung deines Lebens ſein muß, daß die Meiſten, ſelbſt gute Menſchen, die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen beſtimmen und Alles verdammen, was über dieſe hinausgeht. Sollte dieß vielleicht nicht auch hier der Fall ſein? Lina iſt ein eigenes Weſen, und das ewig unwandelbare, ewig ſtäte Gefühl der Liebe nüanciert ſich ſo verſchieden. Du liebſt = mit allen Kräften deines Weſens, ihre Seele iſt in ihm verſunken, kann es anders ſein? = kann in der ſtillen Anhänglichkeit deines Weſens, in deinem ſanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrſcheinlich mit euch leben; ich glaube nicht, daß etwas ſie an der Ausführung dieſes Gedankens hindern könnte, ſie müßte denn glauben, es ſei etwas Drückendes gegen dich darinnen.

Montag Abend, den 30. November 1789.

Es iſt mir ein ſüßer Gedanke, daß dieſer Brief dich in W. treffen wird. Der ſchöne Frieden deines Herzens wird wiederkehren, meine Geliebte, und du wirſt ſeine Wonne doppelt empfinden; du wirſt dich nicht allein wieder ruhig, du wirſt dich ſtärker, erhobener fühlen denn zuvor und dich des erweiterten Ausblicks deines Geiſtes freuen. Ach, Lotte, ich hätte gewünſcht, daß die ſüße Harmonie

eures Verhältniſſes durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre, aber da es einmal geſchehen, ſo laß mich dich doch einmal bitten, dich mit = zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngeſpinnſte die getrübte Phantaſie ausbrütet, und dein zartes Herz muß nicht mit dieſen Unholden erfüllt ſein. Sei offen, wahr mit deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es ſo iſt, wie ich glaube, daß = eigentlich keine von euch mehr, daß er euch aber verſchieden liebt, doch wünſche ich innig, daß du es aus ſeinem eigenen Munde hörſt. Dieſe Verſchiedenheit liegt in deinem und Linas Weſen und iſt dir wahrſcheinlich erſt jetzt anſchaulich geworden, weil = erſt jetzt ſeine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, ſie iſt ſo alt wie eure Bekanntſchaft. O Lotte, ich fürchte, du umfaſſeſt ein Ideal, das du nie beſeſſen haſt. Die Männer, ſelbſt die beſten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenſtand, nicht ſich verlieren in Liebe; ſie fühlen noch ihr Weſen, während wir es vergeſſen haben. Es iſt die Erinnerung meiner eigenen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein ſüßer Traum, meine Theure, von dem wir bald erwachen, uns allein, ſelbſt von dem Geliebten unſrer Seele unverſtanden fühlen; vielleicht beſtimmte uns die Natur dieſe zarteſte aller Blüthen der Liebe, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar ſind. Ach es iſt aber auch nur eine Frühlingsblüthe und bald dahin wie ſie. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirſt, daß dieſer Zuſtand nicht dauernd ſein kann, daß du ahneſt, ſein ſchnelles Entfliehen ſei auch von der Hand der liebenden Vorſehung geordnet, dann wird es ruhiger ſein in deiner Seele. Ich bin wehmüthig geſtimmt und heiter; zuweilen iſt's mir, als entfaltete ſich die Zukunft einen Augenblick vor mir, aber dunkle Nacht überſtrömt bald wieder die Ausſicht. Auch dieß iſt gut, meine ſanfte Lotte: wenn wir auch den Punkt ſehen könnten, auf dem wir in einiger Zeit, vielleicht nur in dem kurzen Zwiſchenraum eines Jahres, ſein werden, wir faßten nicht

die Wege, die uns hinleiteten. Ach wir gehen so stolz in den Gedanken unsrer Kräfte, und unser Verstand ist doch so eingeschränkt und begrenzt.

Der D[1] hat mir im Allgemeinen oft von = gesprochen, vorzüglich auch bei Gelegenheit seines Briefes, doch hat er nichts über eine Anstellung in Mainz berührt. Die Verweisung auf den Kurfürsten[2] ist bei D. keine Ausflucht: er kann jetzt in der That nichts thun. Mit dem Kurfürsten ist er gespannt; außerdem hat er sich gleich nach seiner Wahl zum Gesetz gemacht, dem Kurfürsten nie über etwas zu reden noch zu rathen, wenn er ihn nicht fragt. Durch des Kurfürsten Kreaturen könnte der K. Alles durchsetzen, weil sie sich zu glücklich schätzen würden, sich ihm gefällig zu erzeigen; aber dieser Weg und sich Leuten verbindlich zu machen, die er in seinem Herzen verachtet, ist unter D—s Würde. Er hat sich mehr als einmal darüber mit mir unterhalten, und oft schloß er damit: „Diese Art zu handeln, ist für mich der einzige Weg, auf dem ich in meiner Lage meine völlige Freiheit erhalte." Wer kann ihm das auch absprechen? Du wirst unendlich viel in D. finden, dich unendlich über ihn freuen; seine frohe Laune ist auch recht wohlthätig; er kann sich so unschuldig freuen und hat ein gar eigenes Talent, gar bald das Lächerliche an einer Sache zu finden und herauszukehren.

Sonntag Morgen, den 6. December (1789).

Meine Seele ist voll herzlicher Freude über deine schöne Ruhe, meine Geliebte! O ich ahnete längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde, und daß der Frieden doppelt süß in dein Herz zurückkehren würde. Nun es so ist, hast du recht, = nichts über deine vorige Stimmung zu sagen; es ist ein sehr erhebendes Gefühl, viel über sich selbst vermocht zu haben; unsre Ruhe steht um so sicherer, je weniger äußere Stützen wir

[1] Der Coadjutor v. Dalberg.

[2] In dem Briefe an S. vom 11., Bd. I. S. 172.

brauchen. Möge der Himmel ſie dir erhalten, theures Mädchen; o meine Seele iſt auch voll dieſer ſchönen Hoffnung; die Hinſicht auf die Zukunft muß dich erheben, und =s Liebe wird Glück und Freude in jeden Moment deines Lebens verweben. Der Gedanke, =s Lage zu verſchönern, wie viel muß er deinem lieben Herzen ſein!

Die □ macht mir nicht die mindeſte Beſorgniß; ſie wird ſich gewiß gut geben. □ liebt euch zu ſehr, als daß ihr Glück nicht von dem euren dependent ſein ſollte; ſie wird es in eurer Zufriedenheit finden; es wird ſich Alles gut entwickeln; auch mit denk' ich. L. muß ſich mit ihm erklären, ehe er zurückkommt, daß er dann keine alte Gewohnheiten mehr findet. Ich finde es auch wegen der □ gar nicht übel, daß ihr vor's erſte in Jena wohnet; ihre Verhältniſſe am Hof würden ihr vielleicht in einer andern Lage drückend ſein. Es gibt Dinge, die uns nichts dünken und Andern viel zu ſchaffen machen können.

Wegen des weiblichen Umgangs haſt du Recht gehabt, = gleich deine Herzensmeinung zu ſagen; es iſt wahrlich nicht Vorurtheil; die meiſten können einem aber doch gar nichts geben, und man ſtößt allerwegens auf ihre kleinen Eitelkeiten, die ſie für alles höhere Gefühl unempfänglich machen.

Dafür möcht' ich nun nicht ſtehen, daß der K. nicht vielleicht dem H. über = geſprochen; er iſt zuweilen ſchrecklich inconſequent. Mich verlangt D. zu ſehen; ich werde dir ſchreiben, was er von = ſagt. Auf die Stein, die, wie L. ſchreibt, den Dienſtag in die Aſſemblée[1] kommt, freue ich mich auch. Sie iſt mir intereſſant durch Alles, was du mir in Lauchſtädt von ihr ſagteſt, und durch ihr inneres Leiden. Ach dieſe Lage muß ſchrecklich ſein; du wirſt ihr viel Troſt geben durch dein Daſein.

Wenn ich nach W. komme, muß ich auch Eroberungen machen; nimm mir nicht Alles im Voraus weg, ich bitte; auf Knebel habe ich ein groß Projekt.

[1] Nach Erfurt.

Goethe war letzt hier;[1] seinetwegen hat es mir recht leid gethan, daß ich nicht auf der Statthalterei sein konnte.

Mittwoch, den (9. December) Abend 10 Uhr.

Noch einen Brief, ehe ich dich wieder an mein Herz schließe, theure Liebe, und zum Präludium unsrer Plaudereien eine ganze Historie. Den Sonntag kam der Coadjutor; ich war beim Papa, und dieser hörte also die ganze Unterredung mit an, die sich damit anhob, daß er dich und Caroline in W. gesehen hätte[2] und mir viele Grüße mitbringe, „das Lottchen scheint sehr sanft und naiv, und ist sehr hübsch gewachsen." — Sprachen Sie mit ihr? — „Keine Silbe, aber sie werden beide bald kommen, machen Sie ja, daß es geschieht, dann werde ich mich schadlos halten." — Ich hoffe, künftige Woche. — „Wird = auch kommen?" Dabei sah er mich fest an und lachte. =, erwiederte ich, wird vermuthlich diesen Winter eine kleine Reise hierher machen; Sie sahen ihn wohl in Jena? — „Ja wohl sah ich ihn, ich habe ihn gar gern, er hat einen so weiten Ausblick der Seele, es ist so viel Geist in Allem was er sagt," (hier hielt er inne), und nach einem Augenblick fing er wieder an, und dazu nahm er mich bei der Hand, „und er hat mich recht gedauert. Vergangen Jahr hatte er in seinem Collegium fünfhundert Zuhörer und diesen Winter nur zweiunddreißig."

Dieß fiel dem Papa auf. Er frug warum? und wie das komme? „Weil, erwiederte der K.; = vierzehn Tage zu spät nach J. zurückgekommen; die Studenten hatten alle Stunden besetzt. Er war in R." — Hier gingen dem Papa auf einmal die Augen auf; und davon, sagte er, hast du dir kein Wort verlauten lassen? Ich that, als wenn ich von der ganzen Sache nichts verstünde. „Ei," fing der K. wieder an, „ich sage ja nicht, daß ihn Jemand

[1] Am 1. December.

[2] am 5. an der Tafel beim Herzog. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein III. S. 316. Lotte an Schiller S. 530.

in R. hielt; er blieb nur vierzehn Tage zu lange dort.“ So ging es wohl eine halbe Stunde lang fort, und endlich sagte er: „Voyons si vous pourrez vous empêcher d'écrire tout celà à Charlotte, au reste faites tout ce qui vous plaira; quand elle viendra, je tâcherai de me tirer de l'affaire, et je ferai ma paix avec elle.“ — Gestern nahm er mich auf der Assemblée bei Seite: „Je crois, me dit-il, que j'ai fait l'autre jour une grande imprudence en parlant de = et de votre amie devant le papa, mais d'après ce que j'ai entendu j'ai cru que c'était une affaire toute arrangée et connue; qu'elle ne m'en veuille pas au moins etc.“

Ich antwortete auf das Alles unbestimmt; du kannst nun sagen, was du willst, wenn du kommst; denn sprechen thut er dir darüber. Der △ hat große Augen gemacht. Ich habe nichts gestanden, aber er hat doch einen Verdacht davon getragen, beschloß aber doch endlich damit, wenn es dein Glück sei, wären doch andere Sachen Nebenumstände. Ich glaube aber, der △ wollte mich nur kirre machen. Aber so kluge Leute wie unser eins überrumpelt man nicht.

Es hat mir Leid gethan, daß ich die Stein so wenig sah;[1] der Sohn wird euch schon heute meine Grüße gebracht haben. Die Herdern hat mich so freundlich zu sich gebeten.

Mittwoch Nachmittag, den 18. Januar (1790).

Den schönsten Dank, liebe Lollo, für deinen heiteren Brief, der mich gar herzlich lachen gemacht hat.

Die kleine Frau v. Kalb habe ich recht gern. Ich habe viel mit ihr gesprochen;[2] sie ist so leicht und munter und kann mit solch einem fröhlichen Sinn über die Dinge wegschlüpfen. Das gute Weibchen dachte La Roche noch hier zu finden und konnte es gar

[1] Wohl am 8. in der Assemblée.

[2] Die Präsidentin Eleonore v. Kalb, in der Assemblée, die jeden Dienstag stattfand.

nicht begreifen, daß er von Weimar abgereist sei. Sie ist wirklich ein wenig in ihn verliebt und sprach so recht con amore von ihm.

Das Sternbild[1] und Madame D.[2] sind beide wieder besser. Herr Nicolai hat sie fleißig besucht, wobei ich mich schrecklich ennuyiert habe. Ach der Coadjutor ist hier mein einziger Trost; wo er nicht ist, gähne ich mich bald zu todt. — Gottlob, daß ich in diesen Tagen mehr wie gewöhnlich allein gewesen bin. Die Soupers haben ein wenig geruht. Seit ihr fort seid,[3] bin ich gestern zum erstenmal wieder aus gewesen. Mir war immer so wohl und so weh; unter den Menschen wird es mir dann in solcher Stimmung so unheimlich; den Coadjutor nehme ich aus, der gehört zu uns, den habe ich auch bei mir allein gesehen. Ach vor ihm geht einem das Herz auf, so gepreßt es auch sei. Mein Wesen kann sich mit so vollem Vertrauen in ihm niederlegen.

Liebe! Ich möchte nicht, daß deine Heirath in W. oder J. wäre, auch nicht auf Gleichen seinem Gut. In W. drückten die Mama die Menschen, mit denen du nun durch deinen Aufenthalt in Verbindung gekommen. In J. sähe sie auf einmal gar zu sehr in dein häusliches Leben, und ich fände es auch selbst besser, wenn du erst verheirathet hinkämest. In Ezelbach, oder wie das Gut heißt, wäret ihr zu allein. Schlage doch Mama vor, hierher zu kommen; du kannst ihr dreist sagen, der Coadjutor würde sich darüber freuen und er halte viel auf =. Ich wollte es dann schon einleiten beim △ und auch gewiß so artig mit □ umgehen, daß sie heiter werden sollte. Man muß doch der □ so wenig traurige Momente machen wie möglich. Der Einfluß kleiner äußerer Umstände ist oft sehr groß, besonders bei Charakteren, wie ich mir den von □ nach euren Beschreibungen denke.

[1] Ihr Bruder.

[2] Die Gouvernante.

[3] Den 5. waren sie auf der Assemblée. Bd. I. S. 161. (S. 163, Z. 9 ist zu lesen: statt 3. 5. 3. 10. Brief. Beide Schwestern hatten ihre Freundin nach Erfurt begleitet.

Nimm den Vorschlag mit der klugen Frau ernstlich in Ueberlegung.

Hr. v. Knebel muß dich mit aller Innigkeit seines Wesens geliebt haben, um so lange mit der Stein wegen deiner zu trotzen. Wie du dir da nun wieder im Lichte gestanden hast! Welches unsterbliche Verdienst hättest du dir nicht erwerben können, diesen Kopf aufzuräumen, diesen Menschen sich selbst verständlich zu machen. Und welcher Triumph, dieß unbezwungene Herz zu besiegen!

Donnerstag Abend (21. Jenner 1790).

Theures liebes Wesen, mein Blick ruht gern auf deiner Zukunft, gern auf dem Gang, den das Schicksal genommen, dich dahin zu leiten. Einzig schön ist das Verhältniß unter euch, je schöner, je freier und erhobener es über alles Leidenschaftliche ist. Neue himmlische Blüthen wird Schillers Geist in dem Odem der Liebe treiben. Caroline wird dir gesagt haben, wie bestimmt mir der Coadjutor über = gesprochen hat. Die Hoffnung, nach ⊥ [1] zu kommen, hat bei diesen Umständen für euch die größte Wahrscheinlichkeit. Ich ruhe gern auf dieser Zukunft, denn ich denke mit Gottes Hülfe und bei Dalbergs vortheilhaften Gesinnungen für mich und D. auch noch hinzukommen. D. tritt zwar nicht in das Departement der auswärtigen Affairen, denn das führt zu einem zu unstäten Leben, bei dem man besonders mit einer Frau sein Vermögen obendrein zusetzt, aber er soll sich außer dem Justizminister, unter dem er stehen wird, auch dem Minister v. Herzberg bekannt machen, damit bei einer Regierungsveränderung in ⊥ sich unser Projekt realisieren lasse, denn Herzberg theilt die Gesandtschaften aus. Ich habe eine unglaubliche Freude daran, daß Dalberg der ist, um den sich alle unsere Vereinigungsplane herum drehen. In ein paar Jahren wird das Verhältniß zwischen ⌣ und Carolinen auch klarer werden, die Situation der □ hoffentlich ungebunden durch die Heirathen der Prinzessinnen sein. Ich könnte

[1] Mainz.

die gute Seele nicht verlaſſen wiſſen, es ſchmerzte mich; ob ich gleich mit auf den Tod aller △s und □s getrunken habe, ſo bin ich doch nicht ſo ſchlimm, quand on est avec les loups il faut hurler comme eux. <, der iſt ein einzelner Menſch und kann gewiß immer viel mit uns leben. Deine Heirath fängt an hier public zu werden.[1] Circe hat darnach gefragt und verſchiedene Profeſſoren. Circe ſpricht aber mit allem Reſpekt davon, weil ſie vermuthlich ein Vögelchen beim K. hat ſingen hören. Letztens, wie Goethe da war, ſagte ſie zu mir und dem K.: „Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable, j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.“

Weil ich nun durchaus nicht leiden kann, wenn die Menſchen ſich immer nachplappern, ſo trumpfte ich ſie auch recht ab und ſagte ihr, S. wäre gar kein grand parleur, und ſie ſollte gar nicht ſo auf das Hören rechnen. Du mußt wiſſen, daß ſie mich und den K. belauſcht hatte, wo er ſich bei mir erkundigte, ob S. bald herkommen würde, und ſie ſpricht ſo viel davon und admiriert jetzt ſo ſeine Gedichte, weil ſie zu den kleinen Soupers gebeten ſein will, die ihr Geiſt bei dieſer Gelegenheit im Voraus ahnet. Ach es iſt doch recht erbärmliches Gut, das ganze Pack hier! Von Dresden ſchreibt mir die zweite Fl. Burgsdorf: „Est-il donc vrai que votre amie Mlle. de L. épouse le célèbre S.?“

Der K. ſagte mir noch vorgeſtern: „Ich habe lange keine größere Freude über Heirathen gehabt, als über die Ihre mit H., weil er mir ein ſo ausgezeichneter junger Mann zu ſein ſcheint und Sie nur mit wenigen Männern glücklich leben können, und über die von Lottchen mit S., einmal wegen des Siegs über das Vorurtheil und dann, weil S. ſo merkwürdig iſt, und Ihre Freundin gewiß mit ihm glücklich ſein wird. Ja, theure Liebe, das wirſt du auch ſein. Immer feſter wird dieſe ſüße Gewißheit meinem Herzen, an das ewig deine Ruhe und dein Glück gebunden iſt, muß es werden, je klarer mir Ss. Weſen wird, in dem man

[1] Daraus Lotte an Schiller. Bd. I. S. 184 f.

immer etwas Schöneres entdeckt. Süße Liebe! laß mich dir einsagen, eine Aehnlichkeit, die, wenn mich nicht Alles trügt, in unsern Verbindungen statthaben wird. Du wirst es früher erfahren, da du eher in dieß Verhältniß kommst, ob ich Recht habe. = wird dich zuweilen, vielleicht oft ignorieren, bei D. wird es mir eben so gehen. Laß dich das ja nicht irren, laß es dich nicht trüben, oder gegen ihn merken. Die Männer verstehen das oft unrecht und meinen, wir verfielen gegen sie in einen fordernden Ton; durch seine bloße Ahnung kann man drückend werden, und wie könnte man das dem geliebten Gegenstande sein wollen?

Es thut mir gar Leid, daß ich bei der Hochzeit wohl schwerlich werde gegenwärtig sein. Ach wenn sie hier hätte sein können! Dem K. hätte es einen eigenen Spaß gemacht. Die närrischen Briefe aus R. möchte ich wohl lesen (Bd. I, S. 207). S. muß sich mit mir trösten, daß ihn die alten Fräulein in R. einen Sterngucker genannt haben. D. hat auch auf seiner Reise einen Menschen begegnet, einen Major v. Busch (derselbe, mit dem Bode in Paris war), der von mir gesprochen und gesagt hat, er kenne mich nicht, könne mich aber nicht leiden, weil ich nach den Sternen guckte und empfindsame Briefe schriebe — ist das nicht drollig?

Weißt du das große Geheimniß von < mit der gelehrten Frau v. Kalb? Sie hat gesagt, der Grund von meinem Charakter schiene ihr jovialisch zu seyn; es läge aber auch ein Zug von Ernst und Schwermuth in mir, der meinen Umgang gar interessant machen müsse.

Zusammen gefahren ist sie, als sie den Mann im Vorzimmer gehört hat.

Den 22. Februar 1790,[1] Abends gegen 5 Uhr.

Mein Herz ist bei dir, theure Geliebte, und in ihm ein Bedürfniß, sich gegen dich auszusprechen. Still erhob sich meine Seele

[1] In der Stunde von Lottens Trauung, die sie in den folgenden Zeilen ihres Tagebuchs beschreibt: „An einem Montag, den 22. Februar 1790,

zu der ewigen, allwaltenden Güte über uns in dieſen Stunden, wo dir, meine Lotte, ein neues, ſchöneres Daſein aufgeht. Ach, ich hätte viel darum gegeben, mit dir ſein zu können, obſchon ich dir hier auch nicht ferne war und du gewiß die Nähe meines Herzens empfunden haſt.

Liebſte, ſeit du fort biſt, bin ich ſo wehmüthig geſtimmt, jedoch iſt es ſtill und heiter in meiner Seele, wie konnte es auch anders?

Sehr freundlich entfaltet ſich deine Zukunft vor mir, und mein Herz iſt voll ſüßer, ſeliger Ahnung über Alles, was uns noch ein düſterer Schleier verhüllt. Die paar Jahre, die Caroline und ich noch unſerm Schickſal opfern müſſen, werden ſchneller verfließen, wenn ein heiterer, ruhiger Sinn uns eigen bleibt. O ich könnte, ſo ſehr ich auch in Wilhelm lebe, jetzt nicht freudig von hier weggehen; eine weitere Entfernung von Carolinen vermöchte ich nicht zu tragen, bis ihre Lage entſchiedener iſt. Auch das wird freundlich ſich auflöſen. O Lottchen, wie ſo gerne und ſo oft ruht mein Geiſt auf unſrer Zukunft; einzig ſchön wird unſer vereintes Leben ſein, in immer neuen Gefühlen, in ewig reger Jugend und Grazie wird es vorbeifließen, und wie viel neue Vorſtellungen und Gefühle muß es uns nicht verſchaffen, dieß ſüße Zuſammenſein, die Ueberzeugung deſſen, was wir einer dem andern ſind — eine reiche, entzückende Melodie, eine unerſchöpfliche Quelle reiner Freuden.

Oft, ich geſtehe es dir, kehre ich von dieſen ſüßen Ideen mit

wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut. — Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Caroline war, uns abzuholen, wir kamen Sontag Abend nach Jena, wo wir bei Frln. Seegner abſtiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zuſammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute, 1806, wo ich dieſes mit Schmerzen niederſchreibe! Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, ſtiegen an der Kirche aus. Niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Caroline. Den Abend brachten wir ſtill und ruhig mit einander in Geſprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der ſo viele Freuden in ſeinem Gefolge hatte und ſo viele Schmerzen.

Jeglichen Menſchen erwartet ſein Tag:
Auch meiner wird kommen!"

einer bittern Wehmuth zurück. Ich sage mir dann: es ist zu viel; diese reine, diese höchste Blüthe des Lebens erreicht man nicht hier; nach ihr gestrebt, eine selige Hoffnung der Erfüllung in flüchtigen Momenten aufgefaßt zu haben, ist vielleicht schon das höchste Glück. Vergib, wenn ich dich wehmüthig mache in Augenblicken, wo deine Seele nur der Freude offen sein sollte. Kann ich je anders sein, als es in mir ist? immer war dieß in meinem Wesen eine süße, unbeschreibliche Wehmuth, grenzte zunächst an meine höchsten Freuden, nicht bloß in ihrer Rückerinnerung, nein, auch oft in dem Moment des Genusses.

Abends 10 Uhr.

So ein freundlicher Himmel und eine so milde Frühlingsluft. Ich stand lange am Fenster und dachte an dich, an Schiller und Caroline. Ach, wann wäre der Augenblick in dem ihr meiner Seele fern wäret. Es schmerzt mich, daß ihr nicht allein seid; der Familienennuy wird groß sein, chère mère euch fremder geworden sein, weil ihr sie lange nicht gesehen habt und der Hofschnack auf Wesen, wie ich mir chère mère denke, Einfluß hat.[1] Bleibt sie lange? Schreib bald, meine theure Lotte, es geht kein Wort deines lieben Herzens dem meinen verloren. Der Goldschatz grüßt freundlich. Ach, was finge ich hier an ohne diesen Goldschatz. Lebe wohl, herzlich, innigst wohl! Denk an

deine

Caroline.

Den 15. April 1790.

Das Bild[2] verdient wohl, daß du es so liebst. Es ist gar zu schön, so viel Geist und Kraft darinnen. Der G. S. hat darüber

[1] Am 15. April schreibt Caroline: „Ich bin der Mama wirklich gut, weil sie so weich und verständig ist."

[2] Hymen, von Dalberg gemalt und S. geschenkt. Das Bild ist im Besitze von Emilie v. Gleichen und nichts weniger als schön, ebenso ein anderes, welches das menschliche Leben darstellt und von Caroline am 9. Juli 1790 enthusiastisch gelobt wird.

gelacht, daß du wünschest, wir möchten auch so schöne Schwingen haben; er meinte, dann wäre es gar aus, malheur aux pauvres maris — nun, es möchte auch hin und wieder eine hübsche Zucht geben.

Predige mir nur immer die Geduld, mein Kind: ein Jahr ist noch eine gar lange Zeit, und ich brauche sie mehr als du glaubst. Mein Wilhelm schmerzt mich, wenn ich ihn so allein denke; seine Lage ist freudenloser noch als meine, weil er immer so aus sich herausgezogen wird und weniger den Gestalten seines Herzens leben kann als ich. Ach nur ein stiller Sinn möge mir bleiben, dann wird alles Andere auch gut gehen, und die Zeit schleicht unbemerkt fort.

(Wilhelm v. Humboldt.) (Erfurt), den 18. Mai 1790.

Dein lieber froher Brief hat mir sehr viel Freude gemacht. Wir sahen es ja alle schon in Weimar voraus, wie glücklich du und Schiller mit einander sein würdet; o! und wie oft hat mein Herz dich still gesegnet, wenn ich dich in seinen Armen sah! Ich lebte nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen S., aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müßte. Dieß feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dieß innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo fändest du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß du ihn nun jetzt unaufhörlich um dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens. Fühltest du auch nicht diese Liebe für ihn, die dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest du schon glücklich sein. Als ich dich verließ, war freilich die Zukunft noch ungewisser, und das engt unser Herz so ein. Ich fühle das noch jetzt, obgleich Alles sich auch mit Lina

und mir jetzt schön zu lösen scheint. Diese gedrückte Trübheit bemerkte ich damals auch oft an dir; aber kalt schienst du mir nie, ich fühlte es sehr lebhaft, daß diese Bangigkeit deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene darin gerade aus der Innigkeit deiner Empfindung entsprang. Auch ich war damals durch so Manches gebunden. Ach es gehört mehr Stärke dazu, den Gedanken, geliebt zu werden, in seiner ganzen Wonne zu fassen, als uns oft das Schicksal erlaubt. Jetzt, da uns beiden freier und wohler ums Herz ist, jetzt laß uns einander sein, was wir sein können, sein werden. Willst du mir jetzt deine Liebe, dein Vertrauen schenken, o! so glaube mir, liebe theure Lotte, daß mein Herz Gefühle zu erwiedern versteht, durch die es so glücklich wird, und jedesmal, da du mir etwas von dir, von S. und von eurem Leben zusammen erzählst, wird dich gewiß der Gedanke belohnen, daß du mir eine recht frohe Stunde dadurch machtest. Denn das, weiß ich, ist deinem guten, sanften, liebenden Herzen ein süßer Lohn. Von dieser Güte in dir zeugt mir das Erste, was du mir in Rudolstadt sagtest — du sprachst so wenig dasmal — du hast es gewiß lang vergessen, es war auch an sich nicht so bedeutend, aber der Ton war so innig und herzlich, daß er mir noch vorschwebt. Es war in eurer Eßstube den Abend nach Tische am Fenster; es war die Rede davon, ob du wohl, um einem zu helfen, in der strengen Kälte nach Erfurt zu Fuß gehen wolltest, und da wir dir sagten, du hieltest es nicht aus, da sagtest du mit dem Ton, den ich noch höre: „Ich versuchte es doch.“ Verzeih meine homerische Geschwätzigkeit, mit der ich dir vergangene Gespräche erzähle; aber meine Seele hängt so sehr an diesen süßen Erinnerungen. Wann werden sie mir wieder Gegenwart sein? Doch vielleicht bald, gute Lotte; Lina wird dir schon geschrieben haben, daß ihr Vater in unsere früheren Heirathsplane zu willigen scheint. Ist das wirklich, und leb' ich schon den Winter in Halberstadt, so besuch' ich euch — aber nein, das geht nicht an, ich kann Lina doch nicht verlassen, nicht wahr? also ihr kommt nach Erfurt und Caroline auch, und

bringt den époux mit, um alle die zu entretenieren, mit denen wir nicht sprechen wollen.

Apropos! Was sagst du denn zu Papas Vernunft und zu meiner Mama? Die müßten sich, dächt' ich, selbst über die plötzliche Metamorphose wundern.

Wohl hast du recht, zu fragen, wo ich Geduld hernahm mit Campe[1] zu reisen. Desto besser trifft's jetzt mein Bruder; er ist mit Forster aus Mainz in England. Er ist gesund und sehr vergnügt. Karl ist wieder in Halle. So sind wir alle zerstreut. Aber bald, denke ich, führt uns ein günstiges Schicksal wieder zusammen.

Caroline ist ja wohl wieder allein in Rudolstadt. Das arme liebe Geschöpf. Auch dich hat sie nun nicht mehr. Grüß sie tausendmal von mir; ich schreib ihr recht bald. Deinen lieben guten S. umarme herzlich in meinem Namen.

Und nun lebe wohl, theure beste Lotte. Genieße die Freude, die deine häusliche Lage dir gibt und gedenke recht oft deines W. Schreibst mir doch auch bald einmal wieder?

Sonnabend, den 9. (Oktober 1790).
(Nach Rudolstadt, wohin S. nachkam).

Dank, liebstes Kind, für deinen Brief. Es gibt mir viel Freude, dich so glücklich zu wissen. Ach es konnte nicht anders seyn, du mußtest es werden in S. Liebe, in dem Reichthum seines Wesens. Ja, wir Frauen haben nur dieses einzige Glück, das Gefühl unseres Daseins blüht uns allein auf in Liebe, und ohne dieß rege Gefühl was ist das Leben? Meine Seele ist wieder still, aber so wund, so zerrissen. Laß mich, süße Liebe, oft umschwebt sein von deinem Geist; der Gedanke ist mir so wohlthätig, hier wo Alles um mich schweigt, das Andenken entfernter Lieben um mich zu ahnen. In lichten Momenten meint meine Seele einen Laut von ihnen zu vernehmen, und neu gestärkt fühlt sie sich in ihren innersten Kräften.

[1] Im Sommer 1789 nach Paris.

Sie ist so süß und lieb die Aussicht, dich Weihnachten zu sehen; Karl wird dann wohl auch hier sein. Laß mich von dem schönen Fest hören, das du dir ausgedacht hast, daß ich mich im Voraus daran ergötze!

Jetzt sind ein paar Frl. v. Arnim aus Dresden hier, die sich viel zu gut thun auf =s Bekanntschaft, und die eine hat zu Dominicus gesagt, sie stünde noch in Korrespondenz mit ihm, und es wäre ein einziger Mann an Geist und Liebenswürdigkeit. Ich kann mirs aber nicht denken, daß S. etwas sollte aus ihnen gemacht haben, als was man sonst aus Mädchen von einer gewissen Klasse macht, car elles sont très-sujettes à caution. Alexander, der in Hamburg ist, hat geschrieben: „Ich logiere beim Professor Büsch, dessen Frau $5^1/_2$ Fuß hoch und $3^1/_2$ Fuß breit und sehr verständig ist.“

— — Meine Hände sind so verdorben. Nun aber sollen sie auch recht schön werden. Wilhelm hat eine Freude an schönen Händen, und dann hat er mir auch ein paar gar schöne Armbänder geschenkt. Es sind sieben goldene Kettchen. Sie werden dir gewiß gefallen.

Freitag Abends (15. Oktober).

Ich habe die Arnims nicht selber gesehen, aber wenn ich mir Alles zusammen nehme, so ists gewiß la belle en question. Sie sind in D. auf einen gewissen Ton bekannt, und es hat mir noch kürzlich Jemand daher gesagt, daß die Mama sie zu dieser löblichen Lebensart einweiht.

Mit den beiden Mädchen, die hier sind, hat es folgende Bewandtniß. Sie sind mit einem Grafen — wenigstens hat er sich dafür ausgegeben — hergekommen, der die Jüngste heirathen will, und indeß er nach Frankfurt gegangen, sind sie hier im Kloster. Die sogenannte Braut kenne ich recht gut, sie kann kaum achtzehn Jahre alt sein und ist erst vor ein paar Jahren aus dem hiesigen Kloster gekommen, in dem sie erzogen worden ist. Sonst kam sie zuweilen

zu mir, aber jetzt hat sich keine sehen lassen. Das alte Schätzchen von S. kenne ich wahrscheinlich auch, aber sie schwebt mir nur dunkel vor. Es können dreizehn bis vierzehn Jahre sein, daß sie mit einer älteren Schwester auch hier im Kloster erzogen wurde. Sie kann etwas älter wie wir sein, aber nicht viel, und ich höre es sei dieselbe, die nun wieder da ist.

Die alte Mama ist zum Todtlachen mit ihrem Putz; stell' dir vor, sie ist Gouvernante der Hofdamen in Dresden, d. h. sie muß mit ihnen ausfahren, wenn sie ins Schauspiel oder sonst zu einem Besuch in die Stadt wollen. Eine hübsche garde-dame. Vielleicht bekomme ich sie doch wo einmal zu sehen, dann will ich sie schon auf S. bringen und dir davon schreiben.[1] S. muß uns doch einmal von den närrischen Auftritten erzählen; ich denke, es muß recht komisch gewesen sein.

Donnerstag Morgen, den 9. December (1790).

Lili[2] kommt den 20., du freilich um elf Tage später. Den G. S. schmerzt es wie mich, daß Sch. sich nicht früher losreißen kann von seinen Geschäften; aber wir nehmen auch die wenigen Tage mit so innigem Dank. Ich fühle recht oft jetzt in dem G. S. das Bedürfniß, ein Wesen um sich zu haben, das das seine in allen Gestalten fasse. Er gab mir gestern einen Brief von deinem S. zu lesen; ich leugne nicht, daß es auch mein Wunsch war, ihn ganz der poetischen Laufbahn gewidmet zu sehen. Die Natur heiligte ihn dazu. Eins thut mir aber doch weh. S. sprach einmal von Biographieen der größten Männer des Alterthums, mit denen er sich trüge.[3] Diese hätte ich noch von ihm gewünscht, denn wie

[1] Es ist Schade, daß dieß nicht geschehen ist, da über Schillers Liebe zu Frl. v. Arnim in Dresden (1786—1787) noch immer ein gewisses Dunkel schwebt. Nach Hoffmeister II. S. 56 und Palleske II. S. 40 war seine frühere Geliebte die spätere Gräfin von Kunheim. Ob die jüngere Schwester ihren Grafen geheirathet hat, weiß ich nicht.

[2] Caroline v. B.

[3] An Körner II. S. 213, 221.

mir der Gedanke daran vorschwebt, kann Niemand sie schreiben wie er.

An den Dienst ist Bill gar nicht attachiert; du wirst sehr entscheidende und schöne Stellen darüber in seinen Briefen lesen. Er bleibt auf keinen Fall sehr lange, und wenn der alte △ in Mainz stirbt und ihr versammelt euch dort auf den goldenen Thronen, so soll es gewiß an uns nicht fehlen, auch wenn der Plan mit dem Gesandtschaftsposten scheiterte. Bill hat das Reisen mit mir sehr im Sinn; wir sind dann wohl zuweilen abwesend, aber kommen immer wieder dahin wo ihr seid, und ihr seid ja bei dem G. S. Eine Ewigkeit kanns ja der alte △ auch nicht mehr machen.

Donnerstag, den 16. December (1790).

Nur ein Wort, meine gute, liebe Lollo, denn ich mag meine Seele nicht festhalten; sie entflieht mir in Erinnerungen der Vergangenheit. Weißt du, was das heute für ein Tag ist? Vor einem Jahre waret ihr hier, du und Lili, und Wilhelm kam mit seinem Bruder und brachte euch den Mittag zu uns. Ach wie mir wird, wenn ich an das Alles denke, und noch dazu sind wir diesen Abend zu dem Herrn von Belmont gebeten, wo wir auch vergangenes Jahr waren, wo Bill mir zuerst von unsrer Verbindung sprach. Ob ich es aushalten werde! O Lollo, daß ich ruhte an deinem Herzen oder an dem unsrer Lili. Es ist zu bang so allein zu sein. Doch bald — o wie ich nur an der Aussicht hänge und die Tage zähle; du mußt es fühlen: dich seh ich so gar lang nicht und Sch. Nein, meine Holde, es darf keine so lange Zeit mehr hingehen, ohne daß wir uns sehen. Künftigen Montag kommt Lili, ob mit dem Ursus, werde ich erst heute Abend erfahren. Sie logiert bei mir, da er doch auf keinen Fall länger als einen Tag bleibt. Wenn du dann kommst, wandern wir am frühen Morgen in den Gasthof, oder du kommst mit Sch. in Lilis Zimmer zum Frühstück. Ach es werden einzige Tage sein. In euren Armen wird mir die Seele wieder aufblühen im regen Lebensmuth.

Sonntag Nachmittag gegen 3 Uhr,
den 16. Januar (1791).

Ich freue mich, meine Liebe, dich nun wieder in Jena zu denken, denn da an der Seite deines S. bist du doch am glücklichsten, und so denkt dich mein Herz so gern.

Lili reiste den Freitag Morgen ab. Ich kann vor künftigen Dienstag Abend keine Briefe von ihr haben, und mich verlangt doch so herzlich darnach. Den G. S. sah ich nicht seit ihrer Abreise; heute Abend bin ich aber bei ihm. Ich bin sehr begierig, wie er sein, und ob er mir über Manches sprechen wird.

Montag Morgen.

Ach, meine Lollo, noch ein Wort. Hr. v. Belmont brachte gestern von Weimar die Nachricht mit, Sch. sei an einem hitzigen Brustfieber krank und du durch einen Expressen geholt worden.[1] Der alte Stein habe es ihm gesagt. O Gott, Lottchen, wie uns ward, dem G. S. und mir!

Wir schweben in der peinlichsten Ungewißheit. Ach, daß ich zu dir könnte, mein Holdes, all deine Sorge um ihn zu theilen Heute soll Belmont von Weimar Nachricht schicken, und der G. S. will sich dann selbst erkundigen lassen. Aber all das währt noch so lang. Ich bitte innigst, wie man bitten kann, um ein Wort.

Mittwoch Abend, den 9. März (1791).

Herzlich grüßt euch der Sch. Er freut sich so innig des Aprils und der Hoffnung lang mit Sch. zu sein. — Hier auch die Zeitungen; wir danken schön. Der Sch. findet die Recension[2] ein wenig zu streng. Er sagt, man könne für die Art Poesie, wie Lieder seien, kein allgeltendes Ideal aufstellen, weil sie Produkte des momentanen Gefühls wären und auf weiter nichts Anspruch machen dürften.

[1] Bd. I. S. 229.
[2] Ueber Bürger.

Aber hingerissen war er von dem Geist, der in diesem Aufsatze herrscht, von der Fülle von Ideen. Was mich am meisten rührte, ist das wunderschöne Bild, das man von deines S. eigenem inneren Sein daraus nehmen kann. Man empfindet, wie er nur in den Gestalten des Höchsten und Schönsten zu leben vermag, wie das seinem Geiste einzige Nahrung ist.

Sonnabend, Abend 10 Uhr, den 18. März (1791).

Mich verlangt Carolinen zu sehen, ich ahne aus ihren Briefen die Stimmung, in der sie ist. Dalberg und sie müßten sich viel werden, wenn sich ihre Herzen gegen einander erschlössen, wie könnte es anders — — Er war heut Abend bei mir, so mild und freundlich; es ist oft eine Trauer in seinem Wesen, aber sein Herz erschließt sich in dieser Stimmung noch inniger. Er fand mich allein, es war mir lieb mich einmal mit ihm aussprechen zu können. Euer Andenken ist uns nie in solchen Momenten fern.

Ich muß dir etwas vom Herzog von Weimar schreiben. Er ist durch ein Dorf eine Stunde von Burgörner gekommen, wo Papa ein Gut hat. Beim Pferdewechseln hat er gefragt, wem das Gut gehöre, und als er unsere Namen gehört, hat er gesagt: „Ist es denn hier auch schon bekannt, daß die Frl. den Hrn. v. H. heirathet? Die Heirath ist bei mir zu Stande gekommen.“ △ hat sich recht darüber geärgert, denn er kann durchaus nicht leiden, wenn von meiner Verbindung mit Wilhelm gesprochen wird, und er sagte ganz spitzig, das wären die schönen Früchte von unsrer Entrevue in Weimar. Ist das nicht recht albern?

Mittwoch Abend, den 30. März (1791).

Von Lili höre ich, daß du mit Schiller künftigen Sonnabend nach R. gehst, und dessen freue ich mich herzlich. Es ist euch doch besser, wenn ihr zusammen seid, und vorzüglich Lili'n, deren

einſames Sein in R. mir immer ſo weh thut. Lili ſchreibt mir auch, vielleicht käme ſie mit dir auf ein paar Tage her, während Bill hier iſt. Ach, das wäre gar ſchön, und gewiß würde es wohlthätig auf Lili wirken, wenn ſie den G. S. einmal wieder ſähe. Nach dem Briefe, den ſie vor ihrer Abreiſe ihm geſchrieben hatte, muß es zur Sprache unter ihnen kommen, wenn ſie ſich allein und ungeſtört ſehen, und nur das kann wohlthätig auf Lili wirken, wenn ſie ihr ganzes Weſen, ihr innerſtes Leben und Weben von dem G. S. verſtanden und gefaßt fühlt. Eigentlich ſehen ſie ſich doch noch wenig und ſprechen ſich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich ſo tief, fühl' es ſo wahr, wie mein eigenes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieſer verworrenen Verhältniſſe zu Grunde gehen ſoll. Ach, Lottchen, das trägt nicht lang ein weibliches Herz. Der Sch. ſprach mir nie mit einem Wort beſtimmt über Lili's Brief oder ihre Empfindungen, ſchwieg, ſeit er ſie zum letztenmale ſah, ganz von den ſeinen. Aber ich fühlte oft, daß er errieth, ich wiſſe Alles, und daß ſeine Reden darum ſo und ſo gewendet waren. Es iſt ein einziges Weſen an Kraft und Schönheit und Grazie der Empfindung — doch das fühlſt du wie ich. Was aus dem Verhältniß zwiſchen ihm und Lili werden wird? wenn ſie ſich nahe leben, ein ſehr ſchönes. Er wird ihr hohes, reines Weſen immer inniger empfinden, ſie wird ſeine liebſte, in einem gewiſſen Sinne, ſeine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben wir denn ein anderes Daſein als unſer ganzes Weſen in einen Mann zu legen, vermiſſen wir auch noch etwas, wenn wir ſeine Schönheit, den Reichthum und die Hoheit ſeines Geiſtes empfinden? Lili wird glücklich ſein, wenn ſie ihn ſieht, wenn ſie frei vor ihm exiſtieren darf und die zarten Blüthen einer einzigen Liebe pflegt. Dieſe Liebe, meine Charlotte, wird ihr ganzes Daſein ausfüllen, Alles was ſie werden, Alles was ſie Andern geben wird, wird ſie werden und geben durch ſie —

Du haſt gewünſcht, ich ſollte dir ſagen, was ich über dieß

Verhältniß denke. Sieh, Liebe, das hab ich gethan, ach und ich könnte nichts zurück nehmen; denn es ist so meine innige Ueberzeugung, wahr wie das — das tiefste Gefühl meiner Liebe. Vergehen kann Lili in den schmerzlichen Empfindungen des Sehnens der Ungewißheit, aber mildern kann nichts die Glut ihrer Seele. Laß uns hoffen, daß es sich schöner lösen wird — ach nur vor einem ist mir bang. Es sind Briefe da, daß der Fürst von Constanz so schlecht ist, und daß man fast täglich seinen Tod erwartet. Sage das Lili nicht; was geschehen soll, steht nicht zu ändern, und diese neue Unruhe wäre ihr gewiß sehr quälend, denn der Sch. müßte sicher bald fort. Sollte es geschehen, so schicke ich dir gleich einen Boten nach R., damit ihr herüber kommt. Schiller würde den G. S. gewiß auch noch gern sehen, und so schnell, daß ihr nicht herkommen könntet, geschähe seine Abreise doch nicht. Denn in Constanz entgeht ihm nichts durch eine kleine Verspätung, und hier hätte er doch viele Dinge in Ordnung zu bringen. Ach möge es nicht geschehen!. Der G. S. liebt nicht den Gedanken nach Constanz und freut sich auch so kindlich der Hoffnung einige Monate mit Schiller zu leben.

Wie oft sprechen wir von euch und machen Plane auf die nahe und ferne Zukunft! —

Burgörner, den 26. August (1791).
(nach Erfurt).

Ich lebe so still und unaussprechlich glücklich![1] Wilhelm ist sehr beschäftigt, und es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig und vor Allem lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine ewig fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höheren Empfindungen und lichteren Gestalten. Ach und wie zart er ist in Allem, wie so leicht zu behandeln, und immer

[1] C. hatte am 29. Juni geheirathet.

ſchön in allen kleinen Verhältniſſen des häuslichen Lebens, mag ich nicht ſagen. Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, iſt ſeine anſpruchloſe, ſeine unendliche ſtille Größe. So oft iſt ihm ſelbſt ſeine Seele verſchleiert, und er ahnet kaum ihren erhabenen Flug.

Wien, den 29. September 1797.

Dein Brief, liebe Lollo, hat mir eine große Freude gemacht. Es war mir, als wenn ich deine liebe bekannte Stimme hörte, wie ich deine Hand erkannte, und ſo manche Erinnerungen an unſer vergangenes Leben umgaben mich in eben dem Augenblick. — Dieſe Zeiten werden auch wiederkommen, meine Liebe, wir werden gewiß noch recht viele und ſchöne Tage mit einander leben, und auch ſo in der Entfernung können wir uns nie fremd werden. —

Der Aufenthalt hier in Wien iſt mir in vieler Rückſicht ſehr intereſſant geweſen, obgleich ich viel Zeit mit Krankſein verloren habe. Frank halte ich für einen der größeſten Aerzte, die jetzt exiſtieren; auch befolge ich ſeine Vorſchriften, beſonders die veränderte Diät, die er mir angerathen hat, ſehr treu. Ich fühle mich auch merklich ſtärker gegen voriges Frühjahr; ich habe viel mehr Farbe wie ſonſt, und Andere finden mich etwas ſtärker geworden.

Unſre Reiſepläne trennen uns nun bald ganz von Haeftens.[1] Sie werden in Salzburg überwintern, wir in Paris. Ich freue mich ſehr auf Paris; nur wünſchte ich, die lange Reiſe wäre überſtanden. Den 7. oder 8. treten wir ſie an. Wohl haſt du recht, daß ein ganz eigener Muth und eigne Luſt dazu gehört, eine ſolche Reiſe zu unternehmen; ſie ſind mir aber einmal gegeben, und es muß bunt zu gehen, ehe ſie mir mangeln.

Halb und halb hoffe ich noch, daß wir Goethe in Zürich ſehen werden; ich bin begierig, ob er noch die größere Reiſe unternehmen wird. Hier waren die Nachrichten über Italien, beſonders über

[1] Einer weſtphäliſchen Familie.

die Unsicherheit der Wege zu beunruhigend, um sie mit den Kindern zu unternehmen. Jetzt sind zwar bessere Nachrichten da, aber in der Zwischenzeit faßten wir die Idee zu der jetzigen Reise und sind ihr nun treu geblieben.

Ich habe die Ankündigung der Agnes gelesen; so ist denn nun die Bahn aufs Förmlichste gebrochen. — Daß du die Schlegel gar nicht mehr siehst, freut mich, es ist doch eine Schlange. In Berlin hat der Friedrich Schlegel einigen meiner Bekannten gesagt, daß seine Schwägerin mein einziger Umgang in Jena gewesen wäre. Wie findest du das?

Fischer macht sich recht gut; er bleibt sich sehr treu; eine ruhige stille Natur, in der Folge wird er uns freilich für die Erziehung der Kinder immer nützlicher werden.

Alexander wohnt jetzt in Schönbrunn, wo vielleicht die schönsten Gewächshäuser von Europa sind; er ist wie immer fleißig und denkt nur darauf die zwei Jahre, die er H. verheißen hat, so hin zu bringen und dann seine größeren Reisen anzutreten. Er geht mit H., wenn es möglich ist, doch vielleicht im Frühjahr nach Italien. Burgsdorf und der Bildhauer, der Einzige von der Reisegesellschaft, den du nicht kennst, machen denselben Weg wie wir, doch mein' ich etwas später. Alexander ist dir in der That sehr verbunden, daß du dich so treulich seiner in W. angenommen hast; eigentlich finde ich es doch unartig von Stark so zu klatschen. Ist die Amalie [1] noch zärtlich gegen Alex. gesinnt?

Hier habe ich mich nicht recht in die große Welt geworfen, aus mancherlei Ursachen. Ich habe mit den Kunstsachen, deren es hier einen weit größeren Schatz giebt, als man gewöhnlich glaubt, aufs Vertrauteste gelebt; doch habe ich von der eigentlichen Gesellschaft so viel weg, um zu merken, daß sie ziemlich hier wie überall ist. Die Frauen geben hier den Ton an; sie sind meist gebildeter als die Männer, größtentheils schön und sehr weltklug.

[1] v. Imhof.

Paris, den 16. Februar 1798.

Es thut mir innig leid, liebſte Lolo, zu denken, daß ihr ſo ängſtlich auf Briefe von uns gewartet habt;[1] gewiß ſoll es nie wieder geſchehen.

Von Geßlers Schätzchen[2] habe ich in der Schweiz nichts gehört, und obgleich G. ſehr vertraut mit uns war, hat er uns doch nicht ein Wort davon geſagt; aber hier hörte ich es von einem Grafen Schlabrendorf, der ihn kennt. Ich glaubte es nicht, widerſtritt die Geſchichte, weil mir G. gar nicht in ſolcher Gemüthsſtimmung zu ſein geſchienen hatte. Außer daß er kränklicher als jemals war und unglaublich in den vier Jahren gealtert hatte, in denen ich ihn nicht geſehen, war er traurig, faſt mürriſch, mißtrauiſch, oft, ich ſchwöre es dir, wie ein Menſch, der den Plunder des Lebens ſo überdrüſſig hat, daß er im Stande wäre, ſich aus Sättigung, aus Langeweile umzubringen. Er that mir herzlich leid, ich war freundſchaftlicher gegen ihn, als ich es je geweſen; ich freute mich wirklich ſehr ihn wieder zu ſehen, und er war ſehr herzlich gegen uns, verfiel aber immer wieder in jene Stimmung. Den Groll der Frauen in D.(resden) über dieſe Liebſchaft kann ich mir vorſtellen. Schreibe mir doch, wenn du etwas mehr davon hörſt.

Von Alexander empfingen wir Ende vorigen Monats einen Brief, worinnen er uns meldet, daß ſie Alle ihren Reiſeplan nach Italien aufgegeben hatten, wegen der Unruhen daſelbſt. Er, Alexander, wolle den künftigen Winter entweder noch hier oder in England zubringen, um ſich auf ſeine Reiſe nach Weſtindien vorzubereiten; Haeftens aber würden im Oktober dieſes Jahres über Brüſſel in die Gegend von Cleve reiſen, wo eine alte Tante Haeften ein ſchönes Schloß abtreten wolle, und da ihre Familie dort in der Nähe wohnte, finden ſie am vernünftigſten, ſich da zu etabliren.

Wie unendlich wünſchte ich, Schiller könnte und wollte ſeinen

[1] Schiller an Körner IV. S. 65.
[2] Ebend. S. 59.

Plan ausführen und hierher kommen. Paris wäre durch die große Bewegung, die sich auch dem engsten Kreis, den er um sich ziehen möchte, dennoch mittheilen müßte, einzig für ihn gemacht. Du glaubst nicht, welch einen Eindruck das bloße Gehen in dieser ungeheuren Stadt macht; überall das regeste Leben, überall Thätigkeit und Industrie, Pracht und Fülle. — Wir existieren hier auf eine überaus angenehme Art. Wir fangen an viel Bekanntschaften zu haben, und den meisten Menschen gewinnt man doch, wenn man sich darauf legt, eine interessante Seite ab. Gewöhnlich bin ich die Morgen zu Hause, ein paar Stunden abgerechnet, die ich theils spazieren gehe (ich wohne ganz nahe an den Tuilerien), theils auf dem Museum zubringe. Des Abends bin ich einigemal die Woche im Schauspiel, denn bei der Menge Theater, die es giebt, kostet es wirklich viel Zeit, sie kennen zu lernen, oder ich bin in Gesellschaft. Bin ich zu Hause, so fehlt es mir fast nie einen kleinen Zirkel zu haben. (Der Eierthee floriert in Paris wie in Jena und findet auch hier seine Bewunderer.)

Wie oft denke ich an euch, ihr Lieben, wenn ich so in einem Kreise ganz fremder Menschen sitze und kein deutsches Wort um mich tönt. Bill lebt glücklich und beschäftigt; er ist heiterer als ich ihn lange sah; ich darf sagen, es fehlt ihm nichts als Schiller, aber der auch so, daß er nie ohne Rührung von ihm spricht und sich immer freut, ihm durch seine Beschäftigungen doch immer nahe zu bleiben. Die große Oper ist für mich hier mit das anziehendste Schauspiel; nicht durch die Musik, denn selten hört man etwas Gutes; aber durch den reizenden Tanz[1] und die einzige Schönheit des Costüms. Die göttlichste Gestalt ist Mademoiselle Clotilde; sie ist so schön gebaut, daß man sie mit nichts als den Meisterwerken, die uns die Kunst aufbewahrt hat, vergleichen kann. Sie ist groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen etwas Hohes und Edles. Wenn sie unter dem Kreis der Andern sich zeigt, erscheint sie wie Diana unter ihren Nymphen. Ich würde nicht

[1] Ebend. S. 69.

aufhören von ihr zu schreiben, wenn ich mich gehen ließe. Diese Clotilde ist allein werth, daß man nach Paris kommt. Seit vier Wochen ist das Trauerspiel auch wieder geöffnet. Mlle. Raucourt, Simon, Fleuri haben große Talente, und es macht mir viel Freude, die großen Stücke von Racine uud Corneille hier spielen zu sehen. Auf den Wallenstein bin ich unendlich begierig, und Schillers letzter Brief hat meine Ungeduld noch vermehrt. Bieweg [1] aus Berlin sagte mirs hier, daß Wilhelm Schlegel mit seiner Donna nach Dresden ziehen will. Ist dem so?

Burgsdorf [2] ist seit dem Anfang Januars hier. Er empfiehlt sich. Wir sehen ihn wenig, weil er ungeheuer weit wohnt.

Paris, den 15. Mai 1798.

Schillers katarrhalische Zufälle [3] sind recht fatal; der Himmel schenke ihm einen heiteren Sommer, damit er ungestört seinen Ideen und Arbeiten leben kann. Ich bin unaussprechlich begierig auf den Wallenstein und kann die Zeit nicht erwarten, wo er vollendet sein wird. Caroline schreibt mir von ihm auf eine Art, die einen empfinden läßt, wie tief er sie ergriffen hat. — Denkt ihr, wenn der Wallenstein vollendet sein wird, nicht vielleicht eine Reise zu machen? Dresden war ja voriges Jahr ein Projekt, und ich freue mich immer, wenn ich Menschen, die ich liebe, in Dresden weiß.

Meyers Madonna della Sedia möchte ich wohl sehen. Ist sie in Oel oder Wasserfarbe gemalt? Ich hörte einen großen Künstler bei Gelegenheit einer vortrefflichen Copie dieses berühmten Bildes einmal sagen: „Die Copie ist untadelhaft, aber das Original wird Niemand in seiner himmlischen Schönheit auch nur von ferne erreichen.“ Es sind hier köstliche Bilder von diesem großen Meister.

[1] Der Verleger der ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, die H. im April d. J. schrieb.

[2] Der Humboldts im Winter 1796 nach Jena gefolgt war.

[3] Schiller an Körner I. S. 189.

Eines der lieblichſten iſt eine heilige Familie. Maria, kaum ein ſiebenzehnjähriges Mädchen, blond, ein Geſicht voll Einfalt und Unbefangenheit. Chriſtus ſteht lächelnd vor ihr und ſchmiegt ſich an ihren Buſen; er tritt mit ſeinen Füßchen auf ihre; Johannes kniet voll Andacht daneben. Das Bild iſt ſo zu ſagen mit nichts gemacht; es iſt das anſpruchloſeſte von allen Bildern von Raphael, die ich kenne, ach, und wie iſt es ſo göttlich! Ich bringe einen großen Theil meiner Morgenſtunden auf der Gallerie zu, die zum Glück nicht gar weit von uns iſt. Uebrigens iſt unſer Aufenthalt recht angenehm und intereſſant, und es fehlt uns nichts als die Nähe unſerer deutſchen Freunde, aber nie werden wir uns an eure Entfernung, ihr Lieben, gewöhnen.

In einem Monat ungefähr erwartet man den Apoll und alle Kunſtwerke, die aus Rom kommen, und deren Anzahl ungeheuer ſein ſoll. Sie werden mit Pomp hereingebracht werden und ein Volksfeſt dabei ſein; vor dem ſpäten Herbſt wird man aber ſchwerlich die Statuen zu ſehen bekommen, weil die Säle, wo ſie aufgeſtellt werden, nicht früher fertig ſein werden.

Alexander und Haeften's ſind den 12. angekommen. Sie grüßen euch herzlich.

Brinkmann[1] kam ſehr entzückt von Weimar und Jena hier an und ganz voll von Amalia. Wenn die Partie zu machen iſt, ſoll von meiner Seite nichts fehlen, ſie zu Stande zu bringen, und hätte Brinkmann jetzt ſchon einen Geſandſchaftspoſten, ſo wäre auch keine Frage, daß er nicht ernſtlich an Amalien dächte, das merke ich an Allem. Auch wären ſie in der That wie für einander geſchaffen, und einer würde der Eitelkeit des andern Genüge thun. Bei Alexander ſteht Amalie auch noch in gutem Andenken, und er ſähe ſie gern an A. verheirathet. Auf Burgsd. hat ſie aber nie auch nur den mindeſten Eindruck gemacht. Dieſer denkt oft noch

[1] Den H. in Berlin, wo er ſchwediſcher Geſchäftsträger geweſen war, kennen gelernt hatte. Ueber ſeinen Aufenthalt in Weimar ſchreibt Frau v. Stein, ſ. unten. Seine Briefe an Frau v. Wolzogen, lit. Nachlaß II. S. 264.

an die Wochen zurück, die er in Jena zubrachte, an deinen Garten, deine Kinder. Er lebt hier recht beschäftigt und zieht gewiß recht vielen Nutzen für seine Bildung von dem hiesigen Aufenthalte. Im Herbst, wenn ihm keine Verhinderung von den politischen Umständen kommt, denkt er nach Spanien und Portugal zu gehen und von da über England hierher zurück zu kommen. Diese Reise wird ihn neun Monate bis ein Jahr kosten.

Brinkmann und Burgdorf empfehlen sich euch angelegentlichst.

Paris, den 24. December (1798).

Seit länger als einem Monat verloren wir den jungen Menschen, den wir bei den Kindern hatten, Fischer. Er ist Professor der Naturgeschichte an der Centralschule in Mainz geworden. Seit zwei Tagen ist sein Platz bei uns wieder besetzt, und ich hoffe, daß wir eher bei dem Wechsel gewonnen als verloren haben. Der junge Mensch, den wir bei uns haben, ein Straßburger,[1] hat auf nichts einen solchen Trieb als mit uns nach Deutschland zurück zu reisen, und vorzüglich um Schiller und Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen und anzubeten.

Wie ich auf den Wallenstein begierig bin, kann ich nicht genug sagen. Ist denn keine Möglichkeit früher etwas davon zu Gesicht zu bekommen, als er ganz fertig und gedruckt ist? Den Auszug aus dem Vorspiel in der Posselt'schen Zeitung habe ich hier in einem Cabinet de littérature allemande gesehen. Der Almanach hat mir viel Freude gemacht, am meisten Schillers Sachen, die beiden Elegien von Goethe, die Geister des Sees und die Müllerlieder. Die Propyläen kenne ich auch und finde sie voll Gehalt und voll einer würdigen Sprache. Bald werde ich einen Theil der Kunstwerke sehen, von denen darin die Rede ist. Noch sind alle Statuen unausgepackt, und vor dem September ist keine Hoffnung, daß sie aufgestellt sein werden. Diese lange Verzögerung derangiert uns auch sehr in unseren Planen, doch sind

[1] Schweighäuser.

wir nun fest decidiert, den Sommer in die Pyrenäen zu reisen. Ich werde dann mit den Kindern da bleiben, und Humboldt wird auf einige Monate nach Spanien gehen.

Der junge Locher,[1] der aus Jena hieher gekommen ist, hat mir viel Freude gemacht. Es ist ein offenes, naives, gutmüthiges Wesen, in dem, wie ich glaube, viel liegt, was sich nach und nach entwickeln wird. Ich sehe ihn zuweilen und immer mit Vergnügen. Er betet Schiller an; von dir sagte er: „ich habe nie ein sittsameres Frauenzimmer gesehen." — O heilige Decenz, so steht sie dir wohl immer zur Seite!

Madrid, den 25. November 1799.

Dein Brief, den ich Ende März empfing, fand mich in einer Periode, wo wir schon ernstlich auf unsere Abreise von Paris dachten, und nur durch die Ungewißheit, ob wir den jungen Schweighäuser mit uns nehmen könnten oder nicht, wurde sie über den Monat Mai hinaus verspätet. Als die Hoffnung, ihn mit uns nehmen zu können, immer und immer geringer wurde, brachen die Unruhen im Mittag von Frankreich aus, und dazu gesellte sich uns am Abreisen zu hindern eine Krankheit Theodors.

Endlich den 8. September verließen wir denn doch Paris, ich gestehe, es war eine traurige Trennung für mich. Alles Agrément, das eine Stadt als Stadt geben kann, gewährt Paris in vollem reichem Maaße; außerdem ließ ich einige Menschen zurück, die ich lieb gewonnen, die selbst durch ihre grenzenlose Anhänglichkeit an uns ein Recht auf Gegenliebe und Freundschaft sich erworben hatten; wenn ich euch, ihr Lieben, ewig Meinen, und noch ein Paar Menschen aus Deutschland nach Paris verpflanzen könnte, möchte ich mein Leben gern da leben, so angenehm, so frei und so reich beschäftigt ist es möglich, da zu existieren. Wir reisten an einem Abend weg, nachdem wir noch mit den treuesten unserer Freunde zusammen gewesen waren; sie brachten uns bis in den

[1] Aus Kempten. Schiller an Goethe II. Nr. 525.

Wagen, und ſo reisten wir in der Stille der Nacht fort. Es war ein wunderbares Gefühl; ich läugne nicht, daß ich unendlich tief und ſchmerzlich bewegt war. Die erſten Tage griff mich das Fahren ſo unglaublich an, daß ich ernſtlich nicht glaubte, es ertragen zu können. Von Bordeaux an ging es aber beſſer, und in den Pyrenäen reichte meine Geſundheit zu wirklich unglaublichen Fatiguen aus. Ich kam in acht Tagen nicht vom Pferde, und es ging recht gut. Die Kinder ließen wir in Bagnères, einem angenehm gelegenen Bade, in einer äußerſt liebenswürdigen Familie, und wir ſahen einige der merkwürdigſten Gegenden dieſes merkwürdigen Landes.

Durch Goethe haben wir erfahren, daß du wieder in Wochen gelegen und ein kleines Mädchen haſt. Ich mußte darüber lächeln, daß es ein Mädchen iſt, weil ich weiß, wie viel lieber du immer meinteſt, daß dir ein Junge ſein werde; indeſſen hoffe ich, wirſt du ganz zufrieden damit ſein, nun du ſie einmal haſt, und es hoffentlich ein ſo niedliches Weſen ſein wird, wie Karl und Ernſt ſind. Goethe ſchreibt uns aber auch, daß du, meine Liebe, dießmal ein ſchlimmes Wochenbette hatteſt. Ich bitte dich, liebe Seele, ſorge um deine Geſundheit, und laß uns nicht länger in Ungewißheit, als es leider ſchon durch die weite Entfernung, in der wir ſind, nothwendig wird.

Unſer Plan und unſere Reiſe geht darauf hinaus, Ende Aprils wieder in Paris zu ſein, einige Monate noch da zu bleiben und gegen den Herbſt nach Deutſchland zurückzukommen. Da ich dann hoffe Papa in Erfurt zu finden und vieler häuslichen Arrangements wegen nicht gern vor dem Frühjahr nach Tegel kommen möchte, ſo bleibe ich mehrere Monate bei Papa. Ich bin ihm auch dieſe Attention nach einer ſo langen Abweſenheit ſchuldig. Dann, Liebe, können wir uns oft in Weimar und Jena ſehen. Wie oft, meine Liebe, ſprechen wir ſchon jetzt von dieſer Zeit. Humboldt und ich projektieren, wie Alles ſein ſoll.

Humboldt grüßt und umarmt dich und Schiller herzlich. Er

ſagt, es ſei doch nicht recht von Schiller, daß er ihm ſo lange nicht geſchrieben, nicht ein freundlich Zeichen des Lebens gegeben habe. Ich wage aber kaum dieſen Auftrag auszurichten, da ich ſelbſt mich ſo ſchuldig fühle.

Den jungen Schweighäuſer haben wir nicht mitnehmen können. Ohne einen förmlichen Abſchied vom Dienſt zu haben, auf den er, nicht in Rückſicht ſeines Alters, aber wegen vieler anderen Umſtände, Anſpruch machen konnte, war es nicht möglich, einen Paß für ihn auszuwirken. Er verließ uns ſchon Ende Junius in Paris mit der Hoffnung, es in ſeiner Vaterſtadt durchzuſetzen; die Sache zog ſich unglaublich in die Länge, und wir reisten darüber fort. Seitdem höre ich, daß er den Abſchied bekommen hat, und vielleicht arrangiert es ſich, daß wir ihn wieder nehmen und einige Jahre in Deutſchland haben können. Er iſt ein ſehr guter junger Menſch, der auch recht viel weiß und viel natürliche Anlage hat. Seine Verehrung für Schiller und Goethe iſt wie die Verehrung der Alten gegen die Götter, und hat ihn uns zuerſt lieb und intereſſant gemacht.

Sage auch Goethen, mein Herz, Humboldt hätte zwei Briefe von ihm über Paris bekommen, er danke ihm herzlich und würde in weniger als acht Tagen ſchreiben. Wir ſind ſeit dem 5. November hier. Zehn Tage blieben wir im Escurial, wo im Kloſter ein unglaublicher Schatz von Kunſtſachen vergraben iſt. Wir haben Schillers Don Carlos mit hier und ich habe ſchon oft darinnen geleſen. Im Escurial gingen wir in das Begräbniß der Könige; es iſt ſo feierlich groß, daß es einem in der That einen heimlichen Schauer der Ehrfurcht einflößt. Eine Marmortreppe (auch die Seitenwände ſind von dem ſchönſten Marmor) führt in einen weiten, runden Saal, der durch eine einzige große Krone von Kryſtall in der Mitte erhellt wird. Der Boden und alle Wände ſind von Marmor; in den Wänden ſind Niſchen, immer vier über einander, in denen die Särge aus Marmor, mit bronzenen, vergoldeten, ſimplen Handhaben und Schilden ſtehen. Ich ſuchte mir Philipps II. Sarg

und den der schönen Elisabeth von Frankreich, und Schiller mag nun lächeln über mich oder nicht; ich konnte es nicht lassen, lange davor zu stehen, mir war es, als stände ich vor dem Sarg bekannter Personen. In dieses Begräbniß, das wirklich durch seine einfache Pracht den allergrößten Eindruck macht, werden nur Könige von Spanien und die ihrer Gemahlinnen, die Kinder geboren haben, beigesetzt; die andern Königinnen kommen mit den Infanten und Infantinnen des Hauses in ein anderes Begräbniß. In dieses konnten wir nicht kommen, weil nicht vollkommen gut aufgeräumt, und die spanische Größe verstattet nicht einen so unwürdigen Anblick. Ueber das Ende des unglücklichen Don Carlos hörten wir manches Interessante; wir haben auch Jemand gesprochen, der seinen Körper mehrere mal untersucht hat. — Einmal mündlich davon.

Philipp II. Zimmer im Escurial existiert noch, wie er darin gestorben ist. Couverte von Briefen, die er empfangen hat, liegen noch verstreut umher, und Bücher, in denen er gelesen. Bilder haben wir viele aus allen Zeiten seines Lebens und mitunter von sehr guten Meistern gesehen; seine Physiognomie ist immer gleich kenntlich, düster und scheu. Besonders merkwürdig war sie mir auf einem großen Bilde von Titian, wo er mit seinem Vater Carl V. und beiden Gemahlinnen verklärt in den Himmel eingeht. Er blickt scheu von der Seite; diese Attitude muß ihm sehr eigen gewesen sein.

Von Elisabeth konnte ich noch kein Bild unter den häufigen Familienporträten finden, die man hier in den Gemäldesammlungen hat. Welch ein Schatz von Bildern ist hier, was für Raphaele, Titiane, von beiden Meistern die schönsten, glaube ich, die außer der Madonna della Sedia existieren. Ich glaube, wenn ich wählen müßte (schwer würde mir freilich die Wahl werden), zöge ich die hiesigen Raphaele noch den Parisern vor. Und das ist unendlich viel gesagt nach dem Schatz, den sie dort davon haben.

Madrid ist eine ziemlich gemeine Stadt; wenn man nicht eben

von Paris kommt, muß sie einem auch groß scheinen. Die Nationaltracht aller Frauen — man kann sich gar nicht anders draußen sehen lassen — und die dunkeln Mäntel der Männer machen den Anblick in Kirchen, Spaziergängen und auf den Gassen ziemlich einförmig. Wie würdest du lachen, mich in diese Nationaltracht gekleidet zu sehen. Ich habe mir sie auf das allereinfachste machen lassen, aber die eleganten Frauen wissen sie so coquett wie jede andere Tracht zu machen. Madrid ist ungeheuer theuer; man hält es für den theuersten Ort in Europa.

Bis zum 15. December oder wenig länger bleiben wir hier; dann gehen wir nach Cadix, wo es noch theurer sein soll.

Statt Schweighäuser haben wir einen jungen Künstler aus Berlin mit uns, einen guten Menschen, der freilich nicht auf lange für den Unterricht der Kinder taugen wird, aber für jetzt recht gut ist.

Burgsdorff ist im August über Holland nach England gegangen. Ich habe von dort noch keine Nachrichten von ihm. Von Locher haben wir nichts wieder gehört. Er ging im Anfang März von Paris, und keiner seiner Bekannten hat nachher ein Wort von ihm vernommen. Ich fürchte, er ist in der Schweiz umgekommen. Wir waren ihm sehr gut. Von Woltmann haben wir nichts vernommen; du weißt, es ist meine heimliche Liebe; also säh' ich ihn gern in Spanien. Alexander ist glücklich in Südamerika in Cumana angekommen. Jetzt wird er wohl schon weiter sein. Hermann und Dorothea wird — daß Gott erbarm! — in Paris in's Französische übersetzt.[1] Carlos ist es schon, doch sah ich ihn nicht vor meiner Abreise.

H. und D. kann auch leicht ins Spanische übersetzt werden, so goutieren ihn einige Menschen hier.

Barcelona, den 26. März 1800.

Tief in Spanien hinein, liebste Seele, in Granada, empfingen wir deine, Carolinens und Schillers Briefe. Ich vermag dir nicht die Empfindungen der Freude auszudrücken, die die Züge eurer

[1] Von Bitaubé. H. hatte also keinen Theil daran.

lieben Hände in uns erregten. — Arme, liebe Lollo, was haſt du gelitten, und gelitten, ohne daß wir ein Wort davon vernahmen! Deine Entbindung ſchrieb uns Goethe, und daß du an den Folgen litteſt, aber weiter hörten wir nichts, weil ſein Brief nur wenige Tage nach deiner Niederkunft geſchrieben war. Wie krank du warſt, wie nahe dem Tode, erfuhren wir erſt aus deinem und Carolinens Brief. Schone dich ja, meine Liebe, ſo viel du kannſt; nütze recht das Frühjahr, um neue Kräfte zu ſammeln, und freue dich deiner Kinder und Schillers beſſerer Geſundheit. Grüße den Lieben von mir, und ſage ihm, daß ich eben heute eine ſpaniſche Facha, eine Schärpe gekauft hätte, um ihm etwas ächt Spaniſches und für ihn Nützliches mitzubringen. — Ich freue mich ſehr deines kleinen Mädchens; freue mich ganz beſonders, daß ſie Caroline heißt, daß du noch öfter darum an mich denken wirſt. — Von der Kleinen kann ich mir kein Bild entwerfen; deine Knaben ſtehen aber lebhaft vor meiner Seele. Ich umarme ſie innigſt Alle und freue mich ſehr der Zeit, wo wir wieder vereint dieſe ſchönen lieblichen Geſtalten um uns erblicken werden.

Die Veränderung eurer Wohnung iſt mir um der Menſchen willen ſehr lieb. Ihr waret ſehr, waret zu allein in Jena.

Für künftigen Winter iſt es mir und H. die erfreuendſte Ausſicht, euch ſo nahe zu haben; die Chauſſee-Direktion wird dabei gewinnen. Wir haben uns aber auch vorgenommen, einige Wochen lang recht ordentlich bei euch in Weimar zu verleben. Jena ſehe ich wohl bei einer Spazierfahrt; die lieben Kinder, die ich da gehabt habe, und die ſchönen Berge geben Jena ewig ein Intereſſe für mich. Die Menſchen ſind mir, wie du wohl denken kannſt, ſobald ich euch nicht mehr dort finde, ganz gleichgültig.

Es thut mir doch leid, daß ihr die Veit nicht geſehen habt; daß ſie die Sottiſe begienge, Fr. S. zu heirathen, glaube ich nicht bis es geſchehen iſt.[1] Wie ſie mit der Schwägerin leben kann, begreife ich nicht. Ich freue mich, daß Amalie in eine beſſere

[1] Näheres darüber in „Henriette Herz“ von Fürſt.

Lage gekommen ist. Ihr Gedicht werde ich wohl in Paris zu sehen bekommen. Grüße sie; auch Meyern, auf den ich mich ganz besonders freue.

Ich gehe mit großer Freude nach Paris zurück, wo ich die Madonna della Sedia und den Laocoon und Apoll aufgestellt finde. So weh es mir thut, Italien, das schöne Land der Begeisterung, geplündert zu wissen, so muß ich mich doch freuen, wenn es nun einmal geschehen ist, daß ich wenigstens auch etwas davon genieße. In Spanien hatte ich vielen und mannigfaltigen Kunstgenuß; dieser und die milde Frühlingsluft, die ich seit Neujahr, wo wir Madrid verließen, genoß, und die Bekanntschaft einzelner Menschen, die durch ihre Eigenthümlichkeit auffallend und interessant waren, und das lebendige Anschauen einer südlichen Natur ist das beste, was ich von hier davon trage. Ich habe nie gewußt, wie ein Orangenbaum aussieht und erst hier Goethens Lied ganz verstanden. Es klingt vielleicht lächerlich, weil es eine so simple Sache ist, sich die goldnen, uns so wohl bekannten Früchte im dunklen Laube zu denken, aber es ist doch wahr. Als ich die ersten Orangenbäume bei Cordova sah, fing ich auch an zu singen: Kennst du das Land? — Sehr schön ist die Natur bei Granada. Die alte große Stadt hebt sich auf kleinen Hügeln an der Ebene hinauf; auf einem hohen Felsen thürmt sich über ihr der alte Palast der maurischen Könige, die hohe Alhambra, die mit ihrem Garten leidlich erhalten ist. Ein Künstler, der zehn Jahre in Rom lebte, sagte mir, daß Granada die einzige Stadt sei, an der er je eine Aehnlichkeit mit Rom gefunden hätte. Die Ebene, in der Granada liegt, ist mit einem Kranze hoher, ewiger Eisgebirge umgeben. Dieser Contrast war in diesem Augenblick, wo sich die Ebene, alle Gärten von Granada mit dem ersten Grün schmückten, doppelt schön. In dem Garten der Alhambra grünten die Pappeln und Birken mit dem ersten zarten Grün, die Citronen- und Orangenbäume standen mit Früchten üppig beladen, die Feigenbäume schlugen aus, die Mandeln blühten, in den untern Gängen wölbten sich

hohe Hecken von Myrthen, der Lorbeer ſtand höher, als ich ihn je geſehen habe, und hundertjährige Cypreſſen ſpiegelten ſich in einem länglichten Marmorbaſſin. Die Cypreſſen ſind mit in Spanien die ſchönſten Bäume; ich habe oft Stämme geſehen, die drei bis vier Männer kaum umſpannen konnten. Ihre hohen Kronen, ihr dunkles Grün machen ſich vortrefflich in den Gegenden, wo man ſie trifft. Zwiſchen Alicante und Murcia trafen wir ganze Wälder von Palmen. Einzeln findet man ſie ſeit Cordova unaufhörlich. Ich habe eine beſondere Liebe zu dieſem ſchönen Baume gefaßt, der ſeine Blätter frei und kühn in dem Hauch milder Lüfte bewegt. Die Dattel iſt eine liebliche Frucht; ſie hat eine Aehnlichkeit mit der üppigen Süßigkeit der Feigen.

Wir reiſen morgen von hier ab über Toulouſe gerade nach Paris. Von dort aus ſollt ihr bald von uns hören.

Caroline H.

Parie, den 15. Junius 1800.

Die Nachricht, die euch Humboldt von meiner Niederkunft gegeben hat,[1] wird euch ſehr überraſcht haben. Ich verbarg euch Allen, meinem Vater, Allen die in der Entfernung Antheil an mir nehmen, meine Schwangerſchaft, weil ich Niemand vergebens ängſtigen wollte. Du ſiehſt aber, liebe Lollo, du kannſt mir nicht gleich in der Zahl der Kinder kommen.

Die Gedanken an dich und Schiller ſind mir freundlicher geſtimmt, ſeit ich euch mir in Weimar, in dem täglichen Umgang Goethens, Carolinens, der Stein denke. — Von Schillers Stücken iſt doch etwas durch ein engliſches Journal zu uns gekommen; wir haben eine Idee von der Behandlung der Charaktere im Piccolomini und dem Gang des Stücks bekommen, und ſehnen uns unausſprechlich mehr zu wiſſen und die Stücke ſelbſt zu leſen. Auch Amaliens Gedicht habe ich hier zu Geſicht bekommen; ich finde es im Ganzen recht ſchön; ich bewundere die Feinheit und Grazie

[1] Mit ihrer Tochter Adelheid, ſpäter verehlichten v. Hedemann.

vieler Stellen, aber einen tiefen Eindruck hat es mir nicht gemacht. Ich finde Amalien mit ihren Fehlern und liebenswürdigen Eigenschaften zu sehr in der Hauptperson des Gedichts, ihr Name will mir nicht beifallen, und ich habe es nicht bei der Hand; die Heldin ist mir zu eitel, zu bewußt ihres Werthes, zu strebend nach Simplicität, um wirklich simpel zu sein. Dann choquiert mich auch, nimm mir's nicht übel — die zu arge Decenz. Caroline wird verstehen, was ich meine. Man fühlt nicht allein, daß das Gedicht das Produkt eines Frauenzimmers ist, sondern man empfindet noch besonders, daß die Verfasserin ein Mädchen ist, die gar keine Blöße hat geben wollen, die jedes Wort über Empfindungen der Liebe gemessen und abgewogen hat, ängstlich abgewogen.

Amalie hat hier einen großen Verehrer an Camille Jourdan, den du ja wohl auch gesehen hast.

Brinkmann ist seit dem Februar von hier abgereist. Er ist auf zwei Monate krank in Hamburg gewesen, und noch hat man keine Nachricht von seiner Ankunft in Schweden. Da er sich große Hoffnung macht, von seinem Hofe wieder bei der Gesandtschaft in Berlin gebraucht zu werden, so scheint es mir nicht unmöglich, daß er noch einmal in ein bis zwei Jahren, besonders wenn Amalie sich indessen noch berühmter macht, ihre Hand sucht.

Wie schön, wie süß mir die Hoffnung ist, künftigen Winter viel mit euch zu leben, meinen lieben Humboldt wieder in seinem eigentlich schönsten Leben, neben Schiller und Goethe zu sehen, kann ich nicht genug sagen. Gewiß wird keiner von euch, ihr Lieben, finden, daß ich euch fremder geworden wäre.[1]

Rom, den 9. December 1802.

Wir sind Alle glücklich und gesund hier angekommen; allein die Strapazen der nothwendigen Einrichtung stehen uns nun noch

[1] Nach einer zweiten Reise nach Spanien kehrte die H. Familie im Sommer 1801 nach Deutschland zurück und ging im Oktober 1802 nach Rom, wo H. als preußischer Ministerresident angestellt war.

bevor. Ich würde lügen, wenn ich dir ſagte, daß mir Rom als moderne Stadt unbedingt gefiele. Rom iſt ſehr groß und nichts weniger als ſchön; die Straßen ſind winkelicht und ſchmutzig und voller Gerüche. Alles ſieht leer und öde aus, und die Armuth auf den Gaſſen!! Von dieſem empörenden Anblick kannſt du dir keinen Begriff machen. Die Theurung iſt fürchterlich; laß dir mündlich von Uhden[1] erzählen, und du wirſt begreifen, daß der Hungertod etwas ſo Gewöhnliches hier geworden iſt, daß man davon wie von einem Fieber ſpricht. Aber einen einzigen Anblick geben die unzähligen Ruinen, die großen Denkmäler vergangener Herrlichkeit. Die Gegend um Rom iſt viel ſchöner, als ich ſie mir gedacht habe. Die großen und einzeln liegenden Bergmaſſen, die den römiſchen Horizont begränzen, machen ſich ſehr ſchön. Die ſchönſten römiſchen Straßen ſind kaum eine gewöhnliche Pariſer werth. Wir wohnen hier bis zu Ende des Jahres in einer Villa,[2] die die ſchönſte Ausſicht hat, halb Rom, die Peterskirche, die Villa Medici, viele andere ſchöne Villen und die Latiner-Gebirge. Alles ſehen wir von einer Terraſſe, die an mein Schlafzimmer ſtößt. Leider können wir nicht hier bleiben; die Wohnung iſt zu eng und zu abgelegen für Humboldts Geſchäfte. Wir nehmen von Neujahr an Herrn Uhdens Wohnung,[3] die auch auf dem Monte Pincio liegt und auch eine ſchöne Ausſicht hat. — Hier wohnen wir porte à porte mit Madame Brun aus Kopenhagen;[4] wir ſehen uns aber nicht viel. Sie beſucht, wenn ſie wohl iſt, was leider ſelten der Fall iſt, die Alterthümer von Rom mit Zoega, und ich, wenn ich einige Stunden erübrigen kann (denn Adelheid deſpotiſiert mich ſo, daß ich kaum ausgehen darf), verlebe meine Zeit auf dem Vatican und in der Capella Sixtina. Wie groß, wie göttlich iſt hier Raphael und Michel Angelo! Wie werden ſie mir das ganze

[1] H. Vorgänger.
[2] Villa di Malta, jetzt des Königs Ludwig von Bayern Eigenthum.
[3] In der Via Gregoriana.
[4] Fr. Brun, römiſches Leben II. S. 316.

Leben verſchönern! — Ich habe mehrere deutſche Künſtler und andere Bekannte aus Paris hier wieder gefunden, unter andern Graß,[1] der ſich dir und Schiller auf das Angelegentlichſte empfiehlt. Er iſt gar ein guter Menſch und er hat ſich noch zu ſeinem Vortheil verändert.

Angelika Kaufmann, die ganz nahe bei mir wohnt, hat mir aufgetragen, ſie Meyer, Goethen und der Herzogin Mutter recht ſehr zu empfehlen. Du übernimmſt es wohl, liebe Lollo.

Empfiehl mich Schiller und Goethe, Amalie und recht herzlich deiner guten Mutter, und laß bald, bald von dir hören. Nie, liebſte Lollo, werde ich die letzten ſchönen Tage in Weimar vergeſſen. Möge uns ein gütiges Schickſal hier oder wieder bei euch in Deutſchland ähnliche vorbehalten.

Lebe wohl! — Alles Gute ſei mit deinem Leben!

Caroline.

An Fernow, der im Mai von hier nach Jena abreist, werdet ihr einen ſehr angenehmen Umgang haben.

Rom, den 18. Mai 1803.

Zürne mir nicht, theure Liebe, wenn ich dir nicht früher geſchrieben habe; mein Herz iſt immer daſſelbe gegen euch und kann ſich nie ändern; allein ich bin hier nicht immer Herr meiner Zeit, und beſonders die letzteren Monate her iſt es ſehr bunt hier zugegangen. Ich darf ſagen, daß meine Thätigkeit dazu gehört, um noch ſo fertig zu werden. Zwei Dinge koſteten mich beſonders viele Zeit, die Fremden und mein Italieniſch-Lernen. Aber die Fremden hat bereits die Jahreszeit ziemlich hinweg geführt, und mit der Sprache geht es, Dank ſei der ernſtlichen Mühe, die ich mir drei Monate lang darum gab, und einem vortrefflichen Lehrmeiſter, den man hier hat, ſehr gut. Ich fange an ſehr geläufig zu reden. Man kann das aber auch hier nicht entbehren.

[1] Der liefländiſche Landſchaftsmaler, ein treuer Anhänger der Schiller'ſchen Familie, der er durch ſeine Sorge für den Erkrankten theuer geworden war.

Die Erſcheinung der Fürſtlich Rudolſtädtiſchen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürſtin iſt mir innig lieb geworden; ſie gewinnt und wächst einem recht ins Herz, je mehr man ſie ſieht. An der Schweſter mag auch etwas ſein, aber ſie iſt ſchwer aufzuſchließen. Geſtern ſind ſie zu unſerm recht innigen Bedauern wieder abgereist. Die Fürſtin wäre gern länger geblieben; aber der fatale K. trieb ſie und tyranniſierte ſie Alle überhaupt auf eine recht unwürdige Art. Die Fürſtin wußte und fühlte es wohl. Wenn ich dich ſehen könnte, hätte ich dir darüber einen ganzen Tag zu erzählen, ſo aber will ich nur davon ſchweigen. Suche ſie zu ſehen, wenn ſie zurück iſt; Manches wirſt du dir aus ihrer Erzählung nehmen können.

Wie innig uns nach Schillers neuem Trauerſpiel verlangt, kann ich nicht genug ſagen. Ach, warum haben uns die Rudolſtädter nicht die verſprochene Abſchrift gebracht? Oſtern iſt eine Zeit, wo immer ſo viele Fremde nach Rom kommen, daß, wenn ihr euch künftig nur ein wenig auf Kundſchaft legen wollt, ihr uns gewiß immer durch einige Perſonen deutſche Produkte, die merkwürdig ſind, ſchicken könnt.

Die Auslagen können wir euch ſehr leicht erſetzen laſſen. Du glaubſt nicht, wie viel Freude ihr uns dadurch machen werdet.

Fernow iſt noch hier; er hat auch Mühe Rom zu verlaſſen; er wird euch ein intereſſanter Umgang ſein. Die arme Frau bedaure ich, ohne ſie zu kennen. Ein fremdes Land, eine fremde Sprache und Menſchen und ein trüberer Himmel; ich kann mir vorſtellen, daß ihr ſehr bang ſein wird. Man heftet ſich unbeſchreiblich an dieſes Land.

Graß iſt in Neapel; er iſt hier nicht ſo zutrauend gegen mich, wie er es in Paris war. —

Reinhard geht viel mit uns um; es iſt ein rechter Schatz, eine ſo treue, ſichere Natur; ich hab' ihn ſehr lieb gewonnen.

Die Angelika wohnt ganz nahe bei mir; es iſt eine gute, alte Frau, ohne Prätenſion; die eigenthümliche Grazie ihrer Bilder wird

mir immer lieb ſein und ein gewiſſes zartes moraliſches Gefühl von Schönheit. Sie iſt ſehr in die Devotion verſunken. Dieſe koſtet ihr gewiß die Hälfte ihrer Zeit. — Bonſtetten iſt ein guter, aber ein ſo zerſtreuter Menſch, daß er immer an ſich und allen Andern irre iſt, und man eigentlich keinen Umgang mit ihm haben kann. — Die Brun iſt gewiß nichts weniger, als eine weiche und tiefe Natur, und ihre erſchreckliche Taubheit macht, daß man beinahe gar nicht mit ihr umgehen kann. Aber ihre innige, wahre, unausſprechliche Gutmüthigkeit macht ſie mir doch lieb. Sie wäre ſchon fort ohne ihre Tochter, ein liebliches Kind von eilf Jahren, das die Maſern bekommen hat.

Hanſten, deſſen du dich wohl erinnerſt, iſt geſtorben und die Frau mit vier Kindern untröſtlich.

Rom, den 17. September 1803.

Meine liebe Lollo, gute theure Li. Wenn ich nicht eher ſchrieb, müßt ihr es mir verzeihen, aber ſo lange Theodors Leben noch in Gefahr ſchwebte, war ich nicht vermögend, euch ein Wort zu ſagen. Mein Herz und meine Gedanken haben ſich zu Niemand inniger gewendet als zu euch, aber eben darum konnte ich euch nichts ſagen; das Bild eurer Kinder ſchwebte mir immer und immer vor den Augen, und der mögliche Gedanke, daß euch auch einmal betreffen könnte, was mich betroffen hat. Ach ich bin auf das ganze Leben hinaus ſehr unglücklich geworden, ich kann den Schmerz tragen, aber er geht wachſend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eignen Herzens, wie in den der Zeit, die dunkel vor mir ausgebreitet liegt. Weh! möget ihr nie erfahren, was das iſt, wenn das Geliebteſte ſtarr und kalt vor einem liegt; wenn das, was euch das Nächſte war, euch fremd erſcheint.

So lag Wilhelm ſchon nach wenigen Stunden, und furchtbar drückte ſich ſelbſt in dem Bilde der blühendſten Jugend die Gewalt der fremden Macht aus, der er nun angehörte. Ach jetzt

iſt er noch ganz in unſrer Erinnerung; ſeine himmliſche Geſtalt wandelt noch unter uns; ſeine milde Stimme tönt noch in unſern Ohren; ach! und auch das vergeht; die Zeit rückt das Bild fern und ferner, und nur die Sehnſucht bleibt, die glühende, verzehrende, der nichts mehr begegnet.

Wie Wilhelms Augen im Tode brachen, ſeine Augen, deren reiner Glanz nur mit dem letzten Odemzug verlöſchte, und er ſein letztes Leben auf meinen Lippen aushauchte, mußte ich mich fragen: wohin führt dieſer Weg? und wohin iſt der Funke des Lebens, der noch ſo eben dieſe liebliche Geſtalt bewegte? Ach Alles iſt tiefes Geheimniß; Entſtehung und Tod deckt eine furchtbare Nacht, und das Furchtbarſte und Widerſprechendſte in der weiten Natur iſt der Tod eines blühenden Kindes, in dem alle Kräfte ſich regen. Ihr lebendiges Spiel auf einmal gehemmt, die Schönheit der Verweſung Preis gegeben, das Vollkommene in einem Augenblicke zertrümmert. Ach die Starrheit, mit der dieſer Anblick meine Seele ergriffen hat, die verwiſcht mir das Leben nicht mehr. Ich trage ſein Schickſal und das meine wie ein ſchweres Räthſel mit mir herum, das mein eigener Tod mir erſt löſen wird. Ich kann mir die Freude nicht verſagen, euch alle Umſtände ſeines Todes zu erzählen, denn mir wiederhole ich ſie ewig, und wie es denn in meiner Natur iſt, mir einmal nichts zu verhehlen, ſo kann ich mir die Bitterkeit all der kleinen Nebenumſtände nicht verbergen, die durch eine wundervolle, geheimnißvolle Verkettung zu ſeinem Tode mit eingewirkt haben.

Wir waren den 11. Julius auf's Land nach Lariccia gezogen, einem Oertchen, das dicht hinter Albano auf der Heerſtraße nach Neapel liegt, und bewohnten ein Gartenhaus, das wenige Schritte vor dem Thore des Städtchens, in einer himmliſchen Gegend liegt. Reinhardt hatte uns dieſen Sommeraufenthalt ausſuchen helfen. Er ſelbſt bewohnt Lariccia ſeit Jahren im Sommer, und in der ganzen Gegend iſt Lariccia für einen der geſundeſten Orte um Rom bekannt. Bis zum 5. Auguſt lebten

wir dort leidlich ruhig. An diesem Tage fuhr ich mit Humboldt nach der Stadt, weil endlich unsre Bücher und unsre Wäsche von Deutschland angekommen waren, und wir nahmen Wilhelm und die kleine Adelheid mit uns, weil beide einen geringen Fieberanfall mit Halsweh einige Tage vorher gehabt hatten und wir sie nicht der Aufsicht des jungen Menschen überlassen wollten, der an Riemers Stelle zu uns gekommen war. Beide Kinder befanden sich hier in Rom so wohl, daß kein Arzt ihrentwegen consultiert wurde. Den 7. August kam der Prinz von Mecklenburg, der Bruder der Königin von Preußen, der seit einem Jahre in Italien ist, von Albano, wo er den Sommer über gewohnt hatte, nach Rom, um bei uns zu essen, und brachte uns Carolinen und Theodor mit, weil er uns damit einen Gefallen erzeigen wollte, indem sich folgende unangenehme Geschichte bei uns in Lariccia zugetragen hatte. Den 5. nach unsrer Abfahrt von da hatte ein junger deutscher Bediente, den wir aus Berlin mitgebracht hatten, ein Mensch von zwanzig Jahren, einen Spazierritt nach einem benachbarten Orte gemacht, war in der ärgsten Mittagshitze mit heftigem Kopfweh und einer kleinen Fieberbewegung nach Hause gekommen und hatte sich in's Bette gelegt. Den 6. Abends hatte sich das Fieber wieder gemeldet, und er war auf den Einfall gekommen, einen Theelöffel Opium zu nehmen, das er sich in einem Flacon noch aus Deutschland mitgebracht hatte. Wahrscheinlich hatte dieser Theelöffel voll Opium seine Besinnung sogleich verwirrt, denn aus keiner seiner geführten Reden erhellt der Vorsatz, sich um's Leben zu bringen, sondern allein der Wunsch, das unerträgliche Kopfweh, an dem er litt, zu unterdrücken und sich Schlaf zu verschaffen. Doch vermuthen wir, daß dieser erste Löffel Opium ihn verwirrt haben muß, denn unerklärbar wäre es sonst, wie er den zweiten und den dritten genommen haben kann. Beim dritten Löffel fragt ihn ein italienisches Mädchen, die ich als Wärterin bei der Gabriele habe, was das für Medicin sei? Nachdem er auch noch diesen geschluckt, antwortete er ihr: Opium, welches

ihn von dem entſetzlichen Kopfweh befreien ſolle, und dieß ſei der dritte Theelöffel. Das Mädchen läuft erſchrocken aus ſeinem Zimmer, ſagt dem Hofmeiſter was vorgefallen ſei; dieſer läßt den Arzt aus dem Orte holen; allein ehe er kommen kann, treten die Krämpfe ein, die ihm den Mund ſchließen, und der unglückliche junge Menſch ſtirbt nach einigen Stunden der fürchterlichſten Krämpfe noch in derſelben Nacht.

Der Prinz von Mecklenburg brachte mir meine Kinder mit in die Stadt, weil er ſich gedacht hatte, daß es uns unangenehm ſein würde, in einem ſehr kleinen Gartenhauſe die Kinder während der gewaltigen Hitze, die eben herrſchte, in der Nähe eines Leichnams zu denken. Nachdem wir erfahren hatten, was vorgefallen war, ließen wir auch noch ſelbigen Abend die kleine Gabriele mit ihrer Wärterin kommen. Nun waren wir mit fünf Kindern hier, hatten nur zwei Leute zu unſer Aller Bedienung — den Hofmeiſter, Emilie und unſer vollſtändiges Hausweſen in Lariccia. Die Unannehmlichkeit der Situation, die dadurch für uns entſtand, wuchs noch dadurch, daß Humboldt denſelben Tag krank und an einem ſehr heftigen Halsübel bettlägerig wurde. Ich ſelbſt war leidend und außerordentlich durch die Hitze gedrückt. Ich trug daher darauf an, die Knaben den zehnten Abends wieder nach Lariccia zu ſchicken, und um ſo mehr, da ein Bekannter unſres Hauſes, ein deutſcher Künſtler, Namens Keller,[1] ſelbſt Familienvater und uns und unſern Kindern ſehr attachiert, mir angeboten hatte, ſie zu begleiten, und ſie nicht aus den Augen zu laſſen. Den achten Abends war der deutſche Bediente beerdigt worden; den zehnten gingen die Knaben mit Keller und Gabriele mit ihrer Wärterin wieder hinaus, und ich gedachte drei oder vier Tage darauf, ſobald nur Humboldt wieder aus dem Bette ſein würde, mit Carolinen und Adelheid nachzukommen. Den elften und zwölften vernahmen wir nichts, allein den dreizehnten empfing ich einen Brief von Keller, und Humboldt einen von dem Hofmeiſter, in dem ſie uns ſchrieben:

[1] Heinrich Keller, Bildhauer aus Zürich.

ſie ſeien mit den Kindern den elften Abends am See von Nemi zu Eſel geweſen; die Knaben ſeien heiter und geſund geweſen, allein den zwölften Morgens ſei Wilhelm mit Fieber erwacht und habe über Kopfweh geklagt. Sie ſchrieben ferner, daß ſie den Arzt aus Albano hatten holen laſſen, der das Fieber für eines der ganz gewöhnlichſten erklärt habe, die man hier zu Lande ſo häufig im Sommer bekommt, und daß er Wilhelm ſogleich China gegeben habe. Die Briefe ſchloßen mit den wiederholteſten Verſicherungen des geringen Belangs der Krankheit und der Bitte uns nicht zu beunruhigen. Es war Mittag, als die Briefe bei uns ankamen, die durch eine Gelegenheit abgegeben worden waren. Wir beſchloſſen ſogleich den Wilhelm wieder in die Stadt zu nehmen, aber eben weil es ſchon Mittag war, und wir ihn nicht vor Abend ſpät hätten heimbringen können, und die Abendluft dem Fieber unerträglich iſt, entſchloß ich mich erſt, folgenden Tages nach Lariccia zu fahren.

Mein Mann hatte ſich während ſeines Uebelbefindens eines jungen deutſchen Arztes[1] bedient, der ſeit einigen Wochen ſich hier aufhielt, und den wir als einen geſchickten Arzt und liebenswürdigen theilnehmenden Menſchen hatten kennen lernen. Er trat in's Zimmer, wie wir noch die Briefe laſen, und ich ſchlug ihm vor, mich folgenden Tages nach Lariccia zu begleiten und mir Abends zu helfen, um den Knaben nach Rom zurückzubringen. Er verſprach es mir, und folgenden Tages, den 14. Auguſt, war ich mit ihm früh um 7 Uhr in Lariccia. Als wir zu Wilhelm in's Zimmer traten, fanden wir ihn in einer außerordentlichen Agitation, die durch die Freude, mich ſo unvermuthet zu ſehen, noch vermehrt wurde. Er delirierte, doch erkannte er mich und auch Kohlrauſch, den er doch nur ein- oder zweimal flüchtig geſehen hatte. Theodor lag ſeit der letzten Nacht in einem andern Zimmer, in einem todtenähnlichen Schlummer mit einem heftigen

[1] Kohlrauſch aus Hannover. H. hatte ihn alſo nicht mitgebracht, wie Schleſier, Erinnerungen II. S. 63, meint.

Fieber. Nach Verlauf einer Stunde, in der Kohlrausch die Knaben sehr aufmerksam beobachtet hatte, sagte er mir, Alles müsse ihn trügen, wenn Theodor nicht den Anfang zu einem schweren Nervenfieber habe, und Wilhelms Fieber sei kein Fieber, das man mit China kuriere. Er sei sehr krank. Wilhelm fing an aus der Nase zu bluten; er hatte das schon Tages vorher gethan, und der Arzt aus Albano hatte es für ein vortreffliches Zeichen erklärt, durch das die Krankheit sich heben würde. Jetzt stillte sich das Blut nach kurzer Zeit, allein eine Stunde darauf fing es wieder an, und kein Mittel, es zu stillen, wollte anschlagen. Er blutete auf eine ängstliche Weise, er brach die Medicin, die der Albaner Arzt ihm gegeben hatte, aus, mit lauter Blut; sowie es durch den Schlund in den Magen kam, warf dieser es zurück. Endlich, nachdem er ein Bad bekommen hatte, stillte sich das Nasenbluten und Brechen, seine brennenden Hände wurden kühler; er phantasierte mit etwas weniger Heftigkeit, doch schlug sein Herz so, daß sich die Decke seines Bettes immerfort davon hob. Dieser ruhigere Zustand dauerte einige Stunden, und Reinhart, der bei mir im Zimmer war, bat mich um die Erlaubniß, in meinem leeren Wagen nach Rom zurückzufahren. Ich schrieb durch ihn an Humboldt, und auch der Arzt, und wir baten ihn beide, den andern Morgen nach Lariccia zu kommen, so leidend er auch selbst noch sei, weil Wilhelm unaufhörlich nach ihm verlangte und von ihm sprach. Kohlrausch verhehlte Humboldt nicht, daß Wilhelm gefährlich sei, allein er war noch voller Hoffnung, besonders weil das Bluten gänzlich aufgehört hatte. Wie Reinhart aus meinem Zimmer ging, drückte ich ihm die Hand und sagte ihm: „Sagen sie Humboldt Alles was nöthig ist.“ Ich hoffte, er sollte ihn bewegen, noch in der Nacht zu kommen, denn mir ging die trübste Ahnung durch die Seele. Ach er verstand mich nicht, und als er nach Rom kam, beruhigte er Humboldt über Wilhelms Zustand. Eine Stunde, nachdem Reinhart fortgefahren war, verlangte Wilhelm auf einmal aufzustehen, um ein gewisses Bedürfniß zu

befriedigen. Ich ſetzte ihn im Bette auf das Geſchirr und unterſtützte ihn mit meinen Armen; ſeine Ausleerung war nichts, nichts als geronnenes Blut. Er lehnt ſeinen Kopf an meine Wange, und ich fühle ihn auf einmal, in einer Secunde, erſtarren. Todesſchweiß bedeckt ſein Geſicht, ſeine Glieder umfängt die Starrheit des Todes. Gott! er ſtirbt! war Alles, was ich ſagen konnte; ich ſah ihn nicht, denn der Abend war ſchon ſehr dämmernd, aber ich fühlte den Tod. Kohlrauſch ſpringt zu, ſieht ihn, beſtreicht und wäſcht ihn mit den belebenden Mitteln. Ich trage ihn in's Nebenzimmer auf ein friſches Bett, er kommt zu ſich, er öffnet wieder die Augen, er kennt uns, ſpricht mit uns, phantaſiert leicht und fröhlich, ſein Puls, obgleich matt, bekommt wieder einen gleichen Schlag, eine gleiche Wärme breitet ſich über ſeinen Körper aus, von Kopf bis zu Fuß; ſein Auge glänzte mit dem reinſten Feuer, alle ſeine Züge waren ruhig und ſchön; ſeine Schönheit war mehr wie irdiſch, und obgleich blaß auf den Wangen, glühten ſeine Lippen wie Purpur. Kohlrauſch wiederholte mir, wenn er fünf Uhr Morgens erlebe, garantiere er beinahe ſein Leben. Wir hatten nach Humboldt einen reitenden Boten geſchickt und ſaßen ſo an ſeinem Bett in der tiefen Nacht, Kohlrauſch und ich, die Minuten zählend. Im Nebenzimmer lag Theodor einem Todten gleich. Alle zwanzig Minuten wurde Wilhelm mit den ſpirituöſeſten Sachen gewaſchen, die Füße wurden gebürſtet, und es wurden ihm belebende Tropfen und Malaga eingeflößt. Er lag leidlich ruhig, nur von Zeit zu Zeit ergriffen ihn Nervenzuckungen in Arm und Füßen, oder er faßte ſeine Decke mit den Zähnen; manchmal ſchlummerte er einige Momente. Auf einmal richtete er ſich auf, und ſagte mit ſehr ſtarker Stimme: „Teodoro, Teodoro venite con me alla Piramide.“ Er ſprach beinahe kein andres Wort als Italieniſch während ſeines ganzen Deliriums. Du magſt denken, wie mir wurde. Die Pyramide iſt die des Cajus Ceſtius, der Begräbnißort der Proteſtanten, und war einer ſeiner liebſten Spaziergänge. Nachdem Wilhelm das geſagt hatte, legte

er seinen Kopf wieder auf's Kissen, sein Puls wurde schwächer und blieb aus. Die Füße erkalteten trotz aller Sorgfalt; er schlummerte noch einige Minuten, richtete sich wieder auf, sah mich mit unbeschreiblicher Lieblichkeit an, „Mutter, Mutter," sagte er, „Papa, Papa;" es folgten einige undeutliche Worte, die ich nicht verstehen konnte; sein Kopf sank tiefer an meine Brust; er röchelte einige Secunden lang und hauchte seinen letzten Odemzug auf meinen Lippen aus. Es war Dreiviertel auf zwei Uhr Nachts; wie Humboldt ankam, war er schon kalt und starr.

Ach Lollo, lieber Schiller, du meine liebe Li., ihr begreift es, wie die Zeit nie die Erinnerung dieses schrecklichen Tages in uns verwischen kann. Humboldt kam an; wenn meine Liebe und Achtung für den Guten einen Zuwachs erhalten könnte, so wäre es durch die Art, wie er seinen Schmerz äußerte, und wie er ihn seit dem trägt. Aber sagt mir, ihr Lieben, nächst dem tödtlichen Schmerz des Verlustes, kommt es euch selbst nicht wie eine Ungerechtigkeit, recht eigentlich wie eine Kränkung des Schicksals vor? Wilhelm war Humboldts geliebtestes Kind, und er hat es nicht einmal mehr am Leben finden können; wir verlieren ihn, er wird uns zu einer Zeit krank, wo wir durch kleine, aber zusammenwirkende Umstände gezwungen sind, uns einige Tage von einigen unsern Kindern zu entfernen. — Liegt nicht in dem Allen eine tiefe Tücke des Schicksals? Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben ist der Glanz, der es schmückte, der schöne Glanz eines heiligen Glücks, eines unberührten Schicksals, hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerste.

Noch an Wilhelms Todestage wurde Theodor in Betten eingepackt, in einem zugemachten Wagen nach Rom gebracht. Seine Krankheit deklarierte sich als ein vollkommenes, hitziges Nervenfieber; doch da keine ungewöhnliche Zufälle erschienen, war der Arzt voller Hoffnung. So hielt sie sich zwölf Tage, am dreizehnten schlug sie um. Die gefährlichsten Symptome erschienen; vier Tage und vier Nächte blieb auch gar keine Hoffnung zum Leben. Der

Wille seines Arztes hat ihn erhalten. Ihn zu retten, ihn durchzubringen hoffte er nicht mehr, nur noch für die nächsten Minuten wollte er ihn dem Tode streitig machen. So lag Theodor im Bette mit dem zerstörendsten Fieber, mit allen Zügen, ja sogar mit dem völligen Todtengeruch, und von Minute zu Minute erwarteten wir die letzten Convulsionen, die das geringe Leben ganz zerstören würden. Die Behandlung des Arztes ist ein Meisterstück; was er an uns als Mensch gethan hat, darüber kann ich kein Wort sagen, nur mit der innigsten Rührung des Herzens ewig daran denken. Theodor lag sechs Wochen, ohne sich zu rühren, im Bette; wie die allerdringendste Gefahr vorbei war, gesellte sich ein Husten zu seinem Uebel, der hektisch zu werden drohte, und außerdem hatte er zwei Rückfälle. Diesem ganzen complicierten Uebel hat Kohlrausch mit einer Sorgfalt, einer Bedachtsamkeit, einer Consequenz begegnet, die beispiellos ist.

Aber um euch ein vollständiges Bild meiner Lage zu geben, muß ich noch das hinzu fügen. In Theodors kränkesten Tagen legte sich Caroline mit einem Fieber, aus dem nachher ein viertägiges wurde, und Adelheid wurde so heftig krank, daß Kohlrausch selber ein Nervenfieber befürchtete. Mit meiner kleinen Gabriele auf dem Arm mußte ich von Bette zu Bette wandern, oder sie fremden Händen anvertrauen, denn meine beiden Dienstmädchen lagen vierzehn Tage in einer andern Etage des Hauses steif und fest im Bette. Die kleine, schwächliche Gabriele war mein gesundestes Kind. Wie treu stand mir Humboldt bei! Einige Stunden des Tages besorgte er seine nothwendigen Geschäfte; des Nachts hat kein Anderer bei Theodor gewacht, als er, ich, Kohlrausch oder Schick, ein gar guter inniger Künstler aus Stuttgart, den Caroline persönlich kennt, Tiecks Freund. Ach, ihr Lieben, welch eine Zeit!

Theodor geht nun wieder umher; seine geistigen Kräfte haben durch diese fürchterliche Krankheit nicht gelitten, aber seine körperlichen wollen noch immer genau bewacht werden.

Wilhelm liegt unweit der Pyramide, an einem einſamen Ort unter Bäumen, gewiß beſitzt Goethe die Abbildung dieſes ernſten Monuments. Da denkt euch den blühenden Knaben, und uns — o Gott, noch inniger an ein Land gefeſſelt, das uns das Theuerſte genommen und in ſeinem Schooße verbirgt. Einen ſchöneren Knaben erinnere ich mich nie geſehen zu haben. Frage die Fürſtin, wenn du ſie ſiehſt. In dieſem Jahre, unter dieſem Himmel, war er ſo außerordentlich gewachſen, daß er nicht viel kleiner als ich war. Er war ſo ſtark nach Verhältniß dieſer Größe und ſah ſo blühend aus, daß uns dieſer außerordentliche Wachsthum gar keine Sorgen einflößte, und doch iſt vielleicht eine Muskelſchwäche daraus entſtanden, die ſeinem Körper die Kraft geraubt hat, dem erſten Anfall einer heftigen Krankheit zu widerſtehen.

Empfiehl uns Goethe, frage ihn gelegentlich einmal, ob er einen Brief von mir bekommen hat. Mich freut es, daß Riemer zu ihm gekommen iſt. Der Arme bedurfte ſehr gehoben zu werden, und das thut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweist, wenn er mit ihm zufrieden iſt. Er hatte große Gaben mit Kindern umzugehen. Wenn du ihn ſiehſt, ſo grüße ihn freundlich von mir, auch Tieck.

Adieu, geliebte Lollo, meine Li. lebe wohl! Ein gütiges Schickſal erhalte euch die geliebten Kinder! — Ihr müßt den Brief ſchon ſo zuſammen nehmen. — Lebt tauſendmal wohl und laßt mich bald von euch hören.

Humboldt ſchreibt Schiller nächſten Poſttag. Grüße auch die chère mère. — Der Fürſtin habe ich vor acht Tagen geſchrieben. Ach, ſie bedauert uns gewiß!

Rom, den 8. Julius 1805.

Ich habe es bis jetzt nicht gewagt dir zu ſchreiben, theure Liebe! Mein Herz, du weißt es, hat die tiefſten Schmerzen des Lebens erfahren, und weil es weiß, daß ſie keinen Ausdruck haben, verſtumme ich gegen dich. Ich ſcheute mich, dich zu berühren;

ach, auch wieder heute thue ich es mit einer Art Angſt, und doch kommt die Veranlaſſung durch dich. Die Briefe, die ihr Lieben den Herrn von Herdas mitgegeben habt, ſind erſt jetzt in unſre Hände gekommen, weil ſie durch einen Zufall länger von Rom abgehalten worden ſind, als es ihr Plan war. Ach wie ſoll ich euch ſagen, welch einen Eindruck dieſe Briefe auf uns gemacht haben! Wir haben ſie mit vielen Thränen geleſen und benetzt, und ſo ſehr ich anfangs fürchtete, ein Wort von dir zu vernehmen, ſo ſehr wünſche ich es jetzt und bitte dich inſtändig darum. — Theure, Liebe, ſchreibe mir von deinen Kindern, von dem geliebten Entſchlafenen, deſſen Andenken ja einzig mit der Sorge und Pflege deiner Kinder dein Leben ausfüllen kann. Sage mir auch ein Wort über deine Geſundheit, an die ich immer mit Angſt denke, denn wie widerſteht man ſolchen Schmerzen! Ach möge, meine gute ſanfte Lollo, möge doch an dir auch wahr werden, was ich ſo tief empfand, und was allein mich rettete: ein Gefühl höherer Kraft in dieſen unausſprechlichen Leiden.

Wir ſprechen immer von euch, ihr Lieben, und wünſchen euch zu uns in dieß himmliſche Land. Ach du traueſt es Humboldt zu, wie er von Schiller denkt; Niemand hat ihn inniger gewürdigt; ſein ſpät empfangener Brief bleibt uns ein theures, ewig heiliges Andenken. Außer unſerem Kreiſe iſt noch Reinhart, mit dem es mir immer wohl wird, Schillers Namen zu nennen, denn er hängt an ihm wie an einem Bruder. Er war abweſend in Neapel, als die Nachricht ſeines Todes zu uns kam; aber wie er zurückkam und ich ihm den Brief gab, den Schiller in den unſrigen eingeſchloſſen hatte, wie hat der ſtarke Mann, dem wohl ſelten Thränen in die Augen kamen, geweint. Er hat mir Schillers Brief zu leſen gegeben, und wie in einer Art Ahnung des letzten Zeichen des Lebens ſteht darinnen. „Wenn der Himmel uns kein frohes Wiederſehen mehr ſchenken ſollte, um was ich ihn oft bitte, ſo ſende ich euch in acht Jahren meinen älteſten Sohn, damit ihr mir einen tüchtigen Maler aus ihm zieht.“ Reinhart, glaube

ich, ſchriebe dir ſelbſt gern, allein er ſcheut ſich dir weh und weher zu thun; aber er diente dir und deinen Kindern gern mit ſeinem Blut.

Schreibe mir, Geliebte, von den Planen deines Lebens, in ſofern du welche zu machen im Stande biſt. Ich habe gewagt, Carolinen einen Vorſchlag zu einer Reiſe in meinem vorigen Briefe zu machen, weil ich glaube, daß es euch beinahe unumgänglich nothwendig iſt, einen Winter in einem ſüdlichen Klima zuzubringen.

Deinen und Schillers Brief an Graß habe ich ihm in Neapel zukommen laſſen, wo er nun aus Sicilien zurück ſein wird. Er war ſehr lange da und ſoll ſehr viel beſſer haben zeichnen und malen lernen. Mit Schick leben wir auch viel. Er wünſcht dir empfohlen zu ſein, wie man in ſolchen Augenblicken ein Verlangen hat, es zu ſein. Er iſt brav als Menſch und als Künſtler. Jetzt eben hat er ein vortreffliches Bild vollendet, und die Individualität des Künſtlers ſpricht ſich immer in ſeinen Werken aus. Der Bildhauer Tieck iſt noch nicht angekommen, aber die Schweſter[1] iſt allerdings ſeit beinahe drei Monaten hier mit einem Herrn von Knorring.[2] Sie hat einen großen Krieg mit ihrem Mann, von dem ſie gern geſchieden ſein will; er iſt auch, mein' ich, einſtimmend; aber der Krieg iſt um die Kinder, die ein Paar niedliche Knaben ſind. Er hat um ſo mehr das Recht für ſich, da er Vermögen hat und ſie ohne alle Mittel iſt, ſonſt, glaube ich freilich, werden die armen Kleinen wohl noch ſchlechter bei ihm als bei ihr erzogen werden. Ich fürchte, es wird noch viel Unruhe mit dieſer deutſchen Colonie hier geben, und vielleicht Unannehmlichkeiten für meinen Mann daraus entſtehen. Madame Bernhardi kommt zuweilen zu mir, doch iſt ſie darinnen discret, weil ſie auch nicht beſonders dazu aufgefordert wird.

Ich ſchließe hier, liebe Seele, und drücke dich und deine Kinder an mein Herz. Ich bitte dich, gib bald ein Lebenszeichen.

[1] Verehelichte Bernhardi.
[2] Den ſie ſpäter heirathete.

Meine Kinder sind alle jetzt recht wohl. Theodor hat seit unsrer Zurückkunft nur zweimal kleine Fieberanfälle gehabt, die gleich vor den Mitteln gewichen sind. Wenn nun nur noch der künftige Monat vorüber ist. Im Anfang des Septembers kommt Sikler.[1] Ich muß sehr ernstlich seine Ankunft wünschen; einmal, weil der Mangel an gehöriger Beschäftigung und Unterricht eine ernstliche Sache bei einem achtjährigen Knaben wird, dann aber auch, weil die alleinige Aufsicht, die mir obliegt, mir oft sehr sauer wird. Meine Gesundheit ist indeß gut, und ich darf nicht klagen.

Humboldt und Alexander[2] grüßen dich herzlich. Ach schreibe bald, liebe duldende Seele! Beruhige mich über deinen Zustand.

Ewig deine

Caroline H.

Kohlrausch bittet mich ihn dir angelegentlichst zu empfehlen.

Rom, den 26. November 1806.

Ich vermag dir nicht auszudrücken, mit welcher Angst ich hier lebe, mit welcher Sorge ich an alle meine Lieben in Deutschland denke. Vielleicht ist dieß nicht weniger trauervoll, als selbst dort die Gegenwart gewesen ist. Von mir und meiner häuslichen Lage kann ich dir nur Gutes sagen. Wir sind alle wohl; wir haben den schönsten Herbst mit Reinhart auf dem Lande in der herrlichsten Gegend und den reizendsten Umgebungen zugebracht und oft, sehr oft deiner, Carolinens und des theuren und unvergeßlichen Schiller gedacht. Wir sind seit Anfang November wieder in der Stadt und blicken mit bangen Sorgen nach unserem lieben Vaterland. Ach, liebe Gute, sage mir wenigstens, daß du, daß die Deinen, daß Caroline und ihr Adolph und W. wohl sind, sage mir auch ein Wort von Goethe; ich kann dir nicht sagen, mit welcher Ungeduld ich dieß erwarte.

[1] Gestorben 1836 als Gymnasialdirektor in Hildburghausen, bekannt als Archäolog.

[2] Der im Frühling angekommen war.

Rom, den 28. Februar 1808.

Ich habe mir oft vorgeworfen dir nicht geschrieben zu haben, meine theure, liebe Lotte, und dann auch wieder nicht. Daß es nicht aus Gleichgültigkeit geschehen, ach, das weißt du! Ich habe wirklich gefürchtet, meinen Freunden nahe zu treten und meinen brennenden Schmerz in ihre Seele zu gießen, und bei dir mehr noch, als beinahe sonst irgend Jemand. Ach, auch du hast das Geliebteste verloren, ach Lotte, und doch — dieser wüthende Schmerz, mit dem die Mutter ihre Kinder[1] hinsterben sieht, das Blut ihres Blutes erstarren — ein mildes Geschick wolle dich davor bewahren — mir war es nicht mild, das Aergste hat es mir gethan, und acht Tage mußte ich mein starkes, gesundes, herrliches Kind mit dem Tode ringen sehen. O Gott, gibt es einen Zustand der Seelenangst, der über den geht, wenn man aus der innersten Tiefe des Busens fleht, daß es endigen möge? das alles habe ich ertragen, aber vergessen kann ich's nie, vergessen nie mein unerhörtes Schicksal, das mich trifft und wieder trifft, und noch einmal.

Niemand hat mir beigestanden; ich gehe einen dunkeln Weg allein; ach, so steht es eben um die menschliche Natur, daß man allein ist in Freud' und Schmerz, und alles, was man von Mittheilen und Aussprechen des Gefühls sagt, sind nur eben Worte und weiter nichts. Kein Mensch hilft einem andern; wenn man nicht aus der eigenen Brust die Kraft des Lebens nimmt, so gibt wahrlich nichts sie einem von außen.

Den 23. März.

So lange ist das Blatt liegen geblieben, meine gute Lotte! Ich habe nicht den Muth, meinen Freunden zu sagen, ich lebe; denn ich muß ihnen ja zugleich sagen, daß ich unaussprechlich leide. Die vorrückende Zeit hat etwas Trostloses dadurch, daß sie einem auch noch etwas, und endlich viel, und zuletzt beinahe ganz die Lebendigkeit der Erinnerung der geliebten Gestalten nimmt. Ich

[1] Das jüngste Kind Gustav, geb. 1804, war 1807 gestorben.

ſehe ſo recht mit innerem Schauder die Tage vorüber gehen; aus den Tagen werden Jahre — und wo löſen ſich zuletzt dieſe bittern Qualen des geängſtigten Mutterherzens? O es bleibt mir noch viel, ich weiß es, aber was mir bleibt, erregt mir gerade die allertiefſte Sehnſucht nach denen, die dahingegangen ſind. Wenn du ſo recht verloren im Anblick deiner Kinder biſt, ſtellt ſich da nicht das Bild ihres Vaters ſo lebendig und ſo ſchmerzlich vor dich, ſein Bild, ſeine Erinnerung, ſeine Stimme, ſeine Geberden?

Den 25.

Ich bin unfähig zu ſchreiben; ich fühl' es, daß ich dir ſehr weh gethan habe. Aber ich kann mir nicht helfen. Mein Leben iſt, ſeitdem ich Guſtav verloren habe, nur ein banges und beinahe ein fruchtloſes Ringen. Er war das Leben meiner tiefen Bruſt, und ſein begeiſterter Blick hatte mir Hoffnungen erregt, auf die ich jetzt nur mit Schauder ſehe. Das Schickſal hat mir unrecht gethan; es hatte mich ja ſchon tief genug getroffen, und wie ich dieſen Knaben gebar, empfing ich ihn mit einer wahren Andacht, wie ein Pfand der Verſöhnung und des Glücks. Nun, ich wünſche in der bangen Angſt, die mich oft Tage und Wochen lang ohne irgend eine Möglichkeit mich zu beſchäftigen, herum treibt, mir oft ein anderes Kind, und dann ſchaudert mir wieder vor dem Gedanken. Ach, was wird aus mir werden! Humboldt iſt ſo gut, und Caroline und Theodor ſind mir Engel geweſen; aber es kann kein Menſch dem andern in dieſer tiefen Noth beiſtehen.

Schreibe mir, liebe Lotte, ſchreibe mir von deinen holden Kindern. Der ſchönſte Gedanke iſt der der Zukunft über dem Grabe; aber wer gibt einem die herrliche Gewißheit?

Verzeih, daß ich abbreche, aber mein Kopf iſt ſchwach, und ich möchte auch Carolinen noch einige Zeilen ſchreiben.

Ewig deine

Caroline.

Rom, den 2. December 1809.

Ich habe immer wie du die Meinung gehabt, daß W. nur durch die Combination von Umständen, die damals waltete, Carolinen bekommen hat, und daß C. zum Glück ihres Lebens eine andere Wahl hätte treffen müssen. Aber es hat auch wieder das bestimmt Unangenehme, das mit dieser Verbindung verknüpft war, weniger drückend auf C. gelegen, als unter ähnlichen Umständen auf dir oder mir, weil C. ein seltenes Vermögen hat, das mit ihr geboren ist, denn man gibt es sich nicht, einen Rosenschleier über vieles Grelle zu ziehen. — Jetzt ist mir ihre Stimmung und ihr ganzes Benehmen unendlich ehrwürdig. Und auch W. muß besser, einfacher, liebenswürdiger geworden sein in seinen letzten Lebensjahren. — H.[1] schrieb mir vorigen Winter mehrere male, ich könne mir nicht vorstellen, wie sehr er sich zu seinem Vortheile verändert habe. Ach so bereitete sich wohl sein Wesen schon lange her zu diesem großen Leiden! Möge ich bald seine Auflösung erfahren!

Im Frühjahr verlasse ich Rom, ach, ich läugne es nicht, mit vielen, vielen Schmerzen. Himmel und Erde, die süßesten und traurigsten Erinnerungen meines Lebens halten mich mit gleichen Banden, aber es muß sein.

Grüße Goethe, frage ihn, ob ich ihm hier noch etwas bestellen, besorgen, mitbringen soll.

Wenn Schicks Zeichnung dir so sehr gefallen hat, wie würde dich erst das Bild der Kleinen,[2] das er diesen Sommer gemacht hat, und Carolinens[3] Bild freuen. Er ist ohne alle Ausnahme der erste Maler hier.

Graß ist auch noch hier; ich sehe ihn aber wenig. Er ist bald Dichter, bald Maler. Er hat Talent und viel Gutes, aber keine Haltung im Leben.

[1] Der im Oktober 1808 nach Preußen zurückgekehrt war.
[2] Adelheid und Gabriele.
[3] Lebensgroß mit einer Guitarre.

Wilhelm v. H. Berlin, den 4. August 1810.

Es thut mir unendlich leid, liebste Freundin, auf Ihren langen freundschaftlichen Brief, der mir eine so herzliche Freude gemacht hat, nur mit wenigen Zeilen flüchtig antworten zu können. Allein ich bin in dem Moment der Abreise und des Einpackens begriffen, und da ich glauben muß, Berlin auf viele Jahre zu verlassen, so können Sie leicht selbst denken, wie viel ich neben meinen andern Geschäften zu thun habe. Ich muß Sie also recht herzlich um gütige Nachsicht bitten. Es schmerzt mich, daß ich Verzicht darauf thun muß, unsere gute Caroline jetzt zu sehen. Ich konnte es mir aber im Voraus wohl denken. Doch ist die Reiselust eine treffliche Eigenschaft. Sie führt eben so oft zusammen, als sie trennt, und ich kann mir immer mit der Hoffnung schmeicheln, daß auch Wien einmal und vielleicht bald an die Reihe kommen wird. Ich gehe in acht Tagen etwa von hier ab, und bleibe einige Wochen in Burggörner, Auleben und Thal-Ebra, wo ich Geschäfte habe. Von da gehe ich nach Rudolstadt und komme, wenn ich irgend Zeit habe, über Weimar. Nur fürchte ich den Aufenthalt beim Hofe. Ich rechne gegen Ende August in Rudolstadt zu sein.

Die Li., die nun meine Bestimmung weiß, und geradezu nach Wien kommt, wird vielleicht einen oder einige Briefe an Sie, liebe Freundin, für mich adressieren.

Was Sie mir vom Plan über Schiller schreiben, ist mir unendlich erfreulich gewesen. Letzten Winter verzweifelte Goethe fast etwas der Art machen zu können. Ich will gern beitragen, was ich vermag. Leider haben die Franzosen bei der Plünderung meines kleinen Gutes hier bei Berlin meine ganze frühere Correspondenz zerstreut, und man hat nur Fragmente davon wieder aufgesammelt. Glücklicher Weise aber habe ich doch noch eine ziemliche Anzahl von Briefen Schillers gefunden, die ich mit nach Wien eingepackt habe. Auch ich denke dort unendlich mehr Muße als in jeder andern Geschäftslage zu haben. Wenn Sie auch nach

Wien kämen, wäre es sehr schön. Es würde uns ein wahres Fest sein, Sie dort zu empfangen und zu besitzen.

Leben Sie innigst wohl und grüßen Sie die chère mère, die ich gewiß in Rudolstadt sehe.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

Wien,[1] den 3. December 1811.

Meine traute, liebe Lollo! Dein lieber Brief vom 6. Oktober machte mir die innigste Freude. Ich empfing ihn nur so spät, weil die Herren, die ihn brachten, erst nach Ungarn gingen, und ich den Grafen v. Edling erst zwei Tage vor seiner Abreise bei mir sah, und er mir die Briefe selbst einhändigen wollte.

Deine Freude und Zufriedenheit an den Kindern macht mir die allerinnigste Freude und Theilnahme. Ach, das ist die einzig wahre, Alles überlebende Freude im Leben. Gott erhalte sie dir, du treue liebe Mutter, Gott segne sie dir mit Gesundheit und allen Gaben eines liebenden und tiefen und ernsten Gemüths. Auch mir hat Gott viel Freude gegeben, aber auch viele Sorgen.

Ich lebe glücklich im Kreise der Meinen, sehe die Welt so viel ich muß, aber nicht mehr. W. hat eigentlich nichts tief Anziehendes für mich, und ich werde es ohne Regret verlassen. Die Menschen sind gut, aber flach, ich meine die höheren Stände; besser, tüchtiger, ernster, deutscher sind die niederen. Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Loos bereitet man da dreißig Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Fürsten vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O wie

[1] Wo H. seit dem Juni 1810 Gesandter war. Frau v. H. hatte Rom im Herbst verlassen.

tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preise ich den Theuren, der Deutschlands Fall nicht gesehen hat! Körners Aufsatz über ihn hat mir nicht genügt; er war so lebendig, so ganz Geist und Gemüth im höchsten Verein, und außer den Stellen seiner Briefe war der Aufsatz doch trocken! Körners Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber, hübscher, junger Mensch mit viel poetischen Anlagen.

Von Alexander[1] hab' ich dir nichts gesagt; der war unendlich lieb und gut. Stiller, eitelkeitsfreier, liebender als je. Viel Schönes der Stein und meine innigsten Grüße an Goethe, der mich ganz vergessen hat.

Berlin, den 23. Januar 1815.

Meine theure Lollo! Wie innig hat mich dein Andenken vom letzten Tag dieses Jahres erfreut und gerührt. Gottes Segen sei mit dir und den Deinen jetzt und immerdar. Unser letztes Wiedersehen lebt in mir mit allem Zauber holder Erinnerung, und vor meiner Reise nach Paris hoffe ich noch immer dich wieder zu sehen.

Ob H. so glücklich gewesen ist, etwas Festes für dich abzumachen, mein Engel, weiß ich in der That nicht, allein sein Wille und seine Aufmerksamkeit auf das, was dich angeht, kann gewiß durch nichts gestört werden, davon sei überzeugt.

Die endlichen Entscheidungen des Wiener Congresses dauern ungemein lange; noch weiß man gar nichts über Abschluß und Ende; allein die Gerüchte lauten friedlicher, als zu Anfang dieses Monats.

Mein Aufenthalt hier fährt fort mir ungemein angenehm zu sein. Die Menschen, mit denen ich vorzugsweise lebe, und die alle sehr thätig, jeder auf seine Art, zum Kriege und zur Zerbrechung des Jochs beigetragen haben, weit entfernt sich des Gefühls und des Gelingens zu überheben, sind echt demüthig und gerade in der

[1] Der im November nach Wien gekommen und von da nach Paris gereist war.

rechten Stimmung. Sie haben das Bewußtsein deſſen, was geſchehen, was auch ſie gethan, des göttlichen Beiſtandes und deſſen, was vor ihnen ausgebreitet liegt zum lebendigen Wirken und zur That.

Habt ihr in Weimar Niebuhrs Schrift: „Preußens Recht an den Sächſiſchen Hof“ geleſen? Ich bitte dich, laß dir es geben. Die Geſinnung darin iſt merkwürdig; ich meine nicht eben die Geſinnung für dieſen einen Fall, aber im Ganzen, im Großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen ſo. Wir werden dieſe Zeiten nicht ſehen, aber unſere Kinder werden dazu wirken, daß Deutſchland ſei das erſte Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an geſetzmäßiger Ordnung und echter Religion.

Süß, unausſprechlich ſüß und erhebend muß es dir ſein, meine Theure, lebendig fühlen zu dürfen, welch einen Samen zum Erblühen aller Tugenden und des heiligſten Gefühls im Menſchen Schiller ſterbend hinterlaſſen hat. Er hat Millionen begeiſtert und wird ſie begeiſtern. Das und die heilige Hoffnung, das Nahverwandte wieder zu finden, unter welcher Geſtalt es ſei, muß dir des Lebens Pfad bis zum Ziele mit milder Freude erhellen.

Den 30. April 1815.

Körners habe ich ſo oft geſehen, als es ſich irgend hat thun laſſen. Er hat eine mehr wie menſchliche Faſſung in ſeinem Schmerz. Man fühlt, er hat ihn überwunden und das Ewige erfaßt. Die Mutter und Dorchen, ach! die ſind furchtbar zerſtört, um zwanzig Jahre gealtert. Der Tod wäre ihnen Wohlthat.

Den 15. Juni 1815.

Graß ſtarb an ſeinem Fieber und wurde nicht ermordet. Allein in der Phantaſie des Fiebers ſtand er auf und ſtürzte eine Treppe hinunter. Er ſoll ſich ſehr beſchädigt und dieß Veranlaſſung zu Gerüchten eines gewaltſamen Todes gegeben haben.

Den 23. Juli 1816.

Der Tod von Goethens Frau, das endliche Aufhören ihrer Leiden hat mich beruhigt nach dem, was du mir in deinem Briefe sagst. Die Schopenhauer schreibt in die Welt allerlei Details herum, die es besser wäre, mit Stillschweigen zu übergehen, sie mögen nun wahr sein oder nicht. Niemand sei bei ihr gewesen, Mann und Sohn hätten den Anblick ihrer epileptischen Zustände nicht ertragen können, und die Wartfrauen hätten sie ohne Beistand liegen lassen.

Frankfurt,[1] den 8. Oktober 1816.

Ich schreibe dir heute durch den jungen Herrn Willmer, der ein Sohn des Willmer ist, mit dem Goethe in früherer Zeit sehr bekannt war.

Wir stehen immer fort hier auf dem Sprunge. Bald heißt es so, bald wieder so. Doch mit Gewißheit versichert und schreibt man uns von Berlin, daß der Minister v. Goltz[2] in diesen Tagen von dort abgehen werde, um hierher zu kommen, daß wir hoffen dürfen, daß unser ungewisser Zustand sich bald aufklären wird. Ich sehne mich, wie du denken kannst, nicht nach Paris, doch ist die Stelle hier so gestellt, nach dem Vorangegangenen, nach den dummen Streichen und der absurden Aufführung, die der zuerst ernannte Gesandte am Bundestage hier gehabt hat, daß Humboldt nicht eben sehr lüstern sein kann, sein Nachfolger zu sein.

Lacco auf der Insel Ischia, den 4. August 1817.

An dem Schicksale deiner Kinder, der Anstellung Karls im Württembergischen, dem Doktorwerden des Ernst, an Allem nehme ich, liebste Lollo, den treuesten Antheil und hoffe, dich und die Deinen im Jahre 1818 gewiß wieder zu sehen.

Unsere Reise war ohne alle widrigen Unfälle, und nur durch

[1] Wo H. Mitglied der Territorialcommission war.
[2] Als Bundestagsgesandter.

Carolinens Leiden gestört. Den 31. Mai kamen wir beim herrlichsten Wetter in Rom an und konnten in demselben Hause absteigen, in dem wir acht Jahre gewohnt hatten. Meine Kinder wohnten sogar in denselben Zimmern, in denen Wilhelm und Theodor früher mit Riemer gewohnt, wo ach! noch so viele Erinnerungen an den früh dahingegangenen Wilhelm sind. Die Familie, in der Adelheid und Gabriel so ächt sich veritalianisiert haben, wohnt noch da und besorgte nun meine Wirthschaft. Sehr brave rechtliche Leute. Wie bekannt und rührend war mir Alles. Wir lachten und weinten in einem Augenblick und konnten uns kaum finden, nicht in einem wachen Traum befangen zu sein.

Am Abend desselben Tages sah ich noch die Pyramide und besuchte die Gräber meiner Kinder. Ach, dir brauch' ich es nicht zu sagen, wie einen der Boden fesselt, in dem die sterbliche Hülle geliebter Wesen liegt. Wenn du diesen Begräbnißort kenntest, so würdest du eingestehen, daß es keinen schöneren, keinen tief ergreifenderen gibt. Was mußte mir nicht die Höhe der Bäume sagen, die wir hatten pflanzen lassen. Sie rücken mir so vor die Augen die Länge der Zeit, die ich entfernt gewesen, die größere noch, wo die holden Knaben tief in dieser heiligen Erde ruhen. Und was begab sich indeß nicht alles! Und Wilhelm hätte seinem Alter und der Gesinnung nach, die er früh zeigte, an Allem Antheil genommen. Rom ist durch die theuren Kinder, die ich dort lassen mußte, durch alles Erlebte in diesen acht Jahren an Freud' und Schmerz die Heimath meiner Seele geworden. Unter den Künstlern fand ich die älteren wie Gmelin, Reinhart und Thorwaldsen und andere, unverrückt da, Thorwaldsen wirklich auf einen Grad der Kunst gestiegen, der Alles übertrifft; unter den neueren fand ich große Talente auf eine seltene Art entwickelt. Ich nenne vorzüglich unter diesen Cornelius, Overbeck und beide Gebrüder Schadow (einer ist Bildhauer); auch Veit hat Riesenschritte gemacht, seitdem er in Rom ist. Rauch sehe ich leider nicht. Ein Mißverständniß, das mit ihm vorfiel, denn er hatte in Florenz zu uns

ſtoßen wollen, war der einzige Contre-temps, den ich auf der Reiſe hatte. Auf der ganzen Reiſe ſah ich die aus Paris wieder eingewanderten Kunſtſchätze, in Rom prangen ſie unter der Fülle von Schätzen. Das Muſeum iſt ordentlich jetzt eine koloſſale Sammlung und Alles im herrlichſten ruhigſten Lokale aufgeſtellt. O daß du es mit deinen Kindern einmal ſehen könnteſt!

Wilhelm v. H. Frankfurt, den 2. Juni 1819.

Ich eile, Ihnen, theure Freundin, für Ihren gütigen Brief vom 28. v. M. und den überſchickten Taufſchein zu danken. Es freut mich unendlich, aus Ihrem lieben Brief nun recht ausführlich zu ſehen, wie glücklich ſich Ernſt's Hoffnungen für ſeine Anſtellung bei uns geſtalten. Außer den Vortheilen, die es ihm ſelbſt bringen kann, iſt es auch mir lieb, daß Schillers Sohn gerade in unſerem Dienſt iſt und wahrſcheinlich eine bedeutende und ehrenvolle Laufbahn darin macht. Mir, liebſte Lollo, ſind Sie aber wirklich keinen Dank dafür ſchuldig. Ich hatte kaum einige Worte dazu zu ſagen nöthig.

Burgörner, den 20. Juli 1822.

Ernſt ließ mir einen ſehr freundlichen Eindruck zurück, und ſeine Aehnlichkeit mit ſeinem unvergeßlichen Vater ergriff mich ſehr tief.

Humboldts Abhandlung iſt wohl ſehr ſchön. Sie iſt recht ein Spiegel ſeiner Seele; ſo ruhig und ſo klar alle ſeine Anſichten und ſo erhaben. Er iſt fortwährend viel mit dem Indiſchen beſchäftigt.

Berlin, den 8. Januar 1824.

Dein lieber Brief vom 30. November wäre ſchon früher von mir beantwortet worden, theure Freundin, allein die Nachricht des Verluſtes, der dich betroffen, hat mich einige Tage länger zögern machen. Weiß ich doch, daß das Hinſcheiden geliebter Perſonen eine Stimmung in einem hervorbringt, die man nur allein mit

ſich abmachen kann, einen Schmerz, der ſo heilig iſt, daß man ſelbſt mit den Nächſten und Liebſten nicht gern darüber ſpricht. Später wird das Sprechen und die ſüße Erinnerung ein Troſt.

Ach und doch hat der Tod einer vielgeliebten Mutter, wie zerreißend er iſt, wenn er in ſpäten Lebensjahren erfolgt, wie der der deinigen, theure Lotte, nichts gleichſam gewaltſames, unnatürliches. Härter noch, Geliebte, hat dich ſchon die Vorſehung geprüft, und doch iſt ſie allwaltende, ewig unerſchöpfliche Liebe. Sie wende jeden ferneren Verluſt von dir und der guten Frau, ſie laſſe euch nie an dem Sterbebett eines Kindes ſtehen! Amen.

Der Tod der guten liebenswerthen chère mère hat auch mich mit tiefer Wehmuth erfüllt. Es war die erſte Nachricht, die ich meinem Mann mittheilen mußte, der gerade in den Tagen zurück von Burgörner kam, und der es gar nicht glauben wollte, ſo lebensfriſch, ſo theilnehmend an den Leiden und Freuden Andrer war ſie ihm vorgekommen. Ein kindlich reines, ſchönes Gemüth iſt mit ihr geſtorben. Humboldt hat viel Freude gehabt, euch alle wieder zu ſehen, und deine Emilie hat ihm gar ſehr gefallen. Er findet, daß ſie Schiller ähnlich ſieht.

Die Frau von Goethe habe ich geſtern kennen lernen. Man ſagt uns hier, Goethe ſei ganz hergeſtellt. Gott gebe es.

III.

Frau von Kalb,

geboren den 25. Juli 1761, gestorben den 12. Mai 1843.

Kalbsrieth, den 20. Mai [1] (1788).

Es wäre unverzeihlich, Ihnen auf Ihren lieben Brief vom vorigen Monat so spät zu antworten, wenn ich nicht so gültige Gründe zu meiner Entschuldigung anzuführen hätte. In den Tagen einer sehr ermattenden Unpäßlichkeit erhielt ich Ihren Brief; bald darauf fuhren wir, mein Mann und ich, nach Kalbsrieth. Die letzten Tage seines Aufenthaltes habe ich ihm gerne gewidmet; auch finde ich hier selten, besonders während der Feiertage Gelegenheit einen Brief nach Weimar zu bestellen.

Sehr angenehm ist es mir, liebes Lottchen, daß Sie doch einigermaßen meine Abwesenheit in den letzten Wochen Ihres Aufenthalts in Weimar bemerkten; denn nur das Bewußtsein, daß eine Person zu Ihrem Umgang Ihnen fehlte, die Sie achtet und liebt, [2] konnte diese Sehnsucht in Ihnen erwecken; nicht das Bedürfniß der Zerstreuung und Unterhaltung. Viele beklagen sehr Ihre Entfernung und wünschen Sie wieder zu sehen. Wenn die Ausführung meiner Wünsche in meiner Macht immer stünde, so

[1] Schiller und Lotte Nr. 10. Schiller schreibt am 2. Mai: „Frau v. Kalb geht kommenden Mittwoch mit seiner Frau nach Kalbsrieth."

[2] Dieser Ausdruck und die Spuren der Empfindlichkeit lassen vermuthen, daß der anonyme Brief, Bd. I. S. 203, von Frau v. Kalb herrührt.

würde ich Ihnen auch das Versprechen geben können, diesen Sommer nach Kochberg und Rudolstadt zu kommen; da ich aber nichts sicheres davon sagen kann, will ich lieber nichts wünschen — nein, meinen Wünschen kann ich nicht gebieten — aber nichts versprechen.

Ich habe nun einige Wochen auf dem schönen Landgut meines Schwiegervaters angenehm hingebracht und werde noch einige Zeit bleiben. Nach meiner Neigung möchte ich den ganzen Sommer hier zubringen. Die Gegend hat vorzüglichen Reiz; die Witterung ist schön; wo dieß sich findet, hat das Dasein eine schöne Folie, auf welcher es sich immer besser ausnimmt. Auch habe ich von Büffon und Voltaire einige Bände mit herausgenommen, es fehlt mir also nicht an guter Unterhaltung, die ich alle gern entbehrte, wenn ich das Vergnügen hätte, in dem Cirkel Ihrer Familie diese Zeit zuzubringen, die Entfaltung, die Mittheilung Ihres angenehmen Geistes zu genießen und Ihre liebenswürdige Schwester und Frau Mutter mehr kennen zu lernen.[1] Empfehlen Sie mich beiden ehrerbietigst und gehorsamst.

Sagen Sie Schiller, der wohl jetzt in Ihrer Gegend ist,[2] daß ich wohl neugierig bin, die Fortsetzung seines Geisterſehers zu lesen, von welcher man mir gesagt, daß sie an Reichthum von Situationen und begeisterndem Ton der ersten Abtheilung nichts nachgiebt.

Wie sind Sie mit den neuen Anpflanzungen in Ihrem Gärtchen zufrieden? Hat der blüthenreiche Mai schon seinen Segen über sie ergossen? Es gedeihe Alles, was Sie hoffen und pflanzen!

Ihre Freundin

Lotte Kalb.

[1] Frau v. Kalb war im Jahr 1787 kurze Zeit in Rudolstadt gewesen, um Frl. v. Oertel, die bei Frl. v. Lengefeld zu Besuch war, abzuholen und freute sich über Lottchens holden Anblick. S. Charlotte. 1851 S. 139 (ihre eigenen Memoiren).

[2] In Volkstädt.

(Weimar, Mitte Juni 1788).

Ich will dieſen großen Brief, den ich heute für S. erhielt,[1] nicht abgehen laſſen, ohne auch meinem lieben Lottchen einige Zeilen zu ſchreiben. Er wird ihn den Abend beim Spaziergang aus ihren Händen erhalten, und deſto lieber und willkommener wird er ihm ſein.

Ich hatte Sie die vorige Woche hier gewünſcht. Es war der Domherr von Dalberg hier, welcher ein vortrefflicher Virtuos und Componiſt auf dem Klavier iſt. Hier wurde das Gedicht von Herder nach ſeiner Compoſition aufgeführt: „Was ſingt in euch ihr Saiten?“ Die Wirkung war allgemein, und ich kann mich nicht erinnern, daß mich leicht etwas mehr hingeriſſen hätte, als der Chor.

Jetzt iſt die Frau von Dieden hier, die auch Virtuos iſt.

Vielleicht ſehe ich Sie dieſen Sommer. Ich werde kommen, wenn die Frau von Stein in Kochberg iſt.

Goethe wird erwartet und Knebel iſt hin; wo, weiß ich nicht, um ihn früher zu ſehen![2]

Weimar, den 21.[3] Juni (1788).

Liebes Lottchen!

Ich eile Ihnen für Ihren lieben Brief aufs zärtlichſte zu danken; aber auch nur dieß kann ich, denn von meinem Leben und Daſein kann ich Ihnen nichts Merkwürdiges und Intereſſantes melden, weil mir nichts ſo vorkommt. Ich genieße von der Welt, oder vielmehr vom Hof, nur ſo viel die Höflichkeit heiſcht; gehe ſelten ſpazieren und bin wenig im Tiefurt[4] geweſen, denn ich pflege mein, und die Ruhe bekommt mir ſehr wohl. Auch wird meine Geſundheit von Tag zu Tag beſſer.

[1] Schiller und Lotte Nr. 19. Es war wohl ihr eigener großer Brief „ein kleines Heft,“ denn ihres „Lebens Looſe waren darin enthalten.“ Charlotte S. 148.

[2] Er verfehlte ihn. Stein lit. Nachlaß II. S. 242. Frau v. Imhof ſchreibt am 18. Juni: „dieſe Nacht iſt Goethe angekommen, ich habe ihn noch nicht geſehen, es iſt mir aber wohl, daß ich weiß, daß er wieder in Weimar iſt.“

[3] Die Zahl iſt nicht deutlich.

[4] Bei der Herzogin Mutter.

Am Donnerstag gehe ich von hier weg nach Meiningen und Völkershausen, wo meine Cousine Waldner ist, die ich in sechs Jahren nicht sah und vielleicht nie wieder sehen werde, und die ich sehr liebe. Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben werde, wohl vier Wochen.

Sagen Sie Schiller, daß er, wenn er mir etwas zu schreiben hätte, die Briefe nach Meiningen adressiere.

Die Miß Gore's [1] sind angekommen. Goethe [2] habe ich kaum gesehen. Ich werde abgerufen, und Sie müssen für diesmal die Leere und Kürze meines Briefs verzeihen.

Leben Sie wohl!

Lotte.

Weimar, den 19. September (1788).

Ja, meine Liebe, ich war lange ohne ein Wörtchen Ihrer Erinnerung zu erhalten; gedacht habe ich Ihrer oft, aber ich war eben auch in einem etwas zerstreuten geselligen Leben, wo mir das Schreiben lästig gemacht wurde. Ich bin gar gerne in meiner Häuslichkeit, und die muß sehr ungestört sein, wenn es mir wohl werden soll!

Frau von Wolzogen starb eines sanften Todes; [3] sie wäre eine vorzügliche Frau gewesen, wenn ihr Kopf so gut gewesen wäre, als ihr Herz.

Dem Wolzogen wünsche ich alles ersinnliche Glück; ich habe ihn nachdenkender gefunden; er hat viel Muth!

Möchten Sie doch immer alle Freuden des geselligen freundschaftlichen Lebens genießen, zu denen Ihr Herz so sehr gestimmt ist.

Schiller schreibt mir, [4] daß er angenehme, heitere Tage mit Ihnen verlebt hätte.

[1] S. den Brief des Herzogs an Knebel, Nachlaß I. S. 107.

[2] Der am 18. aus Italien zurückgekehrt war und am 19. und 20. bei Hof speiste.

[3] Am 5. August.

[4] Vermuthlich in dem Schreiben, worin er Frau v. Kalb aufforderte, nach Rudolstadt zu kommen. Charlotte S. 147.

Die Herren von Niebecker ſind wieder hier und Knebel in Jena, der das Glück hatte, ſie[1] zu ſehen; er wird künftig in meinem Quartier wohnen.

Leben Sie wohl!

Lotte Kalb.

Weimar, den 24. Jenner (1789[2]).

Was werden Sie von meinem langen Stillſchweigen denken, liebes Lottchen! O ſicher erſcheine ich in einem recht ſträflichen Licht vor Ihnen, und Sie werden mir nicht mehr zutrauen, daß ich Ihnen je gut war. Und ſicher nicht, daß mir ihr Bild und die Erinnerung an Sie eine recht ſüße Erinnerung iſt. Ja, gewiß meine Beſte! meine Zuneigung für Sie iſt wahr und beſtändig. Nur Sie dürfen ſie nie nach der Zahl, und ſelbſt ob ich ſchreibe, nach dieſen ſie nie beurtheilen. Briefe ſind oft eine ſo geringe und meiſt zweckloſe Schadloshaltung gegen die Freuden des Umgangs. Wir können nur halb oft ſagen, was wir denken, werden nur halb verſtanden; unſre Laune iſt oft nicht die, in welcher wir vor dem Freund erſcheinen möchten, und das ärgert uns noch gar wieder, was wir geſchrieben haben. Ach Gott! ſo hat der Briefwechſel manches Leiden. Und wirklich, ich habe manche von dieſen erfahren;[3] wundern Sie ſich alſo nicht, daß ich auch einmal dagegen deklamiere.

Wie geht es Ihnen, mein theures Lottchen? War Ihnen die ſtrenge Kälte auch ſo unbehaglich wie mir? Was leſen Sie? Erzählen Sie mir auch von Ihrer Schweſter der Beulwitzen, Ihren andern Freunden, Ihrer Correſpondenz. Haben Sie nichts wieder von Heron gehört? Was macht Wolzogen in Paris?

[1] Wohl „Sie."

[2] Auf den Brief, welchen Schiller im November nach Weimar mitnahm, hatte Frau v. Kalb nicht geantwortet. Sie konnte ſich lange nicht entſchließen, die Freundſchaft zu gewähren, um welche L. bat. (Charlotte S. 148.) Deſto mehr freute Letztere ſich über dieſe Antwort. Schiller und Lotte S. 228.

[3] Durch Schiller.

Daß Schiller Profeſſor in Jena wird, werden Sie wohl ſchon wiſſen. Möchte es eine neue Epoche der Zufriedenheit für ihn werden! Er iſt ſehr fleißig; ich ſehe ihn kaum alle acht Tage. Bald erſcheinen einige Bände ſeiner Thalia wieder, und ich bin auf deren Inhalt ſehr neugierig!

Ich bin dieſen Winter viel geſunder und heiterer, wie den vorigen. Alles, finde ich überhaupt, iſt hier lebhafter und ungezwungener; ich kann aber die Urſache nicht finden. Auf Einige mag zwar das engliſche Blut [1] Einfluß haben. Mit Redoutenkleidungen beſchäftigt man ſich auch ſehr, und Alles wird hier recht frivol.

Knebel iſt bald hier, bald in Jena; er hat viele Freundinnen; er iſt auch mit wahrer Aufrichtigkeit ihr zärtlicher Verehrer. Wir ſind Alle hier von ſeinem Betragen zufrieden, und ihm wird jetzt am öfteſten eine Lobrede gehalten.

Goethe kenne ich für den geſellſchaftlichen Umgang noch gar wenig; es kommt vielleicht von meiner eigenen Nachläſſigkeit her. Wenn ich ruhig und zufrieden bin, ſo kann ich an mir in der Einſamkeit genug haben.

Die F. Herzogin [2] lebt in Ehre und Gnade-Bezeugungen in Rom. Von der Zeit ihrer Zurückkunft kann man noch wenig Sicheres hoffen.

Herder kommt im künftigen Sommer wieder zurück.

Die Imhoff kann dem Schickſale danken, das es endlich noch ſo gut mit ihr meinte. Ich ſehe einer heitern Zukunft für ſie entgegen. [3]

Ich freue mich auf's Frühjahr. Adieu, liebes Lottchen! Glauben Sie immer, daß ich Sie liebe, wenn ich auch gleich wenig ſchreibe.

Die durch Lottens Verlobung und Heirath entſtandene Lücke in der Correſpondenz dauerte bis zum 27. April 1793, als Charlotte ſich an Schiller wandte, um ſich einen Hofmeiſter für ihren Sohn empfehlen zu laſſen und um die Erlaubniß bat, an ihn deßhalb zu ſchreiben. Ihre Briefe an Schiller ſeit der Zeit ſind erhalten, auch einzelne, aber unbedeutende, aus früherer Zeit.

[1] Gore's.
[2] Mutter.
[3] Nach dem Tode ihres Mannes.

(Ende Mai 1794).[1]

Wie war Ihre Reise, wie Ihr Befinden und Behagen in Jena? Für das Letzte wird Ihnen die Anwesenheit der Frau von Humboldt ein großer Gewinn sein. Empfehlen Sie mich dieser lieben Frau. Ihre nähere Ansicht, ich kann leider nicht sagen Bekanntschaft, ist mir eine angenehme Erinnerung. Sie, liebes Lottchen, scheinen mir nicht ganz wohl, als ich Sie in M. sah. Geht's jetzt besser?

Wie geht's dem Schiller? Ich glaube, die Reise hat ihm wohl gethan; denn der Genuß der reinen Luft und Bewegung ist doch sicher die stärkendste und erhaltendste Lebensweise für unsere Gattung. Ich freute mich sehr ihn so zu sehn, denn ich hatte mir ihn viel kränkelnder gedacht. Ich habe jetzt sehr viel Hoffnung!! Sagen Sie mir etwas von dem, wie Ihnen Jena nach so langer Entfernung vorkommt? ob Fichte jetzt dort ist,[2] und wie sein Wesen auf Sie wirkt? Ich möchte noch Mancherlei fragen, aber ich will lieber aufhören; es nimmt sich so armselig aus das Fragen in Briefen; überhaupt wenn man nur ein bischen klüger wird, so wird man endlich dem Briefschreiben von Herzen gram; und wo man mit ganzer Seele sein möchte, da haßt man diese Schattenzeichen am meisten.

Die böse Schreibsucht hatte doch wirklich ihr Wesen am meisten, wie man auch die Silhouetten-Liebhaberei trieb.

Ich küsse den kleinen Engel Karl. Er ist doch recht wohl?

(Waltershausen, Sommer 1794).

Ich freue mich diese Abendstunde mich mit dem Andenken an Sie zu beschäftigen, und wünsche sehr, daß Sie mit freundschaftlicher Güte gegen mich diese Zeilen aufnehmen.

Wie befindet sich Schiller, was macht Ihr Sohn? Alle Tage wünschte ich mir neue Nachricht von diesen Beiden zu haben. Ist etwas Neues aus Schillers Feder erschienen?

[1] Nach Schillers Rückkehr aus Schwaben am 15.

[2] Seit dem 18.

Das Schreiben ist mir lästig, weil ich so viel zu fragen hätte. Unbescheiden wäre beides, die Fragen und die Erwartung der Antwort auf alle. — Sie leben glücklich in innigem vertrauten Umgang mit Ihren Freundinnen; ich möchte sie näher kennen, sowohl die Humboldt als Ihre Schwester. Durch diese würden gewiß die angenehmen Vorstellungen eines Gemüths vermehrt werden. Wären Sie, und die Sie lieben, gesund, so fehlte nichts Ihrer Zufriedenheit.

Jetzt bin ich wieder an die Einsamkeit gewöhnt, und in dieser wird mir oft eine angenehme Stunde. — Ich fürchte Alles was mich aus dieser innern Betrachtung zerstreuen kann, und könnte lieber in dieser Stille, als unter dem lauten, harmonielosen Geräusch der Societät meine Tage verleben wollen.

Ich kann Schillern nicht genug für die Empfehlung [1] des guten Hölderlin danken. Wenn je Fritz ein hoffnungsvoller Knabe wird, so ist er es einzig durch ihn! Er ist einsichtsvoll und unablässig thätig in seinem Beruf. Ersuchen Sie Schiller, daß er diesem jungen Mann bald auf seinen Brief antworte und mit einiger Vorliebe das Bruchstück in die Hand nehme, welches er ihm zusendet. Sein Urtheil über diesen Versuch seines bildenden Geistes sei gerecht aber auch gütig; er zürne nicht, nicht Zweifel, sondern Antheil an H., Besorgnisse verleiteten mich zu dieser Aeußerung.

Daß Fichte oft im Szf.[2] Hause, ist mir von Mehreren geschrieben worden. Es wundert sich Jeder männiglich gar hoch, daß auch die Philosophie das Amt eines Cicisbeo anzunehmen scheint.

Fragen Sie Schiller, ob die neueste Schrift von Fichte [3] für mich verständlich sein kann? Dann lass' ich mir sie kommen.

Sie wissen wohl schon, daß Herr von Beulwitz mit Frl. von Bibra versprochen ist. Sie war mir unter den jungen Damen in Meiningen immer die angenehmste. Sie hat viel Bildung, sowohl

[1] Vom 1. Oktober 1793 bei Köpke, Charlotte v. Kalb S. 129.
[2] Schützischen. Fichte's Leben I. S. 209.
[3] Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre.

durch Lektüre als durch die Mühe in der Gesellschaft bedeutend zu sein; im guten Sinn, auch Klugheit und Weltsitte, einen Hang, auf Viele zu wirken.

Bleiben Sie mir gut; sorgen Sie für Ihre Heiterkeit und küssen Ihren kleinen Liebling in meinem Namen!

Charlotte.

Weimar, den 16. September (1794).

Hier ein Schlitten, Zuckerplätzchen für den lieben Karl. Gott erhalte ihn! Ich gedenke seiner oft und der lieben Dreieinigkeit meiner Freunde! Gott erhalte Sie und lasse es Ihnen immer besser werden! Ich sehne mich nach Ihnen; ich möchte Sie wohl wieder sehen!

Hier ist ein Band, beinahe so wie das war, welches ich trug, als ich in Jena war. Ist's Ihnen recht, so schmücken Sie sich damit.

C. Kalb.

Am Donnerstag. (Anfang 1796).

Mit dieser Schwangerschaft und andern Leiden des Körpers und den Sorgen, womit ich so zu sagen mein und meiner Angehörigen Schicksal fortwälzen muß, habe ich lange Zeit keine Stunde gefunden, in der ich mich der Ruhe mit gesunder Stimmung hätte überlassen dürfen!

Ich erwarte jetzt mit Anfang der künftigen Woche meinen Mann und meinen kleinen August; übrigens bin ich für mancherlei Dinge in großer Thätigkeit! Auch hat Manches schon eine andere Gestalt gewonnen.

Geben Sie an Hölderlin[1] diesen Brief; ist er nicht mehr in Jena, so schicken Sie mir ihn wieder.

Leben Sie wohl, Beste! Ich werde oft an Sie denken, wenn ich gleich lange nicht schreiben sollte.

Charlotte Kalb.

[1] Der die Familie verlassen hatte und in Jena studierte.

Weimar, den 8. September (1795).

Mein kurzer Aufenthalt bei Ihnen war mir sehr wohlthätig. Ich fühle zwar meine innere Organisation, mein Nervensystem noch immer nicht in Ordnung, ungleich, nicht anhaltend energisch, aber ich weiß doch nun, was die Fortdauer einer andern Lebensart für mich sein könnte. — Freie Luft, Bewegung, ein ganz unbefangener Umgang mit Ihnen, meine Theuerste, und dann, wenn Schiller ganz wohl wäre, und wir seines Daseins, seines Umgangs uns recht herzlich erfreuen könnten und nicht mehr getrennt lebten, an einem Ort; denn Jena ist doch weit, und ich komme nicht leicht in die natürliche Stimmung, die unter uns sein würde, wenn wir länger beisammen wären; und bliebe ich auch vier Wochen, ich trennte mich doch zu früh. Mir ist dann die Welt öde, und wenn ich auch hier Freunde hätte, Sie fehlen mir doch.

Herders Gemüthe hat sehr durch die Revolution gelitten; Sie können über die Sache nicht urtheilen, weil Sie noch, ich möchte sagen, mit Begierde und Affekt zu einer Partie gehören. Dinge schätzen, auf die wir in einem besseren Dasein alle resignieren müssen.

Mit Schiller kann man über Alles sprechen und von einem geläuterten Geist Urtheil und Meinung hören.

Herder gefällt der Aufsatz von Jacobi[1] gar nicht, und Knebel war wirklich sehr ergötzend mit seiner satirischen Laune über diese Abhandlung. Das Wesentliche in dem Werke hat mir gefallen, und das werden mir individuelle Schwachheiten des Verfassers, die auch in diesem Aufsatz stark durchblicken, nicht verderben.

Sie werden wohl wissen, daß Meyer bald nach Italien reist, um über Kunst zu denken, zu zeichnen u. dgl.

Goethe sah ich noch nicht; er ist aber wieder hier.[2] Meyer sagte mir, er habe schon längst mich besuchen, mich zu sich einladen

[1] In den Horen, auch Goethen erschien er wunderlich. (An Schiller Nr. 90.)
[2] Von Karlsbad.

wollen; aber sein Mißstand mit der ganzen Societät hier macht, daß er auch für mich verloren ist. Das könnte, das sollte anders sein.

Heute ist meines Fritzens Geburtstag. Ich gehe mit meinen Kindern nach Bellevue.

Kalbsrieth, den 9. Mai (1797).

Liebe, gütige Freundin!

Sie werden wahrscheinlich nunmehr auch Ihr schönes Gartenhaus[1] bewohnen, in welchem ich Sie diesen Sommer noch besuchen muß, um Ihre Heimath zu kennen, die immer, mehr oder minder, den Menschen verändert. Kenne ich einmal das Lokal einer Gegend, so weiß ich fast immer voraus, wie es mir endlich darin zu Muthe werden muß. Das städtische Leben ist aber schwer gut und glücklich zu bilden. Jede ruhige, glückliche Stimmung kann nur auf dem Lande genossen werden. Die freie Sicherheit des Gemüths raubt die Mannigfaltigkeit der Personen.

Ich höre wenig, thue nichts, und kann nicht lesen, und dennoch ist es mir lange nicht so wohl gewesen!

Wahrscheinlich komme ich Anfangs Juni nach Jena, um Sie noch zu sprechen, und vielleicht den jungen Mann kennen zu lernen, den Schiller zum Hofmeister meiner Kinder erwählen möchte. Auch habe ich noch eine Empfehlung von Böttiger, der auch in Jena ist; es scheint mir aber nicht, als wenn er die Eigenschaften vereinigte, die ich für den Lehrer meiner Kinder wünsche. Edda verdient eine ernstliche, sorgfältige Entwicklung ihrer sehr guten Anlagen. August ist ein munteres, fähiges Kind. Aber diese Kinder dürfen des Tags nicht über drei oder vier Stunden haben, und ich wünschte sehr, daß der künftige Lehrer meiner Kinder auch so gefällig wäre, mir zu Zeiten vorzulesen. Ein ernster, nachdenkender Sinn wäre mir lieber als Lebhaftigkeit, und die Lust am Studieren muß ihm die Einsamkeit des ländlichen Lebens erfüllen.

[1] Das neuangekaufte, das Schiller am 2. Mai bezogen hatte.

Ich empfehle ganz diese Sorge meinem Freunde Schiller, der gewiß das möglichst Beste wählen wird.

Der jetzige Hofmeister geht mit Fritz nach Uffenau. Die Bedingungen sind gut. Gedenken Sie mein!

Ihre Freundin

Charlotte Kalb.

Meiningen, den 12. März (1800).

Ja wohl werden Sie gelitten haben, liebe Freundin, und Ruhe und Erholung bedürfen. Ich wußte nur Schillers Krankheit nach seiner Wiedergenesung.[1] Gott verhüte ferner so schmerzliche Tage. Die Freuden der Genesung sind groß, aber so ein ängstliches Zagen überwindet schwer die menschliche Natur.

Ich reise nicht nach Wien. Es waren Einige dafür, Einige dagegen; nun habe ich den Willen nicht mehr; und Lust und Neigung hatte ich nie dazu. Es war Ungeduld: ich wollte den langen Kampf eines vergeblichen Streits nicht länger. In der Politik kann sich Manches zu unserm Vortheil ändern, oder der gräuliche Krieg unsere und vieler andern Menschen Hoffnung und Vermögen verschlingen.

Sie haben doch Niemand, auch nicht der Oberstallmeisterin von Stein, ein Wort über mein Vorhaben gesagt? denn ich fürchte jedes Sagen und Meinen.

Seckendorf ist im Reichshofrath und hat besonders gegen uns gehandelt; freilich von Mächtigen aufgefordert.

Die Reinwald ist hier sehr artig. Er ist nur schwerer zu tragen. Seine Dienstverhältnisse plagen ihn.

Der Feldzug ist wieder eröffnet; am Rhein ist man in großem Allarm.

Ich habe die scandalose Schrift vom Arzt Gruner über Fichte. Wenn es nur das letzte Wort ist. Taubeneinfalt und Schlangen-

[1] Christophine an L. Beziehungen Nr. 28.

klugheit iſt wenigſtens bei dieſen Herrn ſammt und ſonders nicht zu finden.

Wo leben Beide? Wo wird ſich Fichte etablieren?

Freundſchaft, Andenken und Freude an Ihrem Wohlergehen von Ihrer

Charlotte.

Erlangen, den 8. December (1801).

Am 12. November gab ich einen Brief an Schiller auf die hieſige Poſt. Ich ließ mir einen Schein darüber geben, weil an dem richtigen Empfang dieſes Briefes mir viel gelegen war. Ich muß Sie bitten, theure Freundin, mir nur mit wenigen Worten zu ſagen, ob Sie ihn erhalten haben, oder nicht; ich bitte ſehr darum!

Auch dies Billet ſein Sie ſo gütig an Legationsrath Bertuch zu ſchicken und ihm ſagen zu laſſen, Sie wollten ſeine Antwort in Ihrem Brief an mich mit beiſchließen.

Nun Andenken und Gruß von

Charlotte.

Das Mädchen von Orleans. Ich möchte eine Wallfahrt antreten, um es, wo es gut gegeben wird, einigemal aufführen zu ſehen, damit ich ganz den Genuß, den tiefen klaren Eindruck dieſer geiſt- und kraftvollen Idee in Wort und Bildung erfaſſen möchte. Denn wie ein mächtiger Planet wird die Wirkung dieſer Kraft immer neu erweckend und erleuchtend ſein.

Die Maria Stuart habe ich verſtanden. Wer hat noch die iſolierte Seele gezeichnet, für die kein Band, kein Verſtändniß, wo gleichſam Empfindung und Elemente, der entfernteſte Zufall ihre Ablöſung von dieſer Welt der Erſcheinungen bewirken muß.

Ob vielleicht der Legationsrath Bertuch mir nicht antworten will? Es wäre ſo, wie ich es ſchon oft erfahren habe. Es betrifft den Verkauf von Rheinwein, den ich gern an Loder verkaufen

möchte. Er hat auch schon von dieser Sorte Vieles verkauft,[1] und jetzt liegen noch zwei Eimer in Kalbsrieth, die ich nicht gerne möchte sequestrieren? (unleserlich) lassen.

Homburg an der Höhe, den 28. September 1802.[2]

In Friede und Freundlichkeit! Das erste bin ich mit Jedermann; beides aber mit Kalb und meinen Kindern. Und was ich wünsche und geschehen soll, ist ja nur um das Wohlsein Aller zu befördern!

In Völkershausen sah ich auch den Rath von Müller aus Weimar. Er hatte Auftrag vom Herzog von Weimar, mit mir über Vermögensangelegenheiten zu sprechen. Ja gewiß! sondergleichen war die Verwirrung; aber wahrscheinlich ändert es sich zum Besten! —

Kalb wünscht auch für mich und Edda einen Aufenthalt an irgend einem angenehmen Hof. Nach der Anfrage hatte ich Gelegenheit, an den Herzog zu schreiben; ich sagte ihm meinen Plan und Wunsch und bat ihn, mich in dieser Rücksicht der Prinzeß von Thurn und Taxis zu empfehlen. Nun erwarte ich Antwort von Serenissimus. Hätte er Ihnen davon gesprochen, es wäre mir lieb! Haben Sie Briefe vom Kurfürsten aus Aschaffenburg erhalten? Ich ging nicht zu ihm, weil ich nun wieder einen neuen Faden angelegt, und die Gerüchte über seine Launen und Verhältnisse sehr verschieden lauten. Gewiß ist er zufriedener wie seine Beurtheiler! Seit Kurzem macht ihn aber das Gerücht zu einem mächtigen Herrn und theilt ihm Würzburg und auch Frankfurt mit, und Bayern erhielt Nürnberg. Eine Reise durch die sonst geistlichen Lande zu unternehmen ist jetzt interessant. Die Lebensgeister sind mehr erregt; jede Rolle spielt sich mit mehr Lebhaftigkeit und Eifer! Und die letzten Dinge sind in dem Verlöschen am flackerndsten.

[1] Nachdem sich Goethe vergebens damit geplagt hatte (Köpke S. 145).

[2] Von diesem Jahr an verändert sich die Handschrift; die Briefe werden unleserlich. Das Augenleiden muß Fortschritte gemacht haben.

Ich ging über Diedendorf. Da habe ich an Ihre liebe Frau gedacht. Wir sprachen einigemal von den Herrnhutern. Sonderbar kam mir das Wesen vor und so unchristlich wie möglich! Dies Gespannte, Bestrickte, diese Stockung des Geistes und Willens! So war der Herr nicht! Das seltene Höchste wird immer mißbraucht. Ich dachte nachdem an Wielands Aristipp, wie es da dem Plato gehet. Aber es gelang ihm nicht, doch allein Plato blieb hoch, und das Andere ist durch Wielands feinen Schalksinn (zwar ohne Befehl) eine leichte Ironie geworden! —

In Offenbach besuchte ich die alte Mutter Laroche. Sie ist gekleidet in den Nachtnebel des achtzehnten Jahrhunderts; und Bettina Brentano, die Erstgeburt des neunzehnten, stand und lag neben ihr in der gröbsten Naivität des neunzehnten. Sie könnte eben so anmuthig mit ihrem schönen Kopf sein, als sie meist unerträglich ist! Man muß sie sehen, nicht Sie (Ihnen wäre es wohl etwas fatal), Goethe, dem sie sagen läßt, sie wäre in ihn entbrannt wie Mignon. Bruder Clemens, der ihr Held ist, läßt jetzt Mährchen von ihr drucken.

Meine Edda, welch ein Contrast! Sie hat besonders Talent zur Musik! Fritz, der zuweilen für seine Kameraden Pferde zureitet, ist mit einem alten Gaul gestürzt, hat das Bein gequetscht und den Knorren gesprengt, trägt aber das Leiden mit Gleichmuth und schreibt heitere Briefe, damit ich nicht besorgt werde!

Das Gedicht Cassandra hat mir sehr gefallen. (Den 2. Oktober.) „Noch immer hab' ich vom Herzog von Weimar keine Antwort erhalten." Der Winter sei Ihnen leicht!

Charlotte.

(Homburg, Winter 1802).

Für alle Jahre Glück und Heil! Auch für uns scheint sich der Horizont aufzuheitern. Wie es aber eigentlich wird, weiß ich noch nicht. In Häuslichkeit möchte ich mit meinen Kindern leben; sonst aber ja mit Niemand. Ich möchte nicht, daß Fritz lange

beim P. Dienſt wäre. Hier iſt es wie in einem Dorf. Da ich zwei Equipagen habe, mache ich ſelbſt zwei Viſiten, bei der P. von Anhalt und Witgenſtein. Alle drei Wochen gehe ich an Hof; einmal ins Concert, ein andermal an Tafel. Der L. Gf. iſt ein Mann, mit dem wohl jeder Gutdenkende gerne iſt. — Ich habe gar keine Neigung zum Reden; zur natürlichen, lautern Mittheilung gehört lange Zeit und ſonderbares Glück der Harmonie! Andres Wirken iſt wirklich etwas Nerven- und Lebenzerrüttendes.

Die Prinzeſſin Auguſte[1] iſt bedeutend, aber meine Indolenz, vielleicht auch kränkliche Stimmung hindert mich ſie mehr aufzuſuchen. — Es wundert mich, daß der L. Gf. nicht ſuchte etwas beſſer ſein Haus durch Weſen zu ornieren. Ich finde keine Worte pour ces gens de la cour.

Berlin, den 29. November (1804).

Liebe Freundin!

Die junge neue Welt, die jetzt in Weimar lebt und die Zeit bewegt, wird auch Ihr Gemüth beſchäftigen. Bei einigen Feſten hätte ich gerne mein Ohr und Herz gegeben, und durch ſolchen Genuß mein Daſein (welches individuell in allem, was in meiner Macht iſt, glücklich iſt), noch durch ruhigen innigen Genuß erhöht.

Für die elegante Welt iſt dieſer Brautzug Glanz und Fülle! Die G. Fürſtin denke ich mir, ſie iſt mir bedeutend. Ich glaube, ſie beſitzt Realität des Charakters, der oft ſo vielen Hoheiten und Menſchlichkeiten fehlt.

Ich bin hier ganz iſoliert und bin faſt eigenſinnig die Mittheilung zu vermeiden, ob es zwar auch für mich ſchwerer ſein würde!

Fichte's Geiſt und ſeelenvolle Gutmüthigkeit iſt eben ſo ſelten, als ſie ſelten iſt; und man ſucht die Quelle zu wenig, vielleicht die ſelten fließt, aus Furcht vergeblich verlangt zu haben. Im Allgemeinen bin ich wohl gut bei Herrn Fichte angezeigt, auch bei Hufelands, die es gerne haben, wenn ich komme.

[1] Spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Glücklich bin ich hier nur allein in meinem Zimmer, und glücklich bleibe ich, wenn Sie mich auch einmal daſelbſt beſuchen. Ich habe eigentlich nur Gutes hier erfahren; aber mit dem Alter vermehrt ſich die Scheu für zweckloſe und leere Geſelligkeit. Ich finde aber wenig eigentliche Bildung und Gehalt unter den hieſigen Frauen, die ich kenne.

Berlin, den 28. Juni (1805).

Obwohl meine Seele nur mit einem Andenken ſich beſchäftigt, kann ich doch nicht davon ſchreiben. An Frau von Wolzogen hatte ich Briefe liegen, ich konnte ſie aber nicht abſchicken. Sie, liebe Theure, ſind mir immer im Herzen!

Sein Genius iſt der Welt eine hohe, einzige Gunſt, unvergänglich! Unendlich iſt der Gedanke an *ihn* in den Herzen ſeiner Freunde. Der Wechſel der Empfindung, ſelbſt die Sehnſucht vermindert ſich in dem Gemüth deſſen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu ſeligen hohen Ahnungen und Erkenntniſſen geleitet wird. Wie kurz iſt für Jeden die Zeit, das Loos der Erſcheinung in dieſer Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens! Denn nur die hohe, göttliche Liebenswürdigkeit und Vollkommenheit hat allein dieſen Glauben begründet und die Sehnſucht der Jünger.

Liebe, liebe Schiller! Schreiben Sie mir bald, mit Wehmuth, aber mit dem Frieden der Liebe, der Sie ewig beglücken wird.

Den Kindern tauſend Grüße. Ich gedenke an Sie faſt immer, und meine Freundſchaft, meine innige Achtung für Sie ſind mir die liebſten Geſinnungen meines Herzens!

Ch. v. Kalb.

Die ſpäteren Briefe der vielgeprüften Frau ſind traurigen Inhalts. Sie lebt von einem kleinen Handel und macht Spekulationen in Spitzen, ruſſiſchem Thee u. dergl., wozu Frau von Schiller hülfreiche Hand bietet, und bewahrt dabei eine heitere Haltung und einen Muth, den man ſtoiſch nennen würde, wenn er nicht chriſtlich wäre.

Den 16. August.

Mein Sohn August war bei dem Herrn Geheimenrath Voigt, welcher ihm Manches sagte, was mir eine bessere Ansicht gewährt.

Ich habe mich niemals um die Familienangelegenheit bekümmert und that wohl daran, denn ändern hätte ich nichts können; aber jetzo wünsche ich, daß endlich die widrigen Geschäfte aufhören, und mit Tüchtigkeit und Umsicht zu untersuchen, wie und was vielleicht zu retten ist, übrigens aber mich mit endloser Geschäftstreiberei ohne Erfolg nicht länger plagen — und meine Ansicht, wie allein diese Angelegenheit eine gute Wendung nehmen kann, ist nicht die der Geschäftsleute noch der jungen Anfänger, weil diese sich selbst an die Wichtigkeit der Akten halten. Aber ich bin überzeugt, daß Kalbsrieth ganz für die K. verloren ist, wenn nicht der Wille und die Gnade des Herzogs es ihnen erhält und gestattet, daß man eine vortheilhaftere Einrichtung des Guts vornehme.

Den 17. August.

Ich lebe jetzt mehr wie je in der Gegenwart. Das thut das Alter; auch gefällt sie mir. Meine Augen erblinden; lesen kann ich wenig mehr. Ich bin sehr heiter, aber muß viel Ruhe haben, um behaglich zu sein.

Mein äußeres Leben hängt blos von meinem kleinen Handel, und nicht der Meinigen, sondern so mancher Andern — gut ist es, daß es jetzt so gut geht, und Viele, ich möchte sagen mit Neigung, von mir kaufen.

Berlin, den 30. August.

Von meinem äußeren Befinden kann sie Ihnen auch nur Gutes sagen. Wenn mir der Himmel bis ins Alter oder zum Ende so eine Gesundheit gewährt, so war es eine Gunst der Natur, die Wenigen zu Theil geworden ist. Da ich so ganz isoliert lebe, so habe ich auch durch Andere nicht, was mich reizte oder beunruhigen könnte. —

Mein jüngſter Sohn Auguſt kommt auf die hieſige Univerſität. Er iſt für mich eine neue Bekanntſchaft, denn in zwölf Jahren ſah ich ihn nicht. Man läßt mich von ihm viel Gutes hoffen, und ſeine Briefe laſſen es mich auch erwarten. Seine Gegenwart wird wohl meine Lebensweiſe vielleicht mit mehreren Genüſſen bereichern. Es iſt mir aber eine eigene Aufgabe, wie ich für die Exiſtenz dieſes Jünglings ſorgen ſoll, denn ich bin noch immer ganz ohne Einnahme, als nur durch meinen kleinen Handel.[1]

[1] Ein Brief ſchließt mit den Worten: Lächeln Sie nicht über meine Handelsmanie! Hier muß ich auch ſagen wie jener König: hony soit qui mal y pense!

IV.

J. W. von Goethe.

(Eigenhändig.) (25. Juli 1795.)

An Frau Hofräthin Schiller nach Jena.

Ihr Brief meine Liebe, traf mich zur guten sonnigen Stunde, deren wir uns nicht oft zu rühmen haben und machte mir sie noch erfreulicher, hätte nur nicht zugleich die Nachricht von Schillers Uebel wieder eine Wolke davor gezogen. Da wir geistiger Weise so froh zusammen vorschreiten, warum können wir es nicht auch dem Körper nach? Selbst diesmal, wenn wir zusammen hier gewesen wären, hätte es uns gewiß doppelte Zufriedenheit gegeben. Es sind manche gute und liebenswürdige Menschen hier, und da ich doch gewöhnlich sehr einsam lebe, so thut es wohl auch einmal in eine größere, besonders so sehr zusammengesetzte Masse zu schauen. Von allen Gegenden Deutschlands sind Menschen da, die in ihrer Denkart sehr kontrastiren. Anfangs habe ich viel Bekanntschaft gemacht, zu Ende wird man lässiger. Gearbeitet hab ich dagegen nichts, die Zerstreuung hat ihre völligen Rechte behauptet. Heute über acht Tage bin ich wahrscheinlich schon auf dem Wege, und Ihnen um so viel näher. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl und munter finden!

Carlsbad den 25. Juli 1795

Goethe.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofrath Schiller.[1]

Nach Ein Uhr komme ich wenn es Ihnen recht ist, mit Ihnen zu essen und dann zurück zu gehen. G.

(Eigenhändig.) (Mai oder Juni 1797.)

Frau Hofr. Schiller!

Ich schicke die Schlüssel,[2] daß der Tischer nicht aufgehalten werde. Melde mich auf den Mittag an und bitte um die Glastäfelchen, durch deren Zusammendrücken man die schönen Farben hervorbringt.[3]

Wünsche wohl geschlafen zu haben.

G.

Große Hand (Seydel). Unterschrift, wie auf allen Briefen, eigenhändig. (Mai oder Juni 1797.)

Bey dem schönen Wetter wäre es wohlgethan, wenn man sich heute früh in den Garten verfügte, ich dächte Sie schickten mir die Schlüssel, damit ich einstweilen davon Besitz nehmen und das Ganze beschauen und betrachten könnte und Sie kämen alsdann zu welcher Stunde es Ihnen beliebte. Ich hoffe Schiller wird von der Parthie seyn. G.

(Eigenhändig.) 29. December 1797.[4]

Frau Hofrath Schiller.

Wie sehr wünscht ich daß Sie in bessern Tagen zu uns gekommen wären, und auch länger blieben, daß Sie mich mit den Ihrigen in meinem Kloster besuchen könnten.

[1] Im Mai oder Juni 1797, als Sch. seinen Garten bezogen hatte und G. im Schlosse zu Jena wohnte.

[2] Des Gartens.

[3] Dieses Phänomen erwähnt Goethe an Schiller Nr. 411 (13. Januar 1798), „das Sie selbst so sehr interessiert hat." Da Goethe im Jahr 1798 nicht mehr in Jena war, am 29. Januar 1797 darauf anspielte (Nr. 272), ist das Datum wohl unzweifelhaft.

[4] Goethe an Schiller 403.

Von Schiller hatte ich heute einen Brief, ich habe auch geantwortet — grüßen Sie ihn schönstens!

G.

(Eigenhändig.) (6. März 1798.) [1]

Frau Hofrath Schiller.

Wo Sie auch dieses Blat antrift, soll es Ihnen sagen: daß man sehr wünscht Sie diesen Abend in Malepartus zu sehen. Ein frugales Mahl ist bereitet und Sie sind zu jeder Stunde willkommen, wenn gleich der Wirth noch einige Wege zu machen hat.

G.

Größere Hand (Seydel). Unterschrift eigenhändig (wie durchweg bei allen Briefen). (1798.)

Vielmals Dank sey Ihnen gesagt daß Sie mich zum Schluß der Woche nicht einer Nachricht haben wollen mangeln lassen, ob ich gleich wünschte von Schillers Gesundheit das bessere zu hören. [2]

Vor die schöne Homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen und die nordischen Gestalten, Faust und Compagnie, haben sich eingeschlichen. Das wenige was ich an dieser Arbeit gegenwärtig thun kann fördert immer mehr als man denkt, indem der kleinste Theil, der zur Masse hinzugefügt wird, die Stimmung zum folgenden sehr bedeutend vermehrt.

Ich hoffe mich an Ifflands Erscheinung für die Zeit die ich ihr aufopfern muß, reichlich zu entschädigen. Thourets Gegenwart kostet mich allenfalls vierzehn Tage; auf alle Fälle hoffe ich im halben Mai wieder bey Ihnen zu seyn und dann eine längere Zeit in ihrer Nähe zu genießen. Ist es möglich so versäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht, es macht in unserm engen Verhältniß immer wieder Epoche.

Hiebey folgt ein Briefchen von August an Karl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Wasser schütten, und

[1] Goethe an Schiller 444.
[2] Schiller an Goethe 457.

alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverse Danaidenarbeit entsteht, auch hat er noch ein Plüppchen beygelegt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Schillern aufs beste.

Weimar am 14. April 1798.

G.

(Große Hand.) (1798.)

Ihre liebe Hand war mir heute auf dem Couvert nicht erfreulich zu sehen, noch weniger der Inhalt Ihres Briefs.

Fast sollte ich glauben, daß der hohe Barometerstand Schillern eben so sehr zuwider sey als ihm der niedere günstig ist, wie ich bemerken konnte da ich in Jena war. Möchte er doch bald wieder hergestellt seyn.

Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie roth vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte sie sich von Schillern in einer leidlichen Stunde dictiren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist.

Faust rückt alle Tage wenigstens um ein Duzend Verse.

Gestern habe ich meine Camera obscura wieder zurechte gestellt und bey Betrachtung des Apparats meinen Gang in diesem Theile der physikalischen Wissenschaft bezeichnet. Man sieht recht die Umwege die man gemacht hat, wenn man die Mittel und Werkzeuge deren man sich zu seinem Zweck bediente, noch alle vor sich sieht.

Ich richte mich ein bey Ifflands Hierseyn zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück zu sehen, wozu Sie auch schönstens eingeladen sind, die Jahrszeit ist günstig, da er fünf Wochen später kommt als das vorige Mal, und mein Haus ist groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendessen aufgeben.

Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roßlaer Gut und Professor Thouret in die hiesige Schloßdecoration einzuführen,

iſt das geſchehen, ſo werde ich nach dem Beyſpiel des Kaiſer Asverus ſagen:

Beſchloſſen hab ich es, nun gehts mich nichts mehr an!

und zu ihnen hinüber eilen. Möchte ich Sie doch Beyde recht wohl mit den Kindern im Garten finden.

Auguſt grüßt Karln auf das Schönſte.

Man ſagt Richter werde auch zu gleicher Zeit mit Iffland eintreffen, nicht weniger bedrohen manche fürſtl. Perſonen unſern Theatraliſchen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart.

Leben Sie recht wohl und verſäumen unſere geiſtreichen Frühſtücke nicht.

Weimar am 18. April 1798.

G.

(Große Hand.) (1798.)

Haben Sie Dank daß Sie mir nochmals an Schillers Statt ein Briefchen ſenden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entſage ich der Hoffnung Sie beyde die nächſte Woche zu ſehen, denn Iffland ſpielt wirklich Dienſtag zum erſtenmal.

Daß ſich die vielen Irrſterne diesmals im zehenten Hauſe[1] verſammeln iſt freylich eine bedeutende Conſtellation, wir wollen ſehen was für Witterung daraus entſteht.

Fauſt hat dieſe Tage immer zugenommen; ſo wenig es iſt, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich ſo lange Jahre abgehalten hat wieder daran zu gehen war die Schwierigkeit den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Celliniſche Weiſe ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

[1] Der Venus (?). Schon am 9. December 1797 hatte Goethe die ſeltſamen Kometen an dem Himmel Amors und Hymens erwähnt (Schiller 392); jetzt ſpielt er auf die im März von Schiller vorgeleſenen erſten Akte von Wallenſteins Tod (erſte Scene) an. Brinkmann u. A. war im März abgereist.

Leben Sie recht wohl grüßen Sie Schillern ſchönſtens und überſtehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines Blüthenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der erſten Vorſtellung.

Weimar am 21. April 1798.

G.

(Eigenhändig.) (1802.)

Frau Hofrath Schiller.

Darf ich mir auf Morgen Abend von der Mama von Lengefeld und den beyden Töchtern die Ehre zum Thee ausbitten?

G.

(Eigenhändig.) (Winter 1803.)

Hier, wertheſte Freundinn, die Recenſion von Hackerts Bildern. Bey näherer Ueberlegung finde ich daß man beſſer thut ſich nicht mit der Commiſſion zu befaſſen, wenigſtens ſich nicht anzubieten. Indeſſen will ich ihm ſchreiben, wenn er von dorther [1] Aufträge erhält ſich gewiſſenhaft an's Werk zu machen.

Wohlbefinden u. Freude.

G.

(Eigenhändig.) 1803.

Frau Hofrath v. Schiller.

Je ſeltner dem Dichter, in unſrer Zeit, auf ſeine Mittheilungen, eine erwünſchte, theilnehmende Stimme entgegen kommt, um ſo erfreulicher war mir Ihr Blat, das mir einen ſchönen Lohn, für meine ſtillen treuen Arbeiten [2] darbietet. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank und verzeihen, wenn ich mit einer Vorleſung zögere. Durch die anhaltende Arbeit, ſo wie durch die vielen Proben, iſt mir eine Art Ueberdruß entſtanden, der ſich,

[1] In Petersburg hatte man ſich bei Wolzogen erkundigt, ob man bei Hackert noch Bilder beſtellen ſolle.

[2] Die natürliche Tochter.

hoffe ich bald verlieren wird, um mir, in Ihrer und der Ihrigen Gegenwart einen neuen Genuß zu erlauben. Leben Sie recht wohl.

Weimar den 5. April 1803.

Goethe.

(Große Hand.)

Da Frau von Stael erſt auf den Sonnabend zu kommen gedachte, ſo kann ich ihr den unangenehmen Weg recht gut erſparen und was mir obliegt, dieſe Woche hier vollenden.

Ich ſchreibe ihr das in beyliegendem Briefe und lade ſie auf Sonnabend Mittag zu mir ins weimariſche Haus. Da werden denn auch Sie liebe Frau und Schiller mich mit Ihrer Gegenwart erfreuen. Am liebſten wäre mirs wir hielten uns in ſo kleiner Geſellſchaft; haben Sie aber ſonſt noch irgend einen Gedanken, wen ich einladen könnte; ſo theilen Sie mir ihn inzwiſchen mit. Wir können uns Glück wünſchen, daß dieſe winternächtliche Kranken- und Todtenbilder durch eine ſo geiſtreiche Natur einigermaſen verſcheucht und der Glaube ans Leben wieder geſtärkt wird.

Dank und Gruß.

Jena, den 19. December 1803.

Goethe.

(Große Hand.) (1803.)

Sie ſind ſo freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom böſeſten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit dem Boten etwas zu ſagen, wie es in Weimar ausſieht.

Mit unſerer Hauptunternehmung geht es gut, ſchön und vortrefflich! hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, ſo wäre alles was mir obliegt mit einem gewiſſen behaglichen Geſchick zu löſen geweſen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar ſoll und will, macht mir eine unausſprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und ſchleppen muß und wofür mir kein Menſch nichts in die Rechnung ſchreibt. Das iſt das Verwünſchte in dieſen irdiſchen Dingen, daß unſere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegner

Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebſten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerkſamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichſte im Jahre iſt; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guiſe erſchießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.

Demohngeachtet ſollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es iſt ſchon etwas beſſer, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulaſſen.

Wenn Sie recht freundlich ſind, ſo ſchreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und ſchicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger als jemals mich durch Freundſchaft und guten Willen zu ſtützen und zu ſteifen. Schöben ſich die Umſtände nicht ſo wunderlich über einander, ſo hättet ihr mich ſo bald nicht wieder geſehen. Und ſo ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es iſt heute der zwanzigſte! Nach dem Neuenjahre wird es, will's Gott, beſſer werden.

December 1803. G.

(Große Hand.)

An Frau Hofrath von Schiller,
Hochwohlgeboren,
p. e. Weimar.

Es bleibt alſo dabey verehrte Freundin, daß Sie morgen Sonnabends um 1 Uhr ſich mit Schillern in meinem Hauſe einfinden und Frau von Stael nochmals einladen ein Gleiches zu thun.

Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr nicht vorher der Form gemäß aufwarte. Ich komme dazu hier nicht früh genug weg.

Leben Sie recht wohl ich freue mich Sie allerſeits zu ſehen.

Jena am 23. December 1803. G.

(Eigenhändig.) (1805.)

Frau Hofrath von Schiller,

Gnaden.

Verzeihen Sie, l. Freundinn wenn ich Ihren Wunsch einen Winkelm. zu besitzen nicht gleich erfülle. Bey mir ist nur noch Ein Exemplar und das nicht gebunden.

Bedienen Sie Sich einstweilen dessen was der Herzogl. Bibliothek gehört, ein anderes soll bald für Sie herbeygeschafft werden.

Ich freue mich auf den Mittwoch.

Montags. G.

Kleine (Riemers) Hand. (1806.)

Ihr Brief, meine liebe verehrte Freundin, hat mich in meiner Jenaischen Einsamkeit sehr angenehm überrascht. Ich habe freilich keine so schönen Berge und Wälder zunächst um mich, wie die ihrigen sind; doch wissen Sie wohl, wenn man einige hundert Schritte geht, so ist man in ganz anmuthigen Gegenden. In Carlsbad ist es mir und meiner Gesellschaft ganz gut gegangen und ich finde mich auch gegenwärtig sehr viel besser als vor der Cur. Wir wollen dieses gute Herbstwetter noch zu genießen suchen, um mit desto mehr Sicherheit dem Winter entgegen zu gehen. Da ich mich deshalb so viel als möglich in der freien Luft aufzuhalten gedenke, so wird, wenn das Glück gut ist, Mittwoch den 1sten October unsre erste Zusammenkunft seyn. Bis dahin sind Sie ja wohl wieder in Weimar. Ich wünsche uns allen gute Gesundheit, damit wir ununterbrochen unsre Reise fortsetzen können, die ich dießmal mit Ihnen über Berg und Thal, Erd und Meer zu machen gedenke. Da wir uns so lange in dem Beweglichen aufgehalten haben, so ist es wohl billig, daß wir auch einmal uns zum Stehenden und Festen wenden. Die Gegenstände sind interessant genug und es läßt sich manches erfreuliche und unterrichtende anknüpfen.

Ich lebe also, wie ich jetzt erst merke, zwischen zwey Vogelschießen in der Mitte dem Weimarischen und dem Rudolstädtischen.

Ich könnte aber auch nicht sagen, daß ich besonders tentirt wäre, mich in diesen Schwarm zu mischen.

D. Meyern[1] hat es sehr leid gethan Sie nicht zu treffen. Er hat sich sehr ausgebildet und brachte sein junges, hübsches, wunderliches Weibchen mit, von dem ich allerley zu erzählen habe.

Von Ihrem Herrn Schwager habe ich lange nichts gehört; doch hoffe ich, daß er in der Besserung immer fortschreitet. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kleinen vielmals und lassen Sie uns gesund und froh wieder zusammen kommen.

Jena den 29. August 1806.

Goethe.

(Kleine Hand.) (28. August 1807.)

Wenn ich Ihnen, meine wertheste Freundinn, für Ihren frühern lieben Brief noch nicht gedankt, so habe ich ihn desto öfter wieder gelesen: denn in fremden Gegenden sind Briefe der schönste Theil einer Reisebibliothek. Ehe ich von hier weggehe gedenke ich meine Versäumniß gut zu machen dadurch, daß ich nicht allein etwas von mir hören lasse, sondern auch etwas sende. Herr Reinhard, den Sie in Weimar leider versäumten[2] hat sich sehr für meine Farbenlehre interessirt und einen Brief an Herrn Villers geschrieben um ihn zur Uebersetzung aufzufordern. Dieser Brief liegt bey und zugleich der Versuch einer Uebersetzung verschiedener Stellen, den H. Reinhard selbst gemacht. In dieser sind die unübersetzlichen Paragraphen, von denen im Brief die Rede ist, mit einem # bezeichnet. Da ich Ihnen das Original aus der Hand nahm, um es diesem braven Manne mitzutheilen, so ist es billig, daß Sie auch zuerst von seinen Bemühungen etwas erfahren. Mögen Sie Jemanden durch Vorlesung mittheilen, so soll es mir angenehm seyn. Nur geben Sie es nicht aus Händen.

[1] Aus Bremen, an den später Goethens Frau die bekannten Briefe gerichtet hat.

[2] Reinhard an Goethe, 9. August S. 5, „Frau v. Schiller ist leider abwesend."

Ich vermuthe Sie noch in Rudolstadt, deswegen lege ich auch ein paar Bogen bey, die ich über das Carlsbader Gestein schrieb und gleich drucken ließ.[1] Vielleicht finden Sie in Ihrer Nähe Jemand, den dieser einigermaßen räsonnirende Catalog unterhalten und vergnügen kann. In wenig Tagen gehe ich hier ab, und hoffe Sie bald in Weimar wieder zu sehen. Ich habe mich dieses Vierteljahr in der Nähe der warmen Quellen zwar nicht ohne Unbequemlichkeit, doch ohne Noth und Schmerzen befunden; womit ich schon zufrieden bin.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die lieben Ihrigen und gedenken mein. Am 28. August, als an meinem Geburtstage, den ich im Andenken an meine abwesenden Freunde am besten zu feyern glaube 1807.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Hier liebe Freundinn, der Reinhardtische Brief, den Sie Sich abschreiben wollten. Ich danke auch für diese Theilnahme. Der Prolog[2] soll auch bald aufwarten. Möchten Sie mir doch das französische Journal mittheilen von dem Sie mir schrieben daß es Nachricht von einer Familie enthalte, welche die Farben à la Gildemeister sahen. Verzeihung!

Den 9. October 1807.

G.

(Eigenhändig.)

Beyliegende Briefe Augusts,[3] die ich im engeren Vertrauen mittheile, da er ein wenig frey über seine Landsleute urtheilt, werden Ihnen verehrte Freundinn, eine augenblickliche Unterhaltung

[1] Werke 40, 129.

[2] Zur Eröffnung des Theaters in Halle.

[3] Es könnte der in den Briefen an Frau v. Stein III. S. 406 abgedruckte Brief sein, worin über die Frankfurter und über eine Aufführung des Tell geurtheilt wird. Da aber das vom 2. April datierte Billet die Aufforderung enthält, das Blatt Frau v. Schiller mitzutheilen, muß ein früherer Brief gemeint sein.

seyn; freylich mag draußen manches anders klingen als er es hier zu vernehmen gewohnt war.

Das Beste wünschend.

Den 15. April 1808.

G.

Kleine (Riemers) Hand. (Mitte August 1808.)

An Frau Hofräthin von Schiller,
geb. von Lengefeld,

fr. Gränze nach Weimar.

Vor meiner Abreise von Carlsbad muß ich Ihnen theuerste Freundinn, noch meinen lebhaften Dank sagen, für den freundlichen Brief, den ich kurz nach meiner Ankunft erhielt, und der mich seit der Zeit in einsamen Stunden, manchmal gar heiter angeblickt hat. Wie schätzenswerth ist es nicht zu erfahren, daß die wenigen Resultate unsres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehn bleiben, unsern Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten. Haben Sie recht vielen Dank daß Sie Ihre Empfindungen und Gesinnungen so treu und kräftig aussprechen mögen. Nicht jedermann vermags und unter den vermögenden sind nicht alle so wohlthätig.

Ich bin nun in der vierzehnten Woche hier. Ich wollte der Sommer ging von neuem an und ich wollte so fort mein Leben und Wesen hinführen. Das klingt nicht sehr höflich für die abwesenden Freunde! und doch habe ich vielleicht in diesen Wochen auch für Sie mehr gethan als sonst in Jahren. Freyheit bey geistigen Bedürfnissen, Mäßigung bey körperlichen gibt ein Gleichgewicht, das man vielleicht nur in einem Verhältniß wie das hiesige, erhalten kann. Ich habe mich sehr wohl befunden und bringe davon einige Zeugnisse mit.

Wahrscheinlich gehe ich Mondtag den 22. hier weg, und bleibe noch vierzehn Tage in Franzenbrunn, wo ich schon etwa zwölf

Tage verſucht habe zu trinken und zu baden, wobey ich mich vortrefflich befand. Hier habe ich viele alte Bekannte wieder geſehen; Niemand aber, ſo viel ich weiß, der Sie beſonders intereſſirte. Auch dießmal bin ich nicht weit vom Ort gekommen, weder nach Prag noch Töpliz; die Zeit geht aber ohnehin ſehr geſchwind herum wenn man eine Cur brauchen, ſich der Geſellſchaft nicht ganz entziehen und noch etwas arbeiten will. Ich weiß wirklich nicht, wo die drey Monate hin ſind. Nun ſteht meine Hoffnung zunächſt, meine lieben weimariſchen Freundinnen verſammelt wieder zu finden, und die Dienſtage die Mittwoche und was ſonſt noch feſtliches vorkommen mag, wieder mit zu feyern. Empfehlen Sie mich Herrn und Frau von Wollzogen zum allerſchönſten, ſo wie auch Frau von Stein. Grüßen Sie mir auch die lieben Ihrigen.

Goethe.

(Eigenhändig.)

Möchten Sie uns wohl theure Freundin, heute zu Mittag Ihre lieben Söhne und den Hofmeiſter[1] als Gäſte zuſenden? Einen wunderbaren Brief Werners theil ich mit.

Den 18. December 1808. G.

(Kleine Hand.)

An Frau Hofräthin von Schiller.

Morgen zu Mittag werden Herr und Frau von Reck[2] bey uns ein freundſchaftliches Mahl einnehmen. Es wäre ſehr ſchön theure Freundinn, wenn Sie auch von der Geſellſchaft ſeyn wollten. Ich bitte um ein Wort Antwort.

Montag den 3. April 1809. G.

(Kleine Hand.)

Sie ſind überzeugt, verehrte Freundinn, daß ich mich in Gedanken oft bey Ihnen aufhalte, und Sie nehmen es gut auf, wenn

[1] Abeken.

[2] Die auch am 17. November 1808 in Weimar waren, lit. Nachlaß I. S. 432.

ich mich mit Ihnen nach dem Evangelium, als einer treuen Nachbarin, über einen festergriffenen Vorsatz, welcher doch noch etwas mehr ist als ein gefundener Groschen, gutmüthig erfreue.

Aus beyliegendem Blättchen[1] sehen Sie, daß der Roman anfängt gedruckt zu werden. Lassen Sie Ihre guten Wünsche bey uns seyn, damit wir ihn bald nach Michael gebunden sehen. Es ist eine große Reise die mir bevorsteht und die sich leider nicht mit Extrapost machen läßt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und grüßen alles Liebe.

Jena den 1. August 1809.

Goethe.

(Eigenhändig.) Anfang August 1809.

Dank, liebe Freundin, für die Mittheilung![2] Es ist zwar ein sehr trauriger Anblick. Der Himmel geb uns frohere und sollten wir sie in der Athmosphäre des Königes[3] suchen.

G.

(Eigenhändig.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Tausend Dank für die guten Worte von Sich und der lieben Schwester, sie waren mir sehr erquicklich zu einer Zeit, wo doch manches Alberne über meine Arbeit[4] zu mir in die Klause dringt.

Möge die theure Entfernte doch ja den guten Vorsatz ausführen mir zu schreiben, damit auch durch Sie mein Muth belebt werde zu Ostern den ersten Theil der Wanderjahre herauszugeben.

Die besten Wünsche!

Den 24. November 1809.

G.

[1] Erstes Kapitel. „Eduard — so nennen wir" bis „unter ihr mit Vergnügen."

[2] Ueber Wolzogens Abreise?

[3] Von Sachsen, der am 8. in Weimar war?

[4] Die Wahlverwandtschaften. Goethe war namentlich über Knebels Bedenken ärgerlich. An Knebel 322.

(Eigenhändig.) (1809 oder 1810.)

Zum Abſchied, den ich hätte ſelbſt bringen ſollen, nur ein Paar Worte.

Möge es Ihnen und den lieben Ihrigen recht wohl gehen. Beyliegendes Ihrem guten Hausgenoſſen.[1] Ich ſpreche ihn darüber. Auch Ancillon folgt.

Wünſche gute Unterhaltung.

Frau v. Stein viel Empfehl. G.

(Kleine Hand.)

Es gehört eine Ueberwindung dazu, liebe theilnehmende Freundin, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal ſich äußern ſoll. Ihre guten Worte fordern mich indeſſen auf und ich kann nicht ganz ſtumm bleiben.

Wir haben dieſe Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan ſeyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die ſchönen und mitunter ſehr ſchönen Tage hin, ohne innre Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte ſich noch etwas ſehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einſame kritliche Hypochondrie erzeugt wird. Mir erſchienen nämlich nicht allein das Publicum, ſondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, ſelbſt die nächſten, immer unter jener Geſtalt des Tyrannen, der den Becher ſo lang in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein ſo kühnes Gleichniß erlaubt habe, ſo verzeihen Sie mir gewiß wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächſt hier zu thun iſt, beſchäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichſt eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zuſtand doch nur ein Scheinweſen iſt, das ehe man

[1] Abeken, der im Frühling 1810 nach Rudolſtadt abging.

ſich's verſieht, in eine ſehr unerfreuliche Wirklichkeit umſchlagen kann.

Indeſſen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimariſchen Lieben beſuchen und ſehen: denn ich finde höchſt nöthig mich von gewiſſen hypochondriſchen Einflüſſen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir ſeit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu ſchreiben, die man nicht vorleſen kann! Das iſt denn doch, wenn man's genau beſieht, ein pathologiſcher Zuſtand, von dem man ſich je eher je lieber befreien muß.

Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie

Jena den 27. April 1810. G.

(Kleine [R.] Hand.) (1810.)

Ihr letzter freundlicher Brief theuerſte Freundin, iſt zur guten Morgenſtunde angekommen und mir ſehr erquicklich geweſen. Man ſollte wirklich nicht alles mit ſich ſelbſt verarbeiten, ſondern manchmal eine kleine Beſchwerde führen, damit man ſo freundlich zurecht gewieſen und über ſich ſelbſt aufgeklärt würde. Kaum darf ich hoffen, Sie wieder zu ſehen. Denn ob ich mich gleich ganz leidlich befinde, ſo darf ich mir nicht viel zumuthen, und für kurze Zeit in Weimar wieder anknüpfen, um ſich ſogleich wieder loszureißen, wäre etwas, das mich mehr agitirte als vieles andre. Nehmen Sie deswegen vorläufig ein herzliches Lebewohl. Mögen Sie mich in meiner Abweſenheit erfreuen, ſo erzeigen Sie den Meinigen etwas Gefälliges, die ich wieder, wahrſcheinlich länger als billig iſt allein laſſe. Verſchaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen und empfehlen mich dieſer lieben Freundin aufs allerbeſte, die ich leider bey ihrer Durchreiſe nicht begrüßen kann. Tauſend Gutes und Liebes an Frau von Wolzogen! Wie ich im Wagen ſitze, um von hier abzufahren, ſo wird ſchon wieder für die Freundinnen gearbeitet, und zu Michael werden ſie genöthigt ſeyn, mit dem alten Wilhelm die Wanderſchaft anzutreten, wo ſie mancherley irdiſche und himmliſche Heilige begegnen

ſollen. Glücklicher weiſe habe ich wieder[1] eine von der erſten Sorte adoptiert und ich hoffe ſie nicht übel auszuſtatten.

Leben Sie recht wohl empfehlen mich an guten Orten und Enden. Da ich nicht weiß, ob ich Herrn Cotta hier ſehe, ſo lege ich ein Briefchen für ihn bey. Grüßen Sie ihn zum Schönſten und überreden ihn, daß er den Umweg nicht ſcheue.

Jena den 5. May 1810.

G.

(Eigenhändig.) (Ohne Datum.)

Frau Hofrath v. Schiller.

Da es heute ein ſo ſchöner Tag iſt komme ich nach 10 Uhr Sie in die Ausſtellung abzuhohlen. Gores werden auch hinkommen. Bitte um ein Wort ob Sie nicht verhindert ſind?

Goethe.

(Eigenhändig.) (1810.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Leider kann ich Ihren Wunſch, verehrte Freundinn nicht erfüllen. Da das Weſen erſt Oſtern erſcheinen ſoll habe ich auch kein Exemplar zu mir genommen. Die Aushänge Bogen in zwey Heften iſt das einzige was ich beſitze. Hätte ich ſie zu Hauſe wollt ich wohl ſehr gern dieſe ſenden. Durch ſo gute Gelegenheit ſende ich der Fürſtin ein Exemplar der n. Ausg. von Hermann u. Dorothea. Ich hoffe auf Frühlingsanfang. Aeußere und innere Leiden vermiſchen ſich ſo daß man kaum weis woran man iſt.

Der Ihrige.

G.

(Eigenhändig.) (1810?)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Befindet ſich, liebe Freundinn, in dem Ancilloniſchen Bande den Sie von mir haben, der Aufſatz sur les grands caractères

[1] Wie früher „die heilige Ottilie."

ſo erbitte ich mir ihn auf kurze Zeit. Ich ſehe Sie doch bald wieder in meiner Einſiedeley?

G.

(Eigenhändig.)

Hierbey ein Curioſum die ſonderbarſte Recenſion des ſonderbarſten Werkes. Bald mündlich über dieſe u. andre Seltenheiten.

G.

(Große Handſchrift. Unterſchrift eigenhändig.)

Das einzige Exemplar der Gedichte zum Feſtzug[1] iſt ſchon ſeit zwei Tagen in den Händen J. K. H. des Großherzogs, weswegen ich es bis jetzt noch nicht überſenden konnte. Sobald ich es wieder erhalte empfehl ich es einer freundlichen Aufnahme.

Mit den beſten Wünſchen

Weimar den 22. December 1818.

G.

(Kleine Hand.)

Frau Hofrath von Schiller Gnaden.

Erlauben Sie es, verehrte Freundin, ſo kommt mein Wagen morgen Sonntag früh um 11 Uhr, Sie abzuholen, da Sie denn eine kleine freundliche Geſellſchaft bey uns antreffen werden.

treulichſt

Weimar den 13. November 1819.

J. W. v. Goethe.

[1] Bei Anweſenheit des Kaiſers von Rußland.

V.

Frau von Stein,

geborne von Schardt.

Kochberg, den 5. Oktober 1782.

Ich danke Ihnen, liebe beste gute Frau von Lengefeld, daß Sie mir noch Ihren Segen nach Weimar [1] mitgeben, wohin der Weg wegen des übeln Wetters nicht sehr angenehm sein wird. Es scheint wirklich, der Himmel habe uns die einigen Tage leidlichen Sonnenschein zu unserer Zusammenkunft aufgespart gehabt. Jetzt sehe ich Ihre lieben Berge in schwarzgraue Wolken gehüllt, und die schöne blaue Ferne erscheint mir nicht mehr, wenn ich aus meinem Fenster hinübersehe.

Das Augenwasser, davor ich tausendmal danke, will ich meinem Manne zustellen. Der Geheimerath von Goethe ist den anderen Tag unseres Rendezvous in Oberhaßel [2] nach Weimar zurück, ich werde ihm etwas aus Ihrem Brief vorlesen, um ihm wohlzuthun. Wenn Sie auf Ihrer Reise [3] lieben Leuten begegnen, so gedenken Sie doch an mich zurück, die eben von Ihnen Getrennte, da mir Ihre Bekanntschaft theuer wurde.

[1] Sie kam am 7. zurück. Goethe an Frau v. Stein II. S. 253.

[2] Goethe schreibt am 2., eben zurückgekehrt. Das Rendezvous sollte schon am 22. September stattfinden, ebend. S. 250.

[3] Nach der Schweiz, die am Osterdienstag, den 22. April 1783, angetreten wurde. Während des Winters lebte Frau v. Stein in Weimar.

Ihren Fräulein Töchtern, die ich sehr lieb habe, sagen Sie recht freundliche Grüße von mir. Leben Sie wohl und bleiben gut Ihrer mit innigster Hochachtung und Freundschaft

gehorsamen Dienerin
von Stein, geb. von Schardt.

4. März 1785.

Vor erst danke ich meinem lieben Lottchen für Ihren Brief und für das herzliche Andenken, das Sie mir schenken, und versichere Sie, daß wir Alle mit Vergnügen an Sie denken.[1] Mein Mann ist gestern früh nach Gotha zum Deputationstag,[2] Frau von Reck[3] geht morgen wieder von hier weg. Sigmund Seckendorf ist preußischer Kammerherr und Gesandter an den sächsischen Höfen[4] ernannt; weil Sie eine Zeit lang mit uns gelebt, so interessieren Sie vielleicht unsre Neuigkeiten. Unsre gute Herzogin hat sehr gesunde Wochen, ungeachtet des Verlustes.[5] Uebrigens haben sich Liebende getrennt und Liebende wieder vereinigt, unter Letztere gehört Fritze V.[6]

Dem Herrn Schwager schicke ich mit vielen schönen Grüßen den Timoleon[7] und empfehle ihm die Mémoires de Mr. Scott[8]

[1] L. war mit ihrer Mutter und Schwester im Juni 1784 aus der Schweiz, wo sie sich im Französischen ausgebildet hatte, zurückgekehrt und im December, um Frau v. Reck zu sehen, nach Weimar gekommen, wo sie bei Steins wohnte. Am 27. December fuhr sie Goethe im Schlitten (III. S. 127), am 6. Januar 1785 gedenkt Goethe ihrer, an Knebel Nr. 54, als anwesend; in der Mitte Februars kehrte sie nach K. zurück (I. S. 412).

[2] Wahrscheinlich in Angelegenheiten des Fürstenbundes.

[3] „Diese sonderbare Frau ist auch wieder weg," schreibt Goethe schon am 6. Januar an Knebel.

[4] Geb. 1744. Er war früher in dem engsten Kreise des Herzogs und glücklicher Componist und Dichter. Seit dem Winter in preußischen Diensten, war er vom 23. Februar bis 18. März des Fürstenbundes wegen in W. Er starb schon am 26. April in Ansbach. Henriette an Knebel Nr. 31.

[5] Ihres neugebornen Kindes.

[6] v. Voß, die Briefe III. S. 320 erwähnt wird.

[7] Von Fr. Stolberg, den Goethe am 11. Januar an Frau v. Stein schickte.

[8] Henriette an Knebel Nr. 56. Die interessanteren Bücher gingen aus der herzoglichen Bibliothek von Hand zu Hand.

zu lesen, es ist ein außerordentlich interessantes Buch und kann Ihnen mit einander manchen angenehmen Abend machen.

Die Geschichte mit der eingeschlossenen L. ist mir bekannt, und zu weitläufig sie jetzt zu erklären, aber Frau von L.,[1] was ihr auch für Tugenden mangeln können, mangelt nicht die Barmherzigkeit, und ihr Mann mag auch noch so wunderlich sein, so hängt doch von ihr ab, sich eines Elenden anzunehmen; wenn dieser, eingeschlossen von seinem Wirth, Hülfe annehmen will, wird sie ihm gewiß gereicht. Ich will Ihnen die Geschichte einmal ausführlich, so viel ich nämlich davon weiß, schreiben. Leben Sie wohl, liebes Lottchen, und behalten mich recht lieb.

von Stein.

Weimar, den 25. April (1785).

Auf die Ankunft unsrer künftigen jungen Frau freue ich mich von Herzen, besonders weil es Ihre Freundin[2] ist. Mandelsloh ist gewiß ein guter und verständiger Mensch, und wird seine Frau glücklich machen. Es thut mir sehr leid, daß ich dem Herrn Schwager nicht mit dem Scott aufwarten kann; das Exemplar, was ich gelesen, war der Herzogin Mutter, wenn ich es wo anders ausmachen kann, so schicke ich es noch. Den de Luc habe ich schon längst lesen wollen; nun Sie ihn empfehlen, will ich nicht mehr säumen.

Unser auserlesen Lied „wie sie so sanft ruhen," ist der seligen Mlle. Schneider in Gotha,[3] bei ihrer Beerdigung, gesungen worden; ihr Leichenconduct in der Nacht, längs der Allee auf dem tiefen Schnee, womit Erde und Himmel bedeckt waren, und der schöne Gesang soll einen feierlich traurigen Eindruck gemacht haben;

[1] Lodberg.

[2] Sophie v. Gleichen, die am 1. Mai Hrn. v. Mandelsloh heirathete. I. S. 413.

[3] Der Freundin des Herzogs Ernst II. von Gotha. Knebels Nachlaß II. S. 239. Goethe — Stein III. 43.

es hat's uns eine Freundin von ihr erzählt,[1] die zugegen war; der einsam Zurückgebliebene hat dem Zug aus seinem Schloß mit vielen Thränen nachgesehen.

Der Papa Stein und das Brüderchen küssen Ihnen die Hände, auch einen freundlichen Gruß schließ ich bei von dem Geheimerath Goethe. Leben Sie recht wohl.

Ihre treue

von Stein.

(Kochberg, den 7. Oktober 1785.)

Ich danke Ihnen, liebes Lottchen, für Ihr gutes Zettelchen,[2] und schicke hier einen Brief von Fritz an Sie, und einen Gruß vom Geheimerath Goethe,[3] von dem ich heute einen Brief erhalten habe. Mittwoch[4] früh um neun Uhr gehe ich von hier weg, da denken Sie an mich. Mit dem Kleinen[5] hoffe ich Sie den Winter in Weimar zu sehen, und da kehren Sie bei mir ein.

Weimar, den 30. Januar 1786.

Gestern, liebes Lottchen, erhielt ich Ihren Brief vom 22. und schämte mich sehr auf Ihr Andenken zu meinem Geburtstag[6] nicht eine Sylbe geantwortet zu haben. Ich muß Ihnen ganz (einen Ausdruck der possierlichen Göchhausen zu gebrauchen) wie eine Nebenfreundin vorkommen. Aber Sie handeln recht, wie es einem in den allerliebsten Mährchen du palais de la vérité von der Madame Genlis gelehrt wird: „que la confiance aveugle et l'aimable indulgence forment les liens les plus doux qui puissent unir les coeurs.“ Wenn Sie das Mährchen noch nicht kennen, so empfehle ich es Ihnen.

[1] Amalie Seidler.
[2] Nach der Rückkehr von einem Besuch in R. Bd. I. S. 415.
[3] Goethe III. S. 193.
[4] Sie ging schon am 8. zurück, ebend. S. 194.
[5] Friederike v. Holleben, nachherige v. Gleichen.
[6] 25. December 1742.

Ihre Zeichnung ist allerliebst, wenn ich meinem Lottchen nicht alles Gute gönnte, so könnte ich eifersüchtig darauf sein.

Ich möchte Sie gern mit dem, was Goethe über Lavater's Magnetisieren [1] denkt, befriedigen, aber er ist der immer Schweigende; so viel sagte er mir, daß ihm der Zustand von Lavater's Frau nicht so wunderbar vorkäme als es schien, indem sie nur Dinge erkennt, wozu sie einen Theil ihrer Sinne nicht gebrauchte, die aber doch in den Kreis ihrer Ideen gehörten, und wäre nun ein Beweis, daß der Mensch zu den allerfeinsten Aperceptionen kann gestimmt werden, welches lang bekannt ist. Ich will doch sehen, ob ich das, was Weikert [2] darüber geschrieben, hier bekommen kann.

Ich habe manches Project gemacht, wie Sie durch eine Gelegenheit über Kochberg uns hier besuchen könnten, aber leider kommen nur immer Holzfuhren und keine anständige Equipage für mein Lottchen daher.

Nun etwas Wirthschaftliches. Vergessen Sie nicht, mir das Kalb von der Kuh, die so viel Milch gibt, zu verschaffen, wenn es ein Kuhkalb ist; hat es schon das Tageslicht erblickt, so lassen Sie es nur dem Engelschall sagen, daß er das Abholen besorgt, und wenn Sie noch mehrere solcher berühmten Kühe wissen, so handeln Sie mir ja alle Kälber davon ein. Sie sollen Ihre Freude daran haben, wie schön ich sie will erziehen lassen, und was für guten Rahm Sie bekommen sollen, wenn Sie mich in Kochberg besuchen werden.

Nach Carlsbad gehe ich gewiß.

Leben Sie recht wohl!

Ihre treue

von Stein.

Den 13. Mai 86.

Ihr Briefchen hat mich sehr gefreut, wenn gleich mein Herz seither der Freude entwöhnt ist. Mein Sohn, der Jagdpage, [3] ist

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 103.

[2] Weikert in Meiningen.

[3] Ernst, ihr drittes Kind, geb. 29. September 1767.

seit Weihnachten krank, und ist auch wenig Hoffnung zur Besserung übrig;[1] der Tod wäre mir das Erträglichste für ihn, aber ich fürchte, er wird noch lange mit Schmerzen zu kämpfen haben; und Krankheit und Mangel sind die zwei wirklichen Uebel, die meinem Herzen einschneiden, wo ich sie sehe; denn die übrigen Leiden hängen mehr oder weniger von unserer Vorstellungsart ab, gegen jene aber gibt's keine Waffen.

Ich muß Ihnen noch für die Adresse der schönen Kühe danken; schon jetzt milket eine zehn Maas des Tags, und ich kriege vortreffliche Butter. Die Kühe sind für 25 Thlr. eine bezahlt worden.

Weimar, den 20. August (1786).

Ich muß mich doch erkundigen, was mein Lottchen, die liebe Beulwitz und die liebe Mutter[2] machen, ob der Sprudel wohl bekommen ist, und ob die Nachhausereise glücklich war?

Lavater[3] wollte zu Ihnen nach Rudolstadt reisen, und mein Mann unterwies ihn, wie er reisen sollte, als zum Glück meinem Mann noch einfiel, daß Sie abwesend wären. Wie bedaure ich Sie, daß Ihnen die Freude entgangen ist. Ich bin wegen der Ankunft unseres Herzogs[4] noch acht Tage länger in Carlsbad geblieben,[5] aber ich habe Sie mit einander sehr vermißt.

Ich bin über Schneeberg zurückgereist, bis wohin mich Goethe begleitet hat.[6] Nun freue ich mich auf Kochberg, und da werde ich auch bald bei Ihnen in Rudolstadt sein. Leben Sie indessen wohl und empfehlen mich dem ganzen Hause.

Den 22. Sehen Sie nun liebes Lottchen, da habe ich schändlich meinen Brief liegen lassen, nun komme ich wohl eher als mein Brief; den 31. bin ich in Kochberg.

[1] Am 21. Mai schrieb Goethe, er habe Starkens Meinung mitgebracht.
[2] Die in Carlsbad gewesen waren.
[3] Der vom 18—20. Juli in W. gewesen war.
[4] In Carlsbad, wohin er am 1. reiste.
[5] Bis zum 14.
[6] Briefe III. S. 282.

(Kochberg, September 1786.)

Mein gutes liebes Lottchen! Hier etwas über unſre Luſtreiſe nach Jena. Mittwoch Abend gegen ſieben Uhr komme ich, und wenn es Ihnen recht iſt, fahren wir alsdann Donnerſtag früh nach Jena. Durch dieſen Boten ſchicken Sie mir gleich Antwort, auf daß ich Knebeln kann Nachricht davon geben. Ich eile mit unſrer Reiſe, um das gute Wetter mitzunehmen. Mein Mann reist Mittwoch früh von hier ab. Adieu Liebes, fare well, God bless you!

Den 8. September. Heute früh ſind alle meine Weimar'ſchen Freunde fort, laſſen Sie in ihrem Hauſe noch tauſendmal grüßen und haben mir's gedankt, daß ich Sie in ihr liebes Haus geführt habe.[1] Sie bahnen uns nun den Weg zu Knebeln.

25. December 1786.

Hundert tauſend Dank, liebes Lottchen, für's Briefchen und für die Hoffnung, ſo Sie mir machen, Sie bald zu ſehen. Ich hoffte, es ſollte noch dieſes Jahr geſchehen, um am letzten Tag mit uns in's Neujahrslied einzuſtimmen; ich habe mir eine große Punſchgeſellſchaft dazu gebeten.

Aus Rom habe ich viele hübſche Briefe vom Goethe, die ich Ihnen, wenn Sie zu uns kommen, will zu leſen geben. Daß er wieder zu uns zurück will, iſt gewiß ſein Vorſatz, aber der Himmel beſchließt manchmal anders, als wir gebundene Sterbliche wollen. Ein bischen unartig hat er ſeine Freunde verlaſſen.[2]

Sehr leid thut mir's, daß ich Sie nicht bei mir logieren kann, aber mein kranker Sohn und Fritz, den ich wieder bei mir habe,[3] nehmen mir allen meinen Platz. Wenn es nur ſchicklich wäre, ich glaube gewiß, Sie und Fritz würden ſich in einer Stube

[1] Wahrſcheinlich die Engländer, unter ihnen Heron. Briefe III. S. 258.

[2] Es ſcheint alſo doch, daß Frau v. Stein von dem Reiſeplan vorher nichts wußte.

[3] Nachdem er G's. Haus verlaſſen hatte.

gut vertragen. Aber mein liebes Lottchen muß außerdem fleißig bei mir ſein, denn ich habe nun einmal das erſte Recht auf ſie. Der Papa grüßt Sie recht ſchön und bewundert die ſchöne Weſte.

1. Juni (1787).

Den 11. Juni gehe ich von hier ab; meine Gedanken ſind beinahe mehr mit der Rückreiſe als Hinreiſe beſchäftigt, wo ich hernach den Kochberger Weg nach Rudolſtadt recht fleißig bereiſen will.

Wollen Sie wegen meines Sohns [1] durch die Beulwitz oder Ihre Frau Mutter der Erbprinzeſſin ein paar Worte ſagen, ſo iſt mir's lieb; nämlich eine Bitte, ihm bald eine Beſoldung zu geben, weil mein Mann nicht vermögend genug iſt, ſeinem Sohn einen ſtarken Zuſchuß zu geben, beſonders, da noch zwei Söhne ſo gut wie unverſorgt zu Haus ſind, wenn den einen der Tod nicht verſorgt, welches denn eben keine erwünſchte Verſorgung wäre. Ich muß Ihnen doch ſagen, daß es jetzt mit dem Kranken recht leidlich geht, und daß ich doch wieder anfange zu hoffen. [2]

Stellen Sie ſich vor, daß ich durch Goethe vom Graf Statella [3] ein Compliment bekommen habe; er hat ihn bei dem Gouverneur von Sicilien geſehen. Goethe hat des Caglioſtro Mutter und Schweſter kennen lernen, eine ehrbare arme Familie. Sagen Sie doch dem Beulwitz, daß er eine gewiſſe Schrift zu bekommen ſuche, welche ein ſicilianiſcher Rechtsgelehrter geſchrieben hat, und die zum Titel den Stammbaum des Joſephs Balſamo hat. Goethe hat mir's empfohlen, und es hat vermuthlich Beziehung auf Caglioſtro und ſoll intereſſant ſein. In Paris iſt's gedruckt worden.

Ich ſchmiere und ſchreibe durcheinander, daß es keinen Sinn hat, aber daß ich Sie liebe, den Ihrigen von Herzen ergeben bin, werden Sie fühlen und verſtehen.

Adieu Allerbeſtes.

[1] Wohl des älteſten, Karl.

[2] Er ſtarb auf der Reiſe nach Carlsbad. Knebel an Herder Nr. 50.

[3] Dem Malteſer, Goethe Werke XXIII. S. 299. Die Nachricht über Caglioſtro ebend. S. 314.

Kochberg, den 4. November 1787.

Haben Sie tauſend Dank, liebes Lottchen, für Ihre Liebe und Treue, die Sie mir mit Ihrer Gegenwart in Kochberg bewieſen haben. Es iſt beſſer wir gehen ohne Abſchied von einander, in der Hoffnung, uns bald wieder zu ſehen. Ich mußte heute einmal hier in die Kirche gehen, um kein Aergerniß zu geben, ſonſt wäre ich doch noch gekommen. Man erzählte mir heute, es ſei eine anſteckende Krankheit in Rudolſtadt, die tödtlich ſei. Ich bin recht beſorgt um ihr Haus, ſchreiben Sie mir ja bald, daß ſie Alle wohl ſind. Mittwoch früh acht Uhr gehe ich von hier ab. Ich bitte um den Egmont[1] zurück.

Ihre treue Freundin

von Stein.

(Weimar), den 28. December 1787.

Daß der[2] Vetter nicht zu mir gekommen iſt, hat mich recht gekränkt, ich intereſſiere mich für Alles, was Sie angeht. Schiller habe ich nur einmal geſehen.[3] Ich glaube, er ſieht nicht gar viel wirkliche Menſchen, um mit ſeinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun.

Goethe ſchreibt mir alle Sonntage und iſt glücklich, fröhlich und ganz ſelig. Im letzten Brief[4] ſchickte er mir aus ſeiner umgeſchmolzenen Claudine einen Vers; hier iſt er:

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für ſich allein;
Liebe kommt euch raſch entgegen,
Aufgeſucht will Treue ſein.

[1] Den Goethe am 1. September abgeſchickt hatte. Werke XXIV. S. 96. Daß er bei Frau v. Stein angekommen, weiß Goethe am 27. Oktober, ebend. S. 131. Auf ihr Urtheil bezieht er ſich am 8. November, ebend. S. 145—148. 162. 167. Sie war mit Klärchen nicht zufrieden.

[2] Wilhelm v. Wolzogen.

[3] Im Auguſt.

[4] Dieſer Brief fehlt. Claudine wurde zu Anfang November angefangen und am 6. Februar 1788 fertig abgeſchickt. Darüber, daß das Liedchen Frau v. Stein gefallen hatte, drückt er am 8. December ſeine Freude aus. Werke XXIV. S. 162.

Heute iſt mein Mann wieder von Gotha zurück und hat mir viel ſchöne Sachen zum hl. Chriſt beſcheert, und iſt ſo artig gegen mich, daß ich allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünſchte. Die arme Imhoff iſt deſto unglücklicher.[1] Mein Herz blutet oft ihretwegen, und meine arme Mutter ſchmerzt mich, eins von ihren liebſten Kindern ſo unglücklich zu ſehen. Ach, wenn man immer wüßte, wie Alles endigt, wie würde man ſich fürchten, anzufangen.

Knebel grüßt Sie ſämmtlich recht herzlich, und Sie ſollen ihn ein wenig im Andenken behalten.

Sie wünſchen einige Wochen hier zuzubringen, liebes Lottchen, und ich hatte Ihnen ſchon ein Quartier in Goethe's Haus ausgemacht, aber da logiert jetzt ein Italiener, und es möchte nun nicht ſchicklich ſein. Bei mir ſelbſt hat es auch allerhand Schwierigkeiten, und da ich die Ordnung liebe, möchte ich's doch auch meinem Gaſt nicht fehlen laſſen.

(Weimar), den 12. Januar 1788.

Könnte nur der Bote, der mir Ihren Brief vom 4. Januar brachte, warten; ich wollte meinem lieben Lottchen recht viel ſchreiben. Verjagen Sie ja die trüben Wolken aus Ihrer Seele;[2] über alle Uebel kann man Herr werden, außer nur nicht über Mangel und Krankheit; an beiden leiden Sie nicht, und eine liebe Schweſter haben Sie auch um ſich; ermuntern Sie auch Ihre Frau Mutter. Wenn ich nur immer mit Ihnen ſein könnte! Grüßen Sie ſie tauſendmal, ſo auch meine gute Beulwitz. Das Project, bei Voßens zu logieren, habe ich gehofft, ſollte gehen, doch ſehe ich aus Ihrem Brief, daß Sie noch keine Antwort darüber haben.[3]

Der Italiener, auf welchen Sie neugierig ſind, iſt der Sohn

[1] Mit ihrem Manne, der im Auguſt 1788 in München ſtarb.

[2] vergl. Bd. I. S. 50. Herons Abreiſe mochte wohl an dieſer Verſtimmung ihren Theil haben.

[3] L. logierte im Februar bei Frau v. Imhof und erneuerte Schillers Bekanntſchaft.

von Goethe's Hauswirth, ein Zuckerbäcker in Rom, und ſoll die Herzogin Mutter auf ihrer Reiſe nach Italien begleiten. Goethe hat ihn ihr geſchickt, weil ſie Niemand um ſich hat, der die Sprache verſteht. Alles will nach Italien bei uns; ich ſage Alles, und es iſt doch nicht ſo ganz wahr; ich ſelbſt lobe mir mein Zuhaus, und wem zuhaus nicht wohl iſt, dem iſt nirgend wohl, und iſt nur eine ſolche Reiſe eine Palliativcur.[1] Ein andres iſt's in der Jugend, welche glaubt, es ſei noch außen herum etwas zu finden. Meine arme Schweſter iſt wie ein Schatten aus dem Grabe, ihr Blühen und ihre Munterkeit iſt alles dahin; noch iſt's nicht decidiert, ob die Trennung vor ſich geht. Wollte Gott, es geſchehe!

Ich danke Ihnen für's Liedchen. Hier iſt wieder ein Liedchen aus einem von Goethe's Stücken.[2] Geben Sie es nur nicht weiter. Ich male an meiner letzten Landſchaft; ſobald ſie fertig, komme ich nach Kochberg und klebe ſie auf.

(Weimar), den 18. November 1788.

Es hat mir ſehr leid gethan, daß Sie nicht, liebes Lollochen, bei Ihrem erſten Vorſatz den Freitag in Erfurt zu bleiben, beharrt haben. Die Pferde waren ſchon beſtellt, und ich wäre mit der Imhoff gekommen, Sie ein paar Stunden zu ſehen.[3] Mein Bruder wird Ihnen geſagt haben, daß vom Imhoff'ſchen Vermögen doch noch ſo viel übrig iſt, daß ſeine Frau und Kinder zu leben haben. Sie nehmen ja an der Imhoff Schickſal Theil.

Die Viſite vom Onkel iſt alſo doch erträglich abgelaufen. Man bildet ſich oft ein, unſere Moralität hinge mehr von uns ab, als es wahr iſt. Ach! die Thorheiten überfallen manchmal den Menſchen eben ſo wie die Krankheiten.[4]

Ich danke Ihnen für Ihre Oſſian'ſche Ueberſetzung.[5] Die

[1] Goethe.
[2] Wohl aus Erwin und Elmire.
[3] Schiller und Lotte S. 110.
[4] Goethe hatte damals das Verhältniß mit ſeiner ſpätern Frau angeknüpft.
[5] Schiller und Lotte S. 205.

Stelle gefällt mir besonders wohl, wenn er von der Sonne sagt: „Daß du schläfst in deiner Wolken Gruft, höreſt nimmer, wenn der Morgen ruft.“ Unſre Engländer können nicht begreifen, daß uns Oſſian ſo leicht iſt; ich begreife hingegen nicht, daß ihnen Klopſtock ſo leicht iſt.

Die Boten eilen, leben Sie wohl, der Schweſter viele tauſend Grüße!

Den 13. Januar 1789.

Mein allerliebſtes Lollochen!

Sie verzeihen mir's doch ja, daß ich eine ſo ſaumſelige Schreiberin bin,[1] doch geht gewiß kein Tag vorbei, wo ich nicht an Sie denke.

Meine Schweſter hat endlich ihre beſchwerliche Reiſe im offenen Schlitten[2] in dieſer ſtrengen Kälte zurückgelegt; vorigen Sonntag bin ich ihr bis Jena entgegen gereist, zu Mittag waren wir bei Knebeln, welchen wir mit herüber genommen.[3] Meiner Schweſter Reiſe iſt überhaupt ſehr glücklich geweſen, alle die Verdrießlichkeiten mit ihrer Kinder Vormund ſind geſchlichtet, und er hat ſich gegen ſie ſehr freundſchaftlich betragen. Der kleine Ernſt iſt bei einem guten Erzieher in Bayreuth unter ſeinen Verwandten, und meiner Schweſter Vermögensumſtände immer beſſer, als man's erwarten konnte.

Es iſt mir auch lieb, daß Schiller eine Beſtimmung kriegt;[4] bloß in der Autorſchaft zu leben, iſt gewiß nicht gut. Daß Wiedeburg[5] todt, iſt mir recht nahe gegangen; den Abend, ehe er ſtarb,

[1] Schiller und Lotte S. 217 ſchreibt Lotte am 15. Januar: „Von der Stein hörte ich lange nichts.“

[2] Ebend. S. 208.

[3] Düntzer, Freundesbilder S. 494.

[4] Worauf ſich die Meinung gründet, Schiller habe die Profeſſur Frau v. Stein zu danken (Briefe von Goethe an Friedrich v. Stein S. 7), iſt mir unbekannt.

[5] Profeſſor der Philoſophie zu Jena, geb. 1733, war am 1. Januar geſtorben.

hat er Knebeln noch einen recht launigen Brief geschrieben und ihm einen Kalender geschenkt, und nun sind seine armen Kinder ohne Brod. Die Griesbachen[1] handelt wie Mutter an ihnen. Wie wir in Jena waren, schickte uns der alte Büttner[2] sein Gesicht frisch in Gyps abgegossen, nämlich die Form, die war aber noch ganz weich. Wir ließen ihn bitten, uns lieber sein eigenes Gesicht zu präsentieren, aber es war leider zu spät, und wir fuhren fort, ehe er seine Toilette gemacht hatte; es hat mich der kindische Einfall recht gelächert. Wie weh wird mir's thun, wenn auch der gute Alte dahin muß, und — wo fliegt's hin?

Ich habe die Gräfin Bogda kennen lernen, die sich in Jena curieren läßt, es ist eine lustige Frau; sie liebt das Leben außerordentlich und sagte mir, das gewisse Plätzchen hier wäre ihr lieber, als das ungewisse, was da kommen sollte. Ich habe keine Anhänglichkeit daran und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde.[3] Aus des Aeschylus und Sophokles Tragödien kann man sehen, daß die nämlichen Leiden damals in der Menschheit zu Hause waren, wie jetzt, man findet darin tiefe Gefühle davon. Eben kommt Knebel und grüßt Sie recht schön, er gibt sich viele Mühe, den Volney zu schaffen, hat ihn aber nicht bekommen können.[4]

(Weimar), den 28. Januar 1789.

Gewiß, mein liebes Lottchen, sind Sie meinem Herzen eingegraben, und wie auch mein Stillschweigen[5] sein könnte, so würde darin meine Correspondenz mit Ihnen nicht aufhören. Mich freut herzlich, daß endlich die guten Prinzenkinder sich in der Welt umsehen sollen, und davon auch etwas zu unserem Genuß zurückfällt.

[1] Seine Schwägerin.
[2] Der Bibliothekar.
[3] Goethe.
[4] Lotte an Knebel S. 84.
[5] Schiller und Lotte S. 226.

Auf künftigen Winter will ich Ihnen und den Ihrigen alles arrangieren; für 6 Gr. haben Sie Drei zu eſſen ohne Brod und Trank und bleibt noch etwas für den Abend übrig. So eſſen jetzt Lichtenbergs aus dem Gaſthof, und ſind zufrieden.

Wegen der Reiſe nach Lauchſtädt[1] will ich mir noch eine Möglichkeit denken mit Ihnen zu gehen, wenn ich gleich einem großen Hinderniß entgegen ſehe, nämlich dem, daß ich mich ſchon mit Egloffſteins engagiert habe nach Ems zu gehen, welches Bad mir der Medicus empfohlen. Weil ich aber ſchon im April dieſe Reiſe thue, und Sie vermuthlich die Ihrige ſpäter, ſo ginge ich auch noch mit Ihnen, wenn mein Geld bis dazu hinreicht. Daß ich dieſe Reiſe thue, weiß hier noch Niemand, ich ſage Ihnen das nur unter uns.

Schiller bat ich letzt zu Tiſch; Madame Reinhard von Gotha,[2] welche bei mir war, wollte ihn gern kennen lernen, aber ungeachtet ich ihm zweimal darum anlag, ſchlug er mir's doch ab, weil er zu viel zu thun habe.

Moritz[3] hat ihn einigemal beſucht, aber er enthält ſich aller Geſellſchaft. Moritz werden wir nun bald verlieren, weil er im Februar mit dem Herzog nach Berlin geht. Wie viel er meinen Kopf ſchon aufgeklärt hat, kann ich Ihnen gar nicht ſagen, er iſt wie ein überirdiſches Weſen, ſo rein, ſo gleichmüthig, und zu jedem Weſen läßt er ſich herab und bleibt doch vornehm in ſich. Wenn er den Sommer einmal wieder hierher kommen ſollte, wird er mich in Kochberg beſuchen, und dann bringe ich ihn Ihnen.

Schreiben Sie mir doch, wie viel Stuben Sie brauchen, denn

[1] Lotte am 26. „Es hält uns dann nichts in R. und wir machen allerlei Pläne, Jena wird nicht vergeſſen."

[2] Die Seidler, penſionierte Pflegerin der im Jahr 1784 geſtorbenen Prinzeſſin Luiſe, 1785 mit dem Oberbibliothekar Reinhard in Gotha verheirathet. Frau v. Stein hatte ihr durch Goethe 1785 eine Gratifikation ausgewirkt. G. Stein III. 159 und 160.

[3] Der die Monate December und Januar auf ſeiner Rückreiſe von Rom in W. zubrachte.

das Quartier wird das Schwerſte zu finden und das Theuerſte hier ſein; Holz thun Sie am beſten wagenweiſe auf dem Markt zu kaufen. Das wollen wir ſchon mündlich noch mit einander abreden. Ich freue mich herzlich über dieſe Hoffnung.

Der Brief im Februarheft des Merkurs von Neapel iſt von Goethe, welchen er jetzt geſchrieben zur Antwort eines Handbriefs von Knebel, welchen letzten er ihm aber übel genommen, aber es bleibt unter uns.[1]

Den 29. März (1789).

Ich war in der Meinung, mein beſtes Lottchen, ich hätte Ihnen ſchon wegen der Veränderung Ihrer Frau Mutter[2] geſchrieben. Mich freut es, daß ſie ſich an dieſem Platz gefällt, und ich finde es in vielem Betracht gut, nur fürchte ich, ich werde Ihr Haus darüber nicht mehr ſo viel genießen können, ich müßte denn auch zur Theegeſellſchaft der Prinzeſſinnen aufgenommen werden; im Grund bin ich den Kindern gut.

Ich war den Winter immer nicht wohl, und da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühſame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang geweſenen Freund[3] liegt mir auch manchesmal wie eine Krankheit auf, und iſt mir nun wie ein ſchöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie ſehen werde, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, das ich nicht ſchreiben mag.

Mein Fritz iſt Hofjunker und Kammeraſſeſſor geworden,[4] doch geht er erſt auf die Univerſität.

[1] S. Düntzer, Freundesbilder S. 494. Goethe an Knebel auch am 28. Januar Nr. 84.

[2] Die aufs Schloß zu den Prinzeſſinnen zog.

[3] Am 15. Februar hatte Goethe noch die erſte Scene des Taſſo bei Frau v. Stein vorgeleſen (an Knebel Nr. 85. Knebel an Henriette Nr. 86); am 19. hatte ſie nach der Vorſtellung des „ſchwarzen Mannes“ Goethe's Beſuch abgelehnt (Briefe III. S. 325).

[4] Lottens Glückwunſch vom 6. April, Briefe von Goethe an Fritz v. Stein S. 126.

Es sind noch viele Avancements hier vorgegangen, die Sie im Weimar'schen Wochenblättchen lesen können. Vorgestern ist die älteste Fräulein Volkstädt gestorben. Das sind alle unsere Neuigkeiten.

Haben Sie im Cahier de lecture la folle en pélerinage gelesen? Es ist ungemein hübsch erzählt und die Romanze allerliebst.[1] Ich möchte nur wissen, von wem sie wäre.

Tausend Grüße an Ihr liebes Haus. Das Gedicht über die Kunst[2] hat mir ungemein gefallen, ich lese es immer wieder. Vom Schiller höre und sehe ich nichts. Er hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache mehr für die Menschen hat.

Wiesbaden, den 27. Mai 1789.

So bald werden wir uns noch nicht wiedersehen, doch bleibt mir's eine angenehme Hoffnung auf den Herbst, wo ich dann die Früchte Ihrer mir so theuren Freundschaft genießen werde. Ich gehe den 4. Juni nach Ems und bleibe daselbst noch vier Wochen.

Ich bin hier sehr einsam und habe bis jetzt keine Bekanntschaften gemacht, als nur mit der schönen Gegend. Im Herweg lernte ich aber doch Frau von Laroche kennen, und sie gefiel mir sehr wohl.[3] Ich kann nicht sagen, daß ich mich nach neuen Bekanntschaften sehne, ich will lieber meine alten Freunde im Herzen allein verwahren.

Daß Madame Osterwald weg ist, wird Ihnen Fritz geschrieben haben; lassen Sie die kleine Line sich in Ihrer Gesellschaft bilden; geben Sie ihr täglich etwas Französisches abzuschreiben aus einem guten Schriftsteller, das hilft mehr als man denkt; lassen Sie sie die deutsche Geschichte von Schmidt lesen, und die Geographie von Büsching, die Landkarte vor sich; wenn sie nur alle Tage vier

[1] Es ist bekanntlich der Stoff zu „der Müllerin Verrath."
[2] Schillers Künstler.
[3] Von Goethe's Mutter schweigt sie (Briefe III. S. 331).

Stunden dazu ein Jahr durch nimmt, kann sie schon das Nothwendigste für sich lernen, und dieses ist nichts Schweres. Ihrer Frau Mutter sage ich tausend Empfehlungen, und so auch der lieben Beulwitz. Ich wünsche, daß der Reisende[1] alle seine Humors in fremden Ländern lassen möge. Adieu, mein bestes Lottchen.

(28. oder 29. December 1789.)

Liebes Lottchen, ich muß mit Ihnen schmälen, daß Sie so lange weggeblieben; ich muß Sie aber heute noch sprechen wegen S. Ich habe mit dem Herzog gesprochen;[2] kommen Sie nur eine Viertelstunde zu mir um vier Uhr, da bin ich allein, ehe Sch(iller) geht.

(6. März 1790.)

Liebes Lollochen! Mit jedem Sonnenblick verbinde ich den Gedanken, daß er mich bald zu Ihnen führen soll. Ich danke Ihnen für Ihre lieben Zeilen von heute, die ich schon früh im Bette erhielt. Ich würde mich gut zu Ihrem einsamen Leben schicken, aber so bald darf ich meinen Mann noch nicht verlassen, der sich immer mit dem Gedanken quält, daß er den Verstand verliert; sonst käme ich schon jetzt und bliebe vierzehn Tage bei Ihnen.

Nun etwas von unsern Bekannten! Knebel ist ganz toll; wir haben uns über die Franzosen so entzweit, daß er in acht Tagen nicht wieder zu mir kommen will. Goethe reist der Herzogin Mutter nach Italien entgegen und zwar, wie ich gehört, in wenig Tagen. Lips hat die Herzogin gezeichnet, sehr ähnlich, aber in keinem angenehmen Blick. Herders sah ich schon lange nicht; das letztemal besuchte ich sie nur auf eine Stunde und traf Wieland und Knebel dort an. Sie stritten sich so heftig, als ich hineinkam, daß sie alle zugleich schrieen. Endlich kam die Rede auf Schiller, von dem Wieland sehr gut sprach und ihm ein schönes

[1] Hr. v. Beulwitz.

[2] Wegen der Pension von 200 Thlr. (Schiller an K. II. S. 158.) Diese hat Frau v. Stein Schiller verschafft, nicht die erste Anstellung in Jena.

Prognostikon auf sein künftiges Glück stellte. Ich fügte den Engelscharakter seiner Frau hinzu; darauf stieg Wieland auf und sagte, dafür müßte er mir die Hand küssen. Ich weiß nicht, warum ich da seine Dankbarkeit verdient, aber so viel weiß ich, daß er mir nun lieber ist, da ich ihn als Ihr beider Freund erkannt habe.

Ich habe orientalische Erzählungen, die Herder gehören, von Ihnen mitbringen sollen und sie vermuthlich liegen lassen; ich bitte also mit nächstem darum. Das Zeitungsblatt kann ich noch nicht schaffen.

Tausend Grüße an die liebe Caroline und unsern Schiller. Grüßen Sie auch die Griesbachs von mir. Adieu, Liebes, Bestes!

Ihre getreue

Stein.

17. (März 1790.)

Für's erste danke ich Ihnen, liebe Lollo, für Ihre horazische Ode. Der Caroline habe ich nicht geantwortet, weil ich glaubte, sie bald selbst zu sehen; nun gehe ich aber auf den Freitag nach Kochberg und komme erst vor Ostern zurück.

Ich hätte Ihnen eigentlich viel zu sagen, aber ich werde immer gestört und bin nicht allein.

Noch eine Anfrage muß ich herzusetzen. Könnte Schiller die hier beigeschlossene Uebersetzung einer englischen Komödie vielleicht an einen Buchhändler verhandeln für was ihm gut dünkt? Ich bin darum ersucht worden.

Ich werde in dem Brief so entsetzlich gestört, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich schreibe. Meine Gesundheit ist leidlich, ohne Zahnweh; möge mein gutes Lollochen mit Schiller und Caroline nur auch wohl sein!

Fritz wird's mit der Zeichnung besorgen.

von Stein.

Sobald wie möglich muß ich Sie miteinander sehen; Sie sind mir am Herzen wie meine Kinder.

Weimar, den 25. April 1790.[1]

An Ihrem Brief freut mich am meiſten, daß Sie glücklich ſind. Daß es die Mutter wegen ihrer Sorglichkeit nicht ſo iſt, ſchreiben Sie dem ſchwerer nehmenden Alter zu; ich fühle an mir ſelbſt, daß dieſes eine Eigenſchaft der ſich häufenden Jahre wird, zu der uns die Erfahrung berechtigt, welche man aber wegwerfen muß, wenn es zu nichts dient, als unſere Vorſtellung zu trüben; laſſen Sie uns alſo in einer erhöhteren Ausſicht in's Weite ahnen!

Knebel iſt fort und hat Sie, vermuthe ich, in Rudolſtadt beſucht, wenigſtens war es ſein Vorſatz. Ich ſehne mich recht, mit Ihnen in Jena zu ſein, aber wo mit dem Stein hin? Seine Hypochondrie benimmt ihm alle Geiſteskräfte, und ich darf ihn gar nicht verlaſſen; aber ich ſuche es doch möglich zu machen.

Frau von Berlepſch war einige Wochen hier. Es iſt eine angenehme Frau; am liebſten ſpricht ſie von Liebe, habe ich ihr abgemerkt. Sie wollte nach Jena, Hr. Schiller kennen zu lernen und bedauerte ſehr, wie ich ihr ſagte, daß er abweſend ſei. Ich hätte ſie dahin begleitet.

Der Herzog iſt auf einige Tage hier. Krieg wird ſchwerlich, ſondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen geſagt wird: gib mir das — oder laß mir das — ſonſt ſchlag' ich zu.

Sonnabend, Ende April 1790.

Nur in Eil, liebe Beſte, bitte ich um die Erlaubniß auf einige Tage bei Ihnen zu ſein, und werde auf den Dienſtag mich mit der Mandelsloh und meiner Schweſter auf den ſchönen Weg machen. Heute iſt mein Kopf ſchwer und meine Hand zitternd; bei Ihnen ſoll Alles wieder gut werden.

Geſtern Abend hat der Herzog Ihnen beiden viel Glück prophezeit.

[1] Nach Rudolſtadt geſchrieben, wo Schiller die Ferien zubrachte.

1. Mai 1790.

Für die guten Tage, die ich bei Ihnen genossen habe, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ihr guter Geist hat mich begleitet, und ich hoffe auch ferner auf ihn. Hier bin ich vorerst von traurigen und lächerlichen Scenen der Wassersnoth unterhalten worden; gestern ging ich selbst, einige eingestürzte Häuser zu sehen. Ein Taglöhnersmädchen erzählte mir, wie ein alter kranker Mann von ihrer Familie, den sie nicht wegbringen konnten, sie gehen hieß und sich gelassen dem Wasser ergab, sie aber dennoch blieben, eine Bleiche nach der andern einstürzen hörten, der Wind ihnen zuletzt das Licht auslöschte und sie so in der Erwartung ihres Endes doch den Morgen wiedersahen. Meiner kleinen Schwägerin gibt man Schuld, sie habe gesagt: ach! wer wird mich retten! 2c. 2c.

Der Caroline habe ich gestern durch einen Kochberger Boten geschrieben und ihr erzählt, wie glücklich ich bei Ihnen war. In Kochberg hat uns das Wetter wenig geschadet. Hier hat es auch dem Egloffstein für 600 Thlr. Baumaterialien weggeführt, sein Waschhaus eingerissen und den Waschkessel in die weite Welt geschwemmt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Weimar alle Unglücke immer im Mai beträfen. Unterdessen sind die Leute doch im Vauxhall wieder lustig gewesen; ich traf bei meiner Ankunft noch volle Gesellschaft und Musik drinnen an.

Herrn Schiller sagen Sie tausend schöne Grüße von mir; er soll ja fleißig spazieren gehen, dieses gehört noch zu seiner übrigen Mäßigkeit, sonst möchte er auch noch einmal sagen: „dann über Büchern und Papier, trübsel'ger Freund, erschienst du mir!“

Die Imhoff grüßt Sie recht freundlich. Wegen Graf Dürkheim habe ich meine Mutter gefragt; sie glaubt, es habe ihm Jemand in Jena etwas gegen Schillers Vorlesung gesagt,[1] wenigstens habe sie es aus einer Antwort, welche Herr von Türk, auch ein Meininger Student, ihr darüber gab, schließen können. Das Wahre und Gute muß doch endlich siegen, und so wird Schiller überwinden.

[1] Offenbar eine politische Denunciation.

Weimar, den 5. Mai 1790.

Die kleine Abhandlung von Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben sein, wenn einmal die Welt zu einer solchen vollkommenen Staatsverfassung gestiegen ist. In diesen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arznei-Wissenschaft und ebenso vollkommene Physikkenntniß; erstere um den verzehrenden Krankheiten zu steuern und letztere die zerstörenden Naturphänomene abzuweisen; und ich glaube auch dran, daß beide Uebel diese zwei so wichtigen Künste zu ihrer möglichsten Vollkommenheit herauspressen werden.

Ich schicke Ihnen die Blätter noch nicht, Fritz will es lesen. Die Thalia kommt auch noch nicht, ich hab's der Herzogin geben müssen. Die metaphysische Unterredung des Prinzen und des H. v. F.[1] ist sehr interessant; die hatte sie nicht gelesen, und ich den Anfang nicht. Schicken Sie mir doch das fünfte Heft; ich habe es allerwegens so rühmen hören; noch gestern sagte mir die Herzogin viel Schönes davon. Sie haben mir das heimliche Gericht[2] versprochen: ich fordere so Alles geradezu, liebe Lollo, weil ich wohl weiß, daß Sie mir es gern geben.

Die Schrift von Müller hat Herder auf's Land gelehnt, Sie werden sie aber bald bekommen.

Sonnabend, (Juni 1790).

Die ganze Nacht war ich im Traum bei Ihnen, nun sage ich Ihnen hier einen guten Morgen. Ihren lieben Brief vom Dienstag und die Musik habe ich erhalten und danke Ihnen recht sehr für alles Liebe und Gute, was Sie mir darin eingeschlossen.

Hier folgt Gustav zurück, es hat mir aber nicht recht gefallen, es war mir oft langweilig. Den dreißigjährigen Krieg von Schiller werde ich lieber lesen.

Ich werde gewiß, wenn es angeht, auf einige Tage wieder

[1] Im Geisterseher.
[2] Von Huber.

zu Ihnen, geliebte Freunde, kommen, und zwar mit der Imhof, und im Schloß logieren. Heute kommt die Herzogin von Curland und bleibt ein paar Tage. Bode ist verliebt in sie; sie hat ihn immer Väterchen geheißen. Die Herzogin bittet ihr alle schönen Geister bei Hofe, und dem Coadjutor hat sie einen Husaren geschickt, der muß ihr, weil es eine hübsche Frau ist, die Cour machen.

Adieu, liebe Beste! Zuvor noch etwas! Die Charlotte Kalb hat mir zum erstenmal von ihren griefs gegen Sie und Schiller gesprochen und meint, Sie beide hätten sie nicht des Vertrauens gewürdigt, das sie verdient hätte. Ich wußte gar nicht recht, was ich antworten sollte, wenn ich mir gleich Schillers und Ihr Betragen zurecht legen konnte. Mündlich ein Mehreres; ich glaube doch, sie ist noch Schillers Freundin.

Weimar, den 16. Juni 1790.

Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugedacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihren vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.

Kommen Sie ja und trinken Sonntag früh Kaffee bei mir; Sie können wohl auch den Mittag und den ganzen Tag bleiben. Karl ist fort[1] und hat Ihren Gruß nicht mehr bekommen, er hat das Bild, das ich für Sie gezeichnet habe, entführt; aber ich habe wieder eines angefangen, noch ähnlicher, und in wenig Tagen ist es fertig und wird mit vielem Vergnügen zu Ihnen reisen.

Den Geisterseher schicke ich bald zurück; indessen kommen hier verschiedene von Ihren Büchern, die lange bei mir gewohnt haben. Was haben Sie denn für eine possierliche Gewissenhaftigkeit, Ihres

[1] Nach Mecklenburg, wo er angestellt war.

Mannes Werke nicht zu verleihen? Es ist ja bekannt genug, daß sie sich selbst empfehlen.

Daß Sie nicht immer in unserer Nähe bleiben werden, ist wohl gewiß, und ich bin besonders übel daran, weil mir das Schreiben ein zu ärmlicher Genuß ist mit meinen Freunden zu theilen. Madame Geoffrin hat gesagt: jamais ce qu'on dit à son amie ne peut-il valoir ce qu'on sent à ses côtés.

Auf den Sonntag erwartet man die Herzogin-Mutter. Der Coadjutor war vorigen Sonntag hier, er war allerliebst, und ist mir's noch mehr, weil er Ihnen und den Ihrigen hold ist. Er hat mir ein allegorisches Gemälde versprochen, das ihm schon zum Voraus Spaß macht. Lassen Sie sich das heimliche Gericht von ihm zurückgeben; ich habe es ihm auf sein Verlangen geliehen. Dieses Drama hat mir sehr wohlgefallen; Sie hat nun Schiller schon mehr zur Kunstrichterin gebildet.

Ihre treue

Stein.

Weimar, den 28. August 1790.

Ich hoffte immer, Sie sollten bei dem schönen Mondschein unsern Vauxhall besuchen, aber nun hat ihn das gestrige Gewitter entführt; unser nächstes Wiedersehen wird wohl in Rudolstadt sein. Den 6. September gedenke ich nach Kochberg zu gehen. Ich schicke Ihnen indeß mein Bildchen zum Andenken.

Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Sie sie zu belästigen, so hätte ich Ihnen einmal unsere lustige Engländerin [1] gebracht mit ihrem Begleiter; sie würden Ihnen gewiß gefallen haben. Wieland war recht grob gegen diese Fremde; wie, erzähle ich Ihnen, wenn wir uns sehen.

Hier das heimliche Gericht in einer andern Gestalt. Aus dem Geisterseher muß ich mir noch einiges ausziehen; es ist ein schönes

[1] Bd. I. S. 430.

Werk und wichtige Gedanken des Lebens darin auf- und untergewogen. Was wird aus dem Armenier werden?

Auf den Dienstag habe ich mir vorgenommen, dem Coadjutor noch ein Lebewohl zu sagen; er wird, wie es hier heißt. in weniger Zeit Erfurt verlassen, welches mir sehr leid thut.

Sonntag früh den 8. November (1790).

Endlich läßt sich die Sonne wieder sehen, und unter ihrem freundlichen Einfluß wende ich meine Gedanken zu meinem lieben Lollochen, denn ich war die Tage her immer in trauriger Gesellschaft von meiner Mutter. Vorgestern früh ist mein Vater gestorben im achtzigsten Jahr; er hat die schöne Welt sehr ungern verlassen.

Ich sehne mich Sie bald bei mir zu sehen. Grüßen Sie Schiller aufs Beste. Jetzt lese ich den dreißigjährigen Krieg der Herzogin vor, die ihn aber schon einmal für sich gelesen hat, und es macht uns viel Freude. Ich wollte, Schiller hätte für jeden Buchstaben einen Dukaten.

Den 28. December (1790).

Mein allerbestes Lollochen, wie danke ich Ihnen genug und unserm Schiller für die guten Bissen, so Sie mir geschickt haben.[1] Es ist mir das Liebste, was mir zu meinem Geburtstag geschenkt worden, denn es hat ganz den Anstrich Ihres treuen Herzens, und wie artig, daß Sie mir von demjenigen, der Ihnen am theuersten ist, etwas geben können, ohne etwas dabei einzubüßen.

Ich freue mich Sie, Liebe, auf den Freitag einige Stunden zu sehen und mir damit mein altes Jahr so angenehm zu schließen; Sie können zu Mittag bei uns essen und kommen noch zeitig genug nach Erfurt.

Gestern hat Beck den Hamlet gemacht, allerliebst, man kann sich an dem Stück nie müde sehen. Heute läßt sich seine Frau in

[1] Das elfte Heft der Thalia.

in der Entführung aus dem Serail hören; im Concert habe ich sie schon singen hören, und sie hat mir und allgemein sehr gefallen.

Adieu, mein Allerbestes! Tausend Grüße an Schiller; hat er das Christbäumchen recht poetisch geputzt?

Sonntag (16) (Januar 1791).

Hier schick ich Ihnen, Liebe, sechs Flaschen Selzer Wasser; ich hoffe es soll gut sein.

Ich habe mich gestern noch lange geängstigt[1] und bin noch nicht ganz ruhig über Schiller. Schreiben Sie mir ein Wort, was er macht, oder bitten Sie Starke, darüber zu schreiben. Dieses Zettelchen schickte mir heute früh Charlotte.[2]

Donnerstag (20. Januar 1791).

Ich kann mir Ihre Angst wohl vorstellen; es thut mir nur leid, daß ich nicht bei Ihnen sein kann, um Ihnen Muth zu machen. Morgen ist der neunte Tag, da wird der Kranke vermuthlich wieder etwas leiden; daß er nur ja nicht aus der Transpiration kommt. Sagen Sie ihm, daß mir's sehr lieb wäre, daß er sich so hübsch eingepackt hält. Ich habe gute Hoffnung in meinem Gemüthe für ihn.

Das Selzer Wasser habe ich mir aus dem Hofkeller geben lassen; ich schicke eben wieder hin und hoffe noch sechs Flaschen zu bekommen; denn da bekomme ich's gewiß gut. Wenn wieder frisches Selzer Wasser durch die Fuhrleute kommt, ersetze ich's in natura; alsdann will ich Ihnen die Rechnung darüber schicken.

Jedermann will hier von Schillers Gesundheit wissen, und Alles wünscht ihm eine baldige Erholung. Der Herzog nahm auch recht viel Antheil daran. Mir liegt er doppelt am Herzen.

[1] Bd. I. S. 229.

[2] Das beigefügte Zettelchen lautet:

„Haben Sie die Güte, Frau v. Stein, mir wissen zu lassen, wie es mit Schiller geht? denn vermuthlich ist Ihr Hartohr wieder zurück.

Charlotte Kalb."

27. Januar (1791).

Es ist mir sehr lieb, daß Sie Ihre Frau Schwester haben; wie gern wäre ich auch bei Ihnen gewesen! Daß sich nur Schiller recht schont und recht auskuriert; was sagt denn Starke? Er fürchtet doch nichts mehr für ihn?

Nach Thee habe ich ausgeschickt, selbst habe ich keinen. Bekomme ich nichts, so schicke ich Ihnen wenigstens einige Portionen von dem meinigen.

Schreiben Sie mir, ob ich Sie bald besuchen kann. Grüßen Sie Schiller, und es wäre auch recht artig, daß er nicht gestorben wäre.

Adieu, liebes Bestes! Ich verlange recht Sie zu sehen und mich mit eigenen Augen Schillers Genesung zu erfreuen.

Dienstag (1. Februar 1791).

Ich nehme innigsten Antheil an der Besserung Ihres lieben Schiller. Ich kann nicht leugnen, daß mich eine heimliche Furcht quälte, seine Gewißheit beim ersten Anfall der Krankheit in Erfurt zu sterben, wie er mir erzählte, sei ein Vorgefühl gewesen und werde nun in Erfüllung gehen. Ich fühlte ganz, wie unaussprechliches Leiden meine arme Lollo würde ergriffen haben, und freue mich nun der neuen Hoffnung mit Ihnen.

Brauchen Sie etwas von hier, so schreiben Sie mir's und lassen mich Ihnen zu etwas nützlich sein.

Gestern Abend war der Prinz Christian [1] bei mir, und wir spielten Schach zu Vieren. Ich will ihm Ihren Auftrag ausrichten.

Grüßen Sie den armen Kranken und wenn ich bei ihm wäre, wollte ich ihm auch vorlesen. Adieu, Liebe!

von Stein.

Auch ich bin seit Ihrem letzten Briefe wieder recht froh und freue mich mit herzlicher Theilnahme an der Besserung des Kranken.

[1] Bruder der Herzogin.

3. Februar (1791).

Wenn das Wetter nicht gar zu bös wäre, so besuchte ich Sie, um auch zugleich die gute Mutter und Schwester zu sehen. Vielleicht wird's künftige Woche besser.

Ich hoffe, mit Schiller geht's immer besser; sorgen Sie nun für Ihre Gesundheit.

Gestern wurde eine Operette, die Zigeuner, gegeben; darin hat Mad. Beck wie ein Schatz gespielt; morgen gibt man sie noch einmal: leider gehen beide nun bald weg.

Den 9. (Februar 1791).

Ich bin ganz glücklich, doch nicht ganz ohne Furcht nach Hause gekommen, weil unser Kutscher zweimal den Weg verfehlte. Im Mühlthal hatte ich große Lust wieder umzukehren, um so mehr, da Sie mich gewiß wieder freundlich empfangen hätten und die Wahl zwischen einem freundlichen: „guten Abend!" von lieben Freunden und die Möglichkeit am Berg den Hals zu brechen wohl nicht zweifelhaft sein sollte; aber Schach wollte es nicht zugeben, so sehr der Kutscher versicherte, daß er nur auf ein Ohngefähr fortführe, denn man konnte vor dem Schneegestöber nichts von Himmel und Erde unterscheiden.

Jedermann hat mich nach Schillers Gesundheit gefragt, und so Vieler gute Wünsche müssen ihm gedeihen. Der Herzog wird ihm den besten Madeirawein schicken.[1]

Gestern war der Coadjutor hier; er grüßt Sie alle herzlich. Ich erzählte ihm, daß ich Sie Tags vorher besucht, darauf sagte er mir: „Ich danke Ihnen auch, daß Sie es gethan!" So sehr ich damit meiner eigenen Neigung gütig that, indem ich liebe Freunde wiedersah, so gefiel mir doch dieser Dank, der die Güte seines liebenden Herzens so sehr bezeichnete, äußerst wohl. Es ist gewiß selten, daß bei einem solchen Weltmann dieses Gefühl so unverdorben geblieben ist. Ein anderer saß hinter ihm (es war

[1] An K. II. S. 233.

in der Komödie), dem es schon mehr abgestumpft war, der Berliner Gesandte in Mainz H. v. Stein. Nach einem Streit sagte letzterer endlich: non, vous êtes le meilleur Coadjuteur possible.

W. den 29. April (1791).

Ich war schon lang in keiner Stimmung meiner lieben Lollo zu schreiben; mein trauriger, kranker Gesellschafter[1] hemmt den Lauf meiner Gedanken, und ich werde stumm mit ihm. Zu Beschäftigungen, die mir lieb sind, bin ich jetzt immer unfähig, daher suche ich nur die hervor, die mir Mühe oder gar Schmerzen machen; und weil aus der Verbindung der Dinge entweder, wenn es zum Schlimmen geht, eine gänzliche Zerstörung oder etwas Gutes wieder entstehen muß, so werden Sie bald aus mir eine Virtuosin einer guten Wirthschaftsfrau sehen, denn ich besorge Alles ordentlich, was ehemals meine Jungfer, die nunmehr weg ist, sehr unordentlich besorgte. Dieses nimmt mir die schöne Zeit, die ich sonst zum Lesen, Schreiben, Zeichnen anwendete, ziemlich ganz hinweg, ermüdet meine Füße und legt mich in einen festen Schlaf wie gewöhnlich, ja läßt sogar meine Einbildungskraft von allen Träumen ruhen. Ich darf mir aber nicht deutlich machen, daß ich auch Ihrer vielleicht dadurch werde beraubt werden. Ich sehe gar nicht, wie ich meinen Mann mehr verlassen kann, besonders wenn Fritz nach Jena ist; ich will mir aber vor alle diese Schwierigkeiten und traurigen Aussichten einen Vorhang ziehen.

Der Schauspieler Schröder war einen Tag hier, ich habe ihn aber nicht gesehen. Von seinem Stammbuch hörte ich erzählen, und das, was ihm Lessing hineingeschrieben, habe ich mir geben lassen und schließe es hier bei. Moritz ist gestern oder ehegestern hier angekommen, aber er ist krank.

Eben erhalte ich den vergessenen Brief und danke Ihnen tausendmal dafür. Es ist besonders, daß Sie mir eben von der Dresdener

[1] Ihr Mann, den ein Schlag am Arm gelähmt hatte. (Bd. I. S. 433.)

Reiſe[1] ſprechen, da ich geſtern einſam an dem Ufer der Ilm weg ging und das ſchon lang gemachte Projekt dieſer Reiſe überdachte, und mich doch ſo allerwegens gebunden ſehe. Vielleicht iſt mir noch wo eine Freude mit meinen Freunden beſcheert; kennen Sie den Vers?

Die Furcht zerknickt des Geiſtes leichte Schwingen,
Die Hoffnung plaudert Ammen gleich,
Führt durch ein Feenreich,
Uns in den Tod zu ſingen.

Es thut mir ſehr leid, daß Schiller noch nicht ganz wohl iſt; ich hoffe, er verſäumt doch nichts an ſeiner Geſundheit. Sollte er nicht die Eſelsmilch trinken?

Mein Mann wird vermuthlich nach Lauchſtädt müſſen; dahin führt mich alſo auch mein Schickſal. Zu Anfang Juni ſoll er gehen. Genug, ein paar Tage ſehe ich Sie wo, in Rudolſtadt oder in Erfurt.

Weimar, den 11. Juni (1791).

Dieſes Briefchen ſoll Ihnen noch ein Lebewohl ſagen, da ich nicht ſelbſt kommen kann. Den 20. reiſen wir nach dem ennuyanten Lauchſtädt ab. Was macht Schiller? und wann werden Sie nach Erfurt gehen? Ich habe dem Coadjutor, der kürzlich hier war, verſprochen nach Erfurt zu kommen, wenn Sie binnen der Zeit, daß ich noch hier bin, hingehen. Ich träumte letzt von Ihnen und Ihrem guten Schiller, als wenn Sie nicht vergnügt von Ihrem jetzigen Aufenthalt wären, und ich bemühte mich beim Coadjutor Ihnen einen anderen zu verſchaffen. Sagen Sie mir doch, wie es Ihnen geht.

Knebel und ſeine Schweſter[2] ſind hier; erſterer iſt noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich ſo mit ihm

[1] Die nicht ausgeführt wurde.

[2] Henriette, Knebels Schweſter, die in dieſem Jahr nach Weimar gekommen war.

entzweit, daß meine Schwester glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und seine Schwester wünschte, daß ich es nur möchte gethan haben. Letztere ist gar eine verständige, gute Person und schickt sich in unsern Zirkel.

Können Sie mir sagen, in welchem Blatt der Litteraturzeitung Schillers Recension über Bürger steht; ich habe es so außerordentlich loben hören, daß ich es gerne lesen möchte.

Unser regierender Herzog geht mit Sack und Pack künftigen Montag nach Eisenach.

(Nach Rudolstadt). 18. Juni (1791).

Dies Blatt hat mir sehr gefallen; die ewigen Marthasgeschäfte hinderten mich das Weitere zu lesen. Wie sehr wünschte ich, Schiller wäre ein Jahr ruhig in irgend einem schönen Klima, um sich zu erholen. Der Coadjutor äußerte wie gewöhnlich, sobald er könnte, Schiller zu unterstützen. Den Schindanger will ich besuchen; hat nicht die Beulwitz ein Monument dort gelassen? Genug, Ihre Tritte waren doch einmal da.

Weimar, den 5. August 1791.

Ihr liebes Andenken durch Herder hat mich hier empfangen, wie ich von Lauchstädt kam. Wie freute mich zu hören, daß Ihrem lieben Schiller gleich die ersten Tage der Brunnen Erleichterung geschafft; schreiben Sie mir nur bald, wie es ihm jetzt geht.

Ich war in Lauchstädt recht isoliert, und mein Herz begehrte nicht einmal sich nach jemanden dort umzusehen. Ihren Spaziergang mit dem unpoetischen Namen [1] habe ich aufgesucht. Ich fand in der Gegend eine Art Inselchen von einem Bach umflossen, mit Bäumen besetzt und eine Rasenbank am Ende. Ich dachte erst, Sie hätten daselbst den Ruheplatz gemacht und setzte mich um so lieber da nieder; ich erfuhr nachher, daß es der Prediger des Ortes gewesen war.

[1] Schindanger.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie Caroline bei sich haben; wie geht es ihr? Zwei Schwestern sind die sichersten-Freundinnen; in Gedanken bin ich oft unter Ihnen. Wieland ist recht von Herzen Schillers Freund; das habe ich bei jetzigem Vorfall seiner Krankheit gesehen und habe ihn darum lieber gekriegt.

Mit meinem Mann geht es immer schlechter, und seine Krankheit ist von der Art, daß man sein Leben nicht wünschen kann. Der Medicus in Lauchstädt sagte mir auch, sein Kopf sei nicht zu curieren. Es ist etwas, das mir nicht unerwartet kommt, und ich sehe überhaupt schon eine Weile dem Leben gleichgültig zu.

Recht aufgefallen ist mir bei Durchlesung der Sakontala, daß vor neunzehn Jahrhunderten bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existierte, sich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und der Strafen, nicht wieder kommen zu lassen. Ich hoffe, Sie haben Sakontala gelesen; es hat mir ungemein wohlgefallen. Aber könnte es nicht wie Ossian vielleicht etwas Zusammengesetztes sein? Was sagt Schiller dazu? Grüßen Sie ihn tausendmal, und wie herzlich ich wünschte, daß er sich möchte die schönste Gesundheit aus dem Sprudel trinken, und Sie auch, liebes Lollochen, deren Wohl und Weh ich von dem meinigen nicht trennen kann.

W. 23. August 1791.

Ich habe das Vergnügen gehabt, von Ihnen, liebe Lollo, etwas durch den Coadjutor zu hören. Schreiben Sie mir, wann ich Sie in Erfurt besuchen kann; logieren Sie im Wirthshause, so steige ich da ab, und wir gehen zum Coadjutor, den ich doppelt liebe, weil er Schiller und Ihnen so wohl will.

Ich gehe Anfang September nach Kochberg, also müssen Sie mir einen Tag vorher nennen, wenn auch die Beulwitz indessen noch nicht angekommen wäre; ich habe doch die Hoffnung, letztere in Rudolstadt zu sehen. Mit dem Coadjutor hatte ich abgeredet,

nicht eher zu kommen, als sie da wäre. Es soll mich freuen, Schiller wieder ganz unter den Lebendigen zu sehen; so Vieler Wünsche und Bitten halten ihn fest; es ist unmöglich, daß man ihn nicht von den Unterirdischen erflehen sollte. Hat denn Ihre Gesundheit gewonnen? und sind denn alle Invaliden wieder-genesen, die Sie nach dem Karlsbad nahmen? Wie Sie mir alle die Kranken nannten, wunderte ich mich, daß der so lange kranke Grigri nicht auch dabei war.

Mit meinem Mann geht es nicht besser; er leidet zwar keine Schmerzen, aber führt ein trauriges Leben. Jetzt ist er einige Tage in Kochberg.

Ich bringe die Knebel mit nach Erfurt; es ist ein schönes Gemüth in ihr, wir passen recht zusammen, und wenn wir noch eine Colonie auf einer Insel am Rhein aufrichteten, würde sie ein würdiges Mitglied davon sein können.

W. den 26. Oktober 1791.

Ich hoffe Sie bald selbst zu besuchen in wenigen Tagen; ich erwarte nur noch einen Brief von meiner Schwester, wenn diese in Jena ankommen wird. Es soll mich recht freuen, wenn es mit Schiller immer besser geht; grüßen Sie ihn auf's allerbeste und liebreichste von mir. Auch unser lieber Coadjutor schickt Ihnen beiden einen Gruß; er war einen Tag hier.

Der Himmel ist schön, und ich verlasse Sie hier, doch nur um des Himmels willen. Ich will mich zu Pferde setzen und meinen schweren Athem in der Luft erleichtern.

Den 7. December 1791.

Daß Sie jetzt ruhig und leidlich leben, freut mich von Herzen; wenn ich nur öfter mit Ihnen sein könnte, oder Sie mit uns. Es hält immer schwer, ehe ich einmal in Ihr schönes Thal wandere; bald hält mich das unbeständige Wetter, bald meine ebenso unbeständige Gesundheit zurück.

Es sollte mich sehr freuen, wenn ich zu Schillers Gesundheit durch das Kochbergische Billard etwas beitragen könnte. Wenn es Ihnen nur brauchbar zu machen ist, denn es ist ein Ungeheuer an Größe und gar zerrissen; doch habe ich gestern nach Kochberg geschrieben, ob es zwei Leute zerlegt bis Jena tragen könnten, und wie viel die zwei Boten dafür verlangen. Auch laß ich mir das Maß davon schicken, welches ich Ihnen mittheilen will, daß Sie erst messen, ob es in Ihre Stube paßt. Auf einen Schubkarren geht es nicht, weil zu transportieren die Platte viel zu groß ist.

Die gute Mutter hat mir auch kürzlich geschrieben. Wie sehr verdient sie in ihren Kindern glücklich zu sein: in Ihnen wird sie es auch sein; wer Ansprüche auf Ihr Herz hat, geht nicht fehl, Sie sind auch mein einziger Liebhaber, auf den ich nie den kleinsten Verdacht hatte.

Den 13. December 1791.

Wie danke ich Ihnen, lieber bester Engel, daß Sie mir diese unaussprechlich freudige Nachricht sogleich mitgetheilt haben.[1] Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgestanden, und nun ich Ihren Brief gelesen habe, ist Alles vorbei; ich möchte zu Ihnen fliegen, wäre ich nur meiner Gesundheit und der Witterung sicherer. Auf der Reise meines Lebens habe ich einige Dinge, die mich schmerzten, eingepackt und diese Bürden mir nicht mehr bewußt auf meinem Herzen getragen. Nun kann ich Ihnen auf Ehre versichern, daß mir ordentlich physisch eine davon durch Ihre Nachricht weggehoben wurde.

Fragen Sie doch Fritz, wenn er herüber gedenkt, so will ich kommen und ihn abholen; und wenn das Wetter gar zu schlimm wäre, um bei der Nacht sich auf den Weg zu machen, will ich lieber den andern Morgen wieder herüber, und Sie oder Fritz machen mir nur ein Stübchen für die Nacht im Gasthof aus. Da wollen wir dann überlegen, wie Schiller, ohne seine älteren Freunde

[1] v. Schimmelmanns Brief.

zu verletzen, sein ihm jetzt angebotenes Glück auf die Zukunft nicht von sich weise. Grüßen Sie ihn auf's allerherzlichste von mir, und daß er ja in der äußersten Ordnung lebe und sich behandle wie ein Siebenmonatskind. Wie wird sich Ihre gute Mutter freuen, und wie gönne ich's ihr; sie hat mir letzt einen traurigen Brief geschrieben.

Ich hoffe, Sie kriegen den Brief noch heute Abend, der Sie des lebhaftesten herzlichsten Antheils Ihrer treuen Freundin versichert.

von Stein.

25. Februar 1792.

Ich freue mich, liebe Lollo, daß Sie Schiller wohl angetroffen haben,[1] und wünsche, daß er so gesund sein möge, uns bald selbst besuchen zu können. Sein Kupfer[2] hat mir viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht sehr dafür.

Man sagt, auf den Dienstag werde Don Carlos gespielt .....

Den 27. So weit hatte ich geschrieben, als ich gestört wurde und meinen Brief mußte liegen lassen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, den Cophta zu bekommen, um Schillers Wunsch zu erfüllen, aber Goethe gibt ihn nicht, als nur einigen Wenigen, die ihn nicht weiter geben dürfen.[3] Es ist nur ein Exemplar gedruckt und nicht ganz.

Viele Grüße an Schiller und auch einen schönen Gruß an die Tischgesellschaft.

Ihre Stein.

Grünen Donnerstag (6. April 1792).

Es ist mir lieb, daß Sie noch nicht fort sind,[4] denn wirklich ist die Witterung noch zu rauh für Schiller. Ich wollte, der

[1] Lotte war am 21. Februar in Weimar.

[2] Von Müller nach Graff gestochen 1792.

[3] Herder hatte das Manuscript gelesen (aus Herders Nachlaß I. S. 131). Goethe selbst anzugehen, wagte also Frau v. Stein nicht; es ist klar, daß sie damals in keinem Verkehr stand.

[4] Nach Dresden.

böſe Krampf bliebe auf immer und ewig weg. Reiſen Sie ja nicht, ohne daß es Starke erlaubt. Wie gerne wäre ich mit Ihnen nach Dresden gegangen, aber mich bindet auf vielleicht noch viele Jahre der elende Zuſtand meines Mannes, ſo daß ich ganz aufhöre, mich auf irgend eine Ausſicht zu freuen.

Ich danke Ihnen und Schiller für Ihre Liebe für Fritz; ich ſehe es ihm an, wie wohl es ihm bekommt; er wird Ihnen wohl heute noch ſelber ſchreiben,[1] wenn er vor Viſiten in der Verwandtſchaft dazu kommen kann.

Wenn mir noch etwas von Dresden zu haben einfallen ſollte, will ich's Ihnen nachſchreiben; für jetzt weiß ich nichts, als daß Sie ja auf's Beſte und Schönſte Körners von mir grüßen, und beſonders auch Mlle. Stock und ihr in meinem Namen noch für mein ſchönes Bildchen danken. Sagen Sie ihr, ich wäre immer darauf ausgegangen, etwas zu zeichnen, das ich ihr hätte erwiedern können, aber mein Genie wäre arm und hätte mir bis jetzt nichts gewähren wollen, das ihrer werth wäre. Auf das nächſte Heft der Thalia freue ich mich.

Mittwoch, den 11. Juli 1792.

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im ſchönen Glanze ſehen und das Glück, das Sie ſich durch ſo viel Widerſprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühl' ich innigſt mit Ihnen; denn jede Faſſung und Ergebung in das Schickſal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung iſt, wie Sie ſind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit ſich, daß einem noch hie und da Blumen begegnen; meiner iſt leider durch Wieſe, Garten und Feld ſchon vorüber, ich ſitze nun am Abhang und ſehe in das ruhige dunkle Thal.

Mittwoch (im Auguſt 1792).

Hier überſchicke ich Ihnen, beſte Lollo, den Cophta. Weil ich der Herzogin geſagt, Schiller wünſchte ihn zu leſen, hat ſie

[1] Bd. I. S. 436.

mir ihn, sobald als sie ihn erhalten, für Schiller geliehen. Ich bin neugierig, was er darüber sagt; für mich hat das Stück kein Interesse. Nicht einmal den Ritter läßt er ganz rein und das ohne Noth: man mag doch wenigstens auf der Bühne noch gerne solche Charaktere sehen, eben je weniger sie vielleicht im wirklichen Leben zu finden sind.

Grüßen Sie Fritz; ich danke ihm für's Bildchen, aber heute kann ich nicht schreiben. Sagen Sie ihm auch, er solle mir sobald wie möglich einen Begriff machen, inwiefern Hufeland über die französische Constitution liest.[1] Ich habe einen Auftrag, Fritz darüber zu fragen. Man sagt hier, er habe über fünfhundert Zuhörer, und man glaubt, er wolle ihnen die französische Constitution einprägen.

(Nach Rudolstadt.)[2] Kochberg, den 14. September 1792.

Es thut mir leid, daß Fischenich nun fort muß, meine besten Wünsche begleiten ihn. Sagen Sie mir doch, was hat denn Schiller zur Vertheidigung oder zum Lobe der Revolution geschrieben, weil ich einen Brief bekommen habe, worin man mir schreibt, die jetzige Nationalversammlung habe allen auswärtigen Schriftstellern, die ihr zu Gunsten geschrieben, angeboten, französische Bürger zu werden; man glaube aber, Schiller[3] werde es natürlicherweise ausschlagen und auf diese Ehre für jetzt keinen Anspruch machen.

Mein Mann ist nicht besser, doch weiß unser Pfarrer so gut mit ihm umzugehen, daß er mir dadurch eine große Last vom Hals nimmt, immer in Gesellschaft eines an Geist so kranken Mannes zu sein.

[1] Diese Vorlesungen des Juristen Gottlieb H. erregten in Preußen und Sachsen großen Anstoß. S. das Schreiben des Herzogs vom 4. September bei Schöll, Karl-August-Büchlein S. 87 f., Voigts Diezmann, aus Weimars Glanzzeit S. 59 ff.

[2] Wohin Schiller mit seiner Frau, seiner Mutter und Schwester gereist war, und wo er zehn Tage, bis zum 4. Oktober, blieb, an K. II. S. 336.

[3] Der Beschluß stand im Moniteur vom 6. August.

Kochberg, den 1. Oktober (1792).

Ich muß mich doch erkundigen, was die liebe Gesellschaft in Rudolstadt macht. Gestern hoffte ich, Schiller und Frau v. Beulwitz würden geritten kommen, es war ein Tag wie mitten im Sommer, wo ich für die hiesige Luft für Schiller hätte stehen wollen. Ich glaube, Sie haben die Aristokratin[1] alle zusammen vergessen.

Wenn Sie und Nanette gut zu Fuß sind, so sollten Sie sich nach Empfang dieses auf den Weg hieher machen, und den andern Tag wieder zurück. Ich glaube, daß das Wetter hält.

Weimar, den 15. Oktober (1792).

Liebe Lollo, Ihr Brief, der mich gleich hier empfangen hat, hat mich recht gefreut. Auch die Versicherung, daß Sie mich doch noch lieber haben als Fischenich, denn gutwillig gebe ich nichts von Ihrer Liebe ab als an Schiller. Ich hoffe, letzterer ist leidlich mit seiner Gesundheit, wenigstens ist es mein innigster Wunsch.

Die Charlotte[2] ist hier um Abschied zu nehmen; sie bleibt nur zehn Tage. Sie frug mich gestern, ob Schiller das französische Bürgerrecht angenommen hätte; ich sagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht sei, und Schiller wisse gar nichts davon; für jetzt mag wohl das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein. Blumenbach ist hier gewesen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab und sage nicht mehr „gehorsamer Diener" oder dergleichen. Auch war eine französische Dame hier, in die sich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog. Aber vielleicht wissen Sie das schon Alles, da ich als eine Frau vom Lande erst dieses als Neuigkeiten mir habe erzählen lassen. Wollte Gott, die Franzosen hätten es nur bei ridicules bewenden lassen und nicht bei Scenen, wovor der Menschheit schaudert.

[1] Man sieht, daß die Gerüchte über Schillers Interesse für die französische Revolution am weimarischen Hofe Eindruck gemacht hatten.

[2] v. Kalb.

An Schillers Mutter und Schweſter ſagen Sie auch die freundlichſten Grüße von mir. Ueber Ihr mir ehemals ſo wohlthuendes mütterliches Haus hat ſich mir eine ſchwarze Wolke gezogen;[1] möge nun über dem Ihrigen immer ein heiterer Himmel bleiben!

Mein älteſter Sohn iſt wieder nach Mecklenburg; er hat ſich ſehr zu ſeinem Vortheil geändert und iſt mir ein angenehmer Geſellſchafter geweſen.

Habe ich Ihnen denn das Büchelchen von Rehberg[2] wieder geſchickt?

W., den 24. März (1793).

Fritz hat den Hamlet[3] nicht bekommen können, ſonſt hätte er ihn Ihnen gleich geſchickt.

So ungern ich Sie aus der Nähe verliere,[4] ſo iſt mir's doch für Schiller lieb, daß er wieder zur Heimath ſeiner Liebe kehrt; gewiß wird er dort ſeine völlige Geneſung finden. Die Nähe des Gartens, die Ausſicht des näheren Himmels aus dem mütterlichen Haus, die freundliche Sorge Ihrer Verwandten wird Ihnen beiden wohl thun, und meine Lollo wird ihre Gliederſchmerzen auch verlieren. Ich habe meine Geſundheit ſchon ſo lang verloren, daß ich nun aufgehört habe, ferneren Anſpruch darauf zu machen; aber um ſo weher thut mir's, wenn ich geliebte Freunde auch dieſen Weg betreten ſehe; es iſt auch eine Art von Trennung, weil keiner dem andern beiſtehen kann. Sollte ſich noch ein Tag finden, wo ich Sie beſuchen könnte, ſo laß ich's Ihnen ſagen; vielleicht mit dem Wagen, der Wedel[5] abholt. Beſuchen Sie ja die Wedel, ſie hat ihren Mann ſo lieb und alſo auch wie Sie viel gelitten bei ihres Mannes Krankheit, es wird ihr wohl thun.

[1] Das Verhältniß Carolinens zu Beulwitz.

[2] Ueber Erziehungskunſt.

[3] Den Schiller zu ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen brauchte. S. Briefe an Körner III. S. 118.

[4] Nach Schwaben.

[5] Den Kammerherrn, „den ſchönen Wedel.“

Adieu, meine Allerbeſte, ich ſchließe Schiller mit in meine Liebe für Sie ein. Sagen Sie ihm, daß mich Alles angeht, was ihm wohl oder weh machen könnte.

von Stein.

Können Sie mir den zweiten Theil von Bahrdts Leben verſchaffen? Den erſten Theil hatte ich von Ihnen.

Sonntag, (April 1795).

Schon längſt hätte ich Ihnen auf Ihren vorletzten Brief geantwortet, aber ich habe beinahe drei Wochen zu Bett gelegen, und noch verläßt mich die Müdigkeit nicht. Doch kann ich wieder einige Gedanken aneinander reihen; ich glaubte wirklich, ich würde in Steins Zuſtand verfallen. Jetzt kann ich mir wohl vorſtellen, daß die böſe Witterung auf Sie und unſern lieben Schiller keinen guten Einfluß haben kann. Mich ängſtigt, daß Sie beide bei der Kälte im Garten wohnen;[1] ziehen Sie doch lieber wieder in's Haus, bis es beſſer wird. Die Gartenhäuſer ſind ſo ſchlecht verwahrt, es war ja noch gar kein ſchöner Frühlingstag: wie ſind Sie denn ſchon in den Garten gelockt worden?

Vorgeſtern Nachts träumte ich, ich tanzte mit Schiller einen Dreher, und das ging vortrefflich. Dabei bewunderte ich, daß ich gar nicht wie ſonſt im Dreher ſchwindlicht wurde; fragen Sie ihn doch, ob er ſich nicht etwas von dieſem Ball zu erinnern weiß.

Wenn Sie mich gern ſehen, ohne einen unruhigen Geiſt bei mir anzutreffen, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß Knebel gar nicht mehr zu mir kommt.[2] Ich begreife nicht, wie er nach einer ſo langeu Gewohnheit von Beſuchen, ohne daß wir uns entzweit hätten, abgebrochen hat. Vielleicht kriegt er endlich einmal eine vernünftige Exiſtenz zu Hauſe, und mir iſt auch damit gedient.

Der Churfürſt von Mainz war vorgeſtern hier; ich habe ihn

[1] Seit dem 7. April, an Körner III. S. 87.

[2] Ueber Knebels Verſtimmung und Unzufriedenheit im Jahr 1792 und 1793 Düntzer, Freundesbilder S. 514 ff.

aber nur von weitem von der Gallerie herunter gesehen und unsern guten Coadjutor von oben herunter gegrüßt. Letzterer sah ganz vergnügt aus. Ich hoffe, mit den Franzosen in Mainz soll's nicht lange mehr werden, denn die Unordnung im Innern des Reichs kann ja die äußeren Armeen nicht erhalten. Dumouriez wollte etwas zur Rettung thun, aber das Reich ist zu sehr in des Pöbels und der Räuber Händen, und diese sind doch immer allerwegens die Stärkeren. Das Manifest vom Prinzen von Coburg hat mir gar gut gefallen,[1] aber bei den Franzosen schlägt nichts mehr an.

Vorgestern war auch Beulwitz bei mir; ich bin froh, daß der Fürst zur Ruh ist, ich wollte, Stein wär's auch: er hat mir vom alten Kettelhodt[2] erzählt, daß er sich fürchtet, in der Beiden Zustand zu kommen, indem sie drei Spielkameraden waren.

Weimar, den 12. September 1793 (nach Heilbronn).

Durch mein Teleskop sah ich die letzte Sonnenfinsterniß ganz prächtig. Die Himmelskörper sind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieser Erde wird man so gewohnt.

In meiner Nachbarschaft sieht's rechts und links übel aus. Wedel ist von Karlsbad krank zurückgekommen, und der armen Luck gibt der Medicus nur noch drei Monate Lebensfrist. Mein Mann ist noch immer in seinem alten traurigen Zustand. Gestern erhielten wir die Nachricht, daß Prinz Constantin den 6. dieses an der Ruhr gestorben ist. Mich dauert die arme Herzogin Mutter; sein Leichnam ist nach Eisenach geschafft, wo er morgen, glaube ich, begraben wird. Fröhliche Neuigkeiten weiß ich nicht, ich hoffe auf welche von Ihnen.

Den 4. December 1793.

Schon lange, liebe Lollo, wollte ich Ihnen wieder ein paar Worte sagen; jetzt kommt mir nun noch eine herzliche Sehnsucht

[1] Offenbar das erste gemäßigte vom 5. April, das mit Dumouriez verabredet war. (Sybel II. S. 252.) Frau v. Stein zeigt ein sehr gesundes Urtheil.

[2] Dem Kanzler.

dazu, nur einen Laut wieder von Ihnen und Schiller zu hören, wie es seiner Gesundheit geht und was die heilige Marie mit ihrem Kindchen macht?

Von der guten Mutter habe ich kürzlich einen Brief gehabt und werde ihr bald wieder schreiben, um wo möglich ihr ein freundschaftliches Wort des Trostes zu sagen, denn das unglückliche Verhältniß der Beulwitz mit ihrem Manne mag sie wohl sehr drücken.

Den 5.

Die Nacht sah ich die liebe Freundin im Traum; Sie sahen freundlich und hübsch aus und hatten gar ein schönes Kleid von Tarletan an mit einer bunten Kante, das Ihnen sehr gut stand. Aber es war, als wären Sie Lottchen Lengefeld, vom kleinen Sohn und Schiller sah ich gar nichts; ich bitte Schiller deßwegen um Verzeihung. Weiter im Traum sah ich auch ohne Beziehung auf Sie Schiller, als wäre er in einer Freimaurergesellschaft; er kam eben, als ich ihn hinwegrufte, der übrigen Gesellschaft ein Spielchen zu lehren. Sehen Sie, so sind doch wenigstens meine Träume so gefällig, mich in meiner Freunde Gesellschaft zu versetzen, wenn die Weite mich trennt.

Den 6.

Unsern Herzog erwarten wir den 15. dieses,[1] wenn ihn sein gutes Glück bis dahin am Leben erhält, denn die Franzosen sind immer auf den Beinen, und den 29. und 30. November[2] sind blutige Gefechte vorgefallen. Sehr hat mich der General Kalkreuth gedauert, der vielleicht nunmehro todt ist, denn der Herzog schrieb, er sei sehr verwundet. Abgerechnet, daß er ein guter General ist, so ist er auch ohne dies ein sehr liebenswürdiger Mann. Daß ich nichts meinem Herzen ganz Nahes im Kriege habe, ist mir

[1] Nach Schöll, Karl August S. 95, wäre er schon am 8. December angekommen.

[2] Oktober? bei Kaiserslautern.

ſehr lieb; ich begreife nicht, wie man's ertragen kann. Iſt denn Schiller wohl jetzt ganz über die franzöſiſche Revolution bekehrt, und darf ich wohl jetzt den Nationalconvent Räuber nennen, ohne daß er ſich wie ſchon einmal darüber entſetzt? Es iſt mir lieb, daß er ein Deutſcher iſt, ſonſt wäre er dennoch ſchon lang unter der Guillotine; denn wo nur ein edler Blutstropfen iſt, den vertilgen ſie.

Tauſend Grüße an Schiller. Was hat er jetzt für Ausſichten? iſt denn nicht vielleicht ein Glück für ihn in ſeinem Vaterland zu machen? Ich bin dann und wann ſorglich für Sie beide, doch Sie haben alle beide einen guten Schutzgeiſt.

W., den 15. Januar 1794.

Daß mein Mann den 27. December endlich aus ſeinem traurigen Zuſtand erlöst worden, werden Sie vielleicht ſchon wiſſen. Nun habe ich allerhand in Ordnung zu bringen und dann auch zu ſterben. Doch hoffe ich Sie erſt noch recht oft zu ſehen und Ihr kleines Söhnchen mich noch rufen zu hören.

Ich hoffte zeither, es ſollte Schiller vielleicht gegen das Sprüchwort ein Glück in ſeinem Vaterlande aufgehoben ſein. Man ſagt viel Gutes vom neuen Herzog, und er iſt doch auch ein reicherer Herr als unſer Fürſt. Mit tauſend Thalern hier zu leben iſt ſchwer, denn ſelbſt wegen Schillers Namen könnten Sie keine ſo ganz eingezogene Haushaltung führen. Ich rede gegen mein eigenes Intereſſe, denn nichts wäre mir erwünſchter als Sie hier wohnhaft zu ſehen. Auch noch etwas habe ich zu erinnern: es hält ſehr ſchwer, daß hier eine Wittwe Penſion kriegt, wenn es der Mann nicht ausgemacht hat. Könnte Schiller dort Dienſte bekommen, ſo könnte er auch dieſes ſich ausmachen. Ich ſpreche nun freilich ganz ohne Kenntniß von der dortigen Lage nur aus dem Trieb, daß Schiller das Beſte und Glücklichſte für ſich ergreifen möchte.

Ihre liebe Mutter werde ich bald das Vergnügen haben zu

ſehen; ſie wird zu Ende dieſes Monats mit ſämmtlichen Prinzeſſinnen hieher kommen. Wenn die Beulwitz mit ihrer ökonomiſchen Lage fertig werden kann, ſo wünſchte ich ſelbſt, ſie würde geſchieden; es kann für beide kein Glück mehr aus dieſer Ehe kommen. Wenn ſie bei Ihnen iſt, ſo grüßen Sie ſie von mir. Herzogin Louiſe ſagt Ihnen und Schiller viele Grüße und dankt letzterem für die Thalia, welche ſie erhalten. Sie erſucht Sie, Moſer, wenn Sie ihn ſehen ſollten, viele Grüße von ihr zu ſagen und wünſcht zu wiſſen, wie es ihm jetzt geht. Der Coadjutor war vor einigen Tagen bei mir und trägt mir auf, Ihnen beiden viel Freundſchaftliches zu ſagen. Seine Familie, ſagt er mir, ſei nun durch die Franzoſen ganz ruiniert. Er ſelbſt hat traurige Ausſichten, aber er trägt dieſes Alles mit vieler Faſſung.

Nach den Zeitungen benehmen ſich Schillers Landsleute recht patriotiſch, daß ſie der deutſchen Nation Ehre machen; alſo hoffe ich, werden Sie nichts von den Franzoſen zu befürchten haben. Ich kann nicht leugnen, daß mir's um Ihretwillen auch ein wenig ängſtlich war, als wir die fatalen Nachrichten von dem Sieg der Franzoſen[1] erhielten. Der älteſte Niebecker, der die letzten drei Jahre der Revolution in Paris zubrachte und von unglaublichen Schandthaten der Augenzeuge war, iſt jetzt hier; aber ich weiß nicht, was er ſich muß haben zu Schulden kommen laſſen, der Herzog hat ihn nicht bei Hof acceptiert und ihm geantwortet, daß ſeine politiſchen Verhältniſſe es nicht erlaubten. Eine Anekdote, die uns unbekannt war, hat er erzählt. Die Anhänger des Königs, da ſie ihn nicht retten konnten, hatten ſich vorgenommen, um ihn von der Hand des Henkers zu befreien, ihn zum Fenſter heraus ſchnell durch einen Schuß zu tödten, indem er auf einem offenen Wagen und ſehr langſam gefahren wurde. Daher kam der Befehl, daß ſich Niemand am Fenſter ſollte ſehen laſſen, weil die Abſicht verrathen worden war.

Unſer Herzog bleibt, wie man ſagt, bis im März bei uns;

[1] Ueber Wurmſer bei Hagenau und Weißenburg.

alsdann geht's wieder zur Armee.[1] Ich habe keine Angſt mehr um ihn. Da er einmal eine unüberwindliche Neigung zum Militär hat und für die ihm näheren Pflichten keinen Sinn, ſo findet er entweder da die ihm erwünſchte Art des Todes, oder kommt er davon, bleiben ihm die mit ſeinem Weſen übereinſtimmenden liebſten Erinnerungen. Wenn wir Jemand lieben, wollen wir immer die Perſon nach unſrer Art glücklich wiſſen, das iſt ein Irrthum; ſo habe ich mich endlich über unſern Herzog beruhigt. Wer kann wiſſen, in wie weit des Menſchen Handlung von ihm ſelbſt abhängt? Wie oft habe ich mich über den unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen des armen Stein geärgert; wie man ſeinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm in's Gehirn gewachſen war. Es iſt mir nun, als möchte ich zu Allem ſchweigen. Nur Ihrer Liebe will ich antworten und immer wiederholen, daß Ihnen die meinige ewig bleiben wird.

Mein älteſter Sohn, der mir unvermuthet den Tag vor ſeines Vaters Tod ankam, ſagt Ihnen die ſchönſten Grüße.

Den 16. April (1794).

Ich habe Ihre Frau Mutter ziemlich ruhig gefunden, ohne daß ſie doch eben eine Auskunft wußte; vielleicht macht es die Zeit gut, wenn man dieſe Trennung noch eine Weile hinziehen kann.

Wegen Ihres Projekts, liebe Lollo, für Schiller habe ich wirklich mit der Herzogin geſprochen: wenn ſie Mittel und Wege hätte, Schiller in eine ruhige Lage zu ſetzen, ſo thäte ſie es gewiß von Herzen gern, denn ſie ſchätzt Schiller ſehr und liebt meine Lollo; aber die ungewiſſe Geſundheit unſers guten Schiller war ein allzu großes Hinderniß in ihren Augen; aber ſie antwortete mir mit recht vieler Theilnahme von Ihnen beiden.

Den 21.

So geſchwind ich Ihnen den Brief zuſchicken wollte, ſo gegen meinen Willen iſt er ungeendet geblieben. Die Ankunft meines

[1] Bekanntlich kam es nicht dazu, da der H. ſeine Entlaſſung nahm.

jüngſten Sohnes, ſein kurzer Aufenthalt hier, wo noch Vieles auf ſeine weite Reiſe[1] zu beſorgen war, alles dieſes und noch ein paar Tage von meinem böſen Kopfweh haben ihn in meinen Schreibtiſch verdammt. Fritz iſt vorgeſtern früh fort und empfiehlt ſich Ihnen noch auf's beſte. Bald werde ich wieder ganz einſam ſein; im Mai geht mein älteſter Sohn wieder nach Mecklenburg zurück, doch freue ich mich, Sie, meine geliebte Freundin, in dem nämlichen Monat wieder zu ſehen und die Bekanntſchaft von Ihrem kleinen Carl zu machen.

Der Coadjutor war kürzlich bei mir, Ihr immer treuer Freund; ungeachtet alles Unglücks, das die franzöſiſche Freiheit über ihn und die Seinigen gebracht, ſcheint er mir ganz ruhig und lacht und ſpaßt wie gewöhnlich. Morgen reiſe ich zu ihm nach Erfurt.

Wedel, werden Sie wohl ſchon wiſſen, iſt todt; der armen Bürgermeiſter in Bohlen älteſter Sohn iſt auch geſtorben.

Kommen Sie, meine liebe Lollo, meine innigſt geliebte Freundin, geſund mit den Ihrigen bald zurück; die ſchönen Blüthen werden dann und wann auf Ihrer Reiſe Ihren Weg beſtreuen, und ich hoffe ſchöne Früchte auf Ihr übriges Leben.

Den 3. Auguſt (1794).

Es ſollte mich freuen, wenn der angelegte Plan,[2] wovon Sie mir ſchreiben, gelingen ſollte, und wenn es nur auf einige Jahre wäre. Laſſen Sie die Viſite mit Humboldt bei Goethe recht bald ſtattfinden; indeſſen die Herrn zur Erleuchtung der Welt etwas Neues verabreden werden, wollen wir in der Dämmerung beiſammen ausruhen, denn mein Lollochen iſt auch oft müde.

Ihre Gefühle über den Krieg ſind ſehr richtig. Ich fürchte, wir werden noch alle von den Franzoſen verſchlungen werden.

[1] Nach England.

[2] Die Herausgabe der Horen.

Den 20. Auguſt 1794.

Ich würde Sie, liebe Lollo, die Woche noch beſuchen, denn das ſchöne Wetter hat mich lang dazu eingeladen; aber mein älteſter Sohn iſt angekommen und geht erſt künftige Woche nach Kochberg; alsdann komm ich wohl, um auch etwas von dem Ich und Nicht-Ich zu hören.[1] Wenn ich nicht ſo bald kommen kann, ſo werde ich der Caroline ſchreiben; ich danke ihr für ihren Brief, und wenn ſie glücklich wird, ſo wird mich's nicht allein für ſie, ſondern auch für die mir geliebten Perſonen, denen ſie gehört, freuen. Uebrigens will ich's dick ablügen, bis es Zeit iſt zu bekennen.

Des Robespierre Schickſal kam mir gar nicht unerwartet; ich nehme es als etwas ſchon Ausgemachtes an, daß dieſe Scheuſale der Menſchheit ſich einander ſelbſt auffreſſen müſſen.

Die ſchönſten Grüße an Schiller. Goethe iſt wieder hier.[2]

Den 30. Auguſt 1794 (nach Rudolſtadt).

Hier ſchicke ich Ihnen, liebe Lollo, die Erzählungen von der Königin von Navarra, welche ich bitte der Frau v. Beulwitz zu geben, die ſie Herrn v. Humboldt mittheilen kann; denn ſo viel ich von ihr verſtanden, iſt es das Buch, welches er unlängſt, wie Sie mir ſchrieben, zu haben wünſchte. Da es nach der Geſchichte eine ſehr decente Dame geſchrieben hat und ich es auch aus der Bibliothek einer ſehr decenten Dame, unſerer Herzogin Louiſe, geliehen habe, ſo wird ja wohl niemand in Ihrem kleinen Cirkel ein Aergerniß daran nehmen.

Den 7. November (1794).

Vielleicht, wenn das Wetter erträglich bleibt, komm' ich den Montag, aber doch nur einige Stunden. Sie haben wohl recht, daß man mehr als einige Stunden braucht, um das nach und nach zu entwickeln, was man ſich zum Knäul für ſeine Freunde

[1] Fichte war ſeit Oſtern in Jena mit 200 Thlr. angeſtellt.
[2] Schiller an Goethe Nr. 4.

gesammelt hat; ich wollte, wir könnten ihn gegenseitig recht allmählig verbrauchen. Von der Veränderung, die Schiller betrifft und wovon Fritz wissen möchte,[1] weiß ich selbst nichts, wenn Sie mir's nicht anvertrauen wollen.

Die bewußten Elegieen habe ich schon mehrmals loben hören, aber mir sie zu lesen zu geben, hat mich der ehemalige Freund vermuthlich nicht würdig gefunden. Er wollte sie vor einigen Jahren drucken lassen, der Herzog widerrieth's ihm aber;[2] wie unsern gnädigsten Herrn just einen Moment diese pedantische Sittlichkeit überfallen hat, begreife ich nicht.

Die Herzogin grüßt Sie beide auf's beste und dankt recht sehr für die überschickte Thalia; ich thue meinen Dank wie billig auch hinzu, indem ich es mit vielem Vergnügen lese.

Da Ihnen die gelehrte Welt bekannter ist als mir, so schreiben Sie mir doch, wer der Hölderlin[3] ist; die Fragmente haben mich sehr interessiert, es ist etwas Wertherisches drin, und recht kindisch muß ich sagen, daß mir die griechischen Namen so wohl gefallen haben.

Unser armer guter Fischenich! Wie wird's dem gehen; schon lange dachte ich an ihn, und wenn mir die Franzosen einfallen, so sinkt mir aller Muth. Wenn der Coadjutor alle seine schönen Aussichten verlieren sollte, da seine ganze Familie ruiniert ist, das würde mich sehr schmerzen. Ich mag gar nicht daran denken. Für mich ist die Welt bald vorbei, aber ich möchte doch gern die Zurückgebliebenen glücklich verlassen.

Ihre Stein.

19. Februar 1795.

Wenn der Unmuth über physische und moralische Leiden bei mir anwächst, so stelle ich mir vor, daß ich eine ganze Ewigkeit

[1] Vielleicht die Aussicht, nach Tübingen berufen zu werden.

[2] Siehe des Herzogs Brief an Schiller vom 9. Juli 1795, Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller, Nr. 8.

[3] Er war damals Hofmeister des jungen Fritz v. Kalb und kam im December mit Frau v. Kalb nach Weimar.

habe, worin dieſe Leiden nur hin und wieder Punkte ſind, auch ſelbſt wenn im ganzen Gegenwärtigen ein und mehreremale dieſe Leiden zur langen Linie würden. Immer hilft's freilich nicht. Alsdann klagen wir's einander, mein gutes Lollochen, da wir uns beide verſtehen.

Die Briefe[1] im zweiten Stück der Horen habe ich noch nicht geleſen, ſie kommen mir ſchwer vor. Dem Goethe ſcheint's gar nicht mehr Ernſt um's Schreiben zu ſein, daß er die bekannte Geſchichte der Mlle. Clairon, die er nach Italien transportiert,[2] die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß ſie ſich in ſeiner Eltern Haus zugetragen, und die aus des Baſſompierre ſehr bekannten mémoires, die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geiſtergeſchichte wollte paſſieren laſſen, indem ſie ſehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines ſo reſpektabeln Journals wie die Horen hält.[3]

25. Februar (1795).

Schillers Briefe in den Horen haben mir ganz ungemein gefallen. Wenn wir zuſammen wohnten, möchte ich mich noch viel mit ihm darüber unterhalten und mir noch Manches erklären laſſen; aber mit dieſen ſchönen Ideen kann man doch den Stoff nicht umbilden, aus dem nun einmal die Menſchen geformt ſind; immer werden nur einige Einzelne gerettet werden.

Daß Goethe ſich Schiller immer mehr nähert, fühle ich auch, denn ſeitdem ſcheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er ſei einige Jahre auf eine Südſeeinſel verſchlagen geweſen und fange nun an auf den Weg wieder nach Hauſe zu denken. Ich wollte, Sie hätten mir noch mehr von den gelbröthlichen Streifen geſchrieben, die ſich durch

[1] Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts.

[2] Eine Nachwirkung dieſes Urtheils bei Goethe an Schiller Nr. 182.

[3] Daſſelbe Urtheil fällt Körner (III. S. 264) und das Berliner Publikum bei Humboldt (Briefwechſel S. 112).

die Maſſe des Gehirns ſchlingen, und ob ſie dem Gehirn des Thieres fehlen. Aber die Vernunft iſt nur ein Reſultat, ich kann alſo nicht glauben, daß ſie wo in unſerem Kopfe ſollte ſichtbar ſein.

Die Kalb ſah ich nur zweimal, ſeitdem ſie hier iſt, und ich höre nicht einmal etwas von ihr, außer geſtern, wo die Reinhaben, welche ſie täglich beſucht hatte, mir erzählte, ſie habe ſie an Schiller ſchreibend angetroffen über ſeine Briefe in den Horen; und letzthin ſagte ſie, mir däucht zur Herzogin, ſie habe ſich ſo drin vertieft, daß ihr Mädchen, als ſie in die Stube kam, ſie braun und blau gefunden. Mir geht's nicht ſo; was ich drin verſtehe, macht mir eine angenehme Empfindung im Kopfe, vermuthlich weil es dem verſtändigen Organe recht angemeſſen iſt, und was ich nicht verſtehe, das laß ich beſcheiden liegen.

Weimar, den 19. Mai (1795).

Ich finde nicht, daß der Coadjutor noch auch Humboldts durch etwas Indelikates, wie es Ihnen vielleicht vorkommt, in ihrem Benehmen ſich verdächtig gemacht haben. Ich kann es Ihnen nicht ſo fein hinlegen, als ich es fühle, wie dem Coadjutor wohl einfallen konnte, Schiller im Moment unterſtützen zu wollen, da er es ſo geſchwind mit dem Fechenbach[1] nicht bewerkſtelligen konnte, und ſo mögen es Humboldts auch wohl angeſehen und ſich nicht für berechtigt gehalten haben, die gute Abſicht des Coadjutors Ihnen zu verbergen. Ich werde den Coadjutor bei meiner Durchreiſe nicht ſehen, denn er iſt nach Würzburg, ſoviel ich weiß.

[1] Georg v. Fechenbach, Fürſtbiſchof in Würzburg, wo Dalberg Domherr war. Die oben angedeutete Verhandlung, über die nichts weiter bekannt iſt, ſcheint durch die ökonomiſchen Betrachtungen veranlaßt zu ſein, wozu Schiller der Ruf nach Tübingen vermochte (an Körner III. S. 255. An Goethe Nr. 62). Der Herzog verhieß eventuell Verdoppelung des Gehalts, die am 11. November 1799 verfügt wurde (Karl-Auguſt-Büchlein S. 109). Auf dergleichen Geſpräche bezieht ſich der etwas ältere Brief Dalbergs vom 2. November 1794.

4. Juli (1795).

Es freut mich herzlich, daß Sie wieder beſſer ſind, mein gutes Lollochen, und ſich der ſchönen Natur in Blüthenbäumen und Mondſchein erfreuen können. Meine Kur bekommt mir recht wohl und ſchafft mir Balſam in's Blut, doch bin ich beſtimmt, ſelten ohne körperliche Leiden zu ſein, weil ich gar zu ſehr von der Witterung abhänge und die Elemente immer ihre Verwandtſchaft mit meinem Körper reklamieren, bis ſie mich endlich wieder haben werden.

Die Bibliothèque de campagne iſt hier nirgends als bei Wieland zu haben, und der verleiht keine Bücher mehr, weil man ihn gar zu viel drum gebracht hat. Die Herzogin Mutter hat mir für Schiller les contes de Tressan angeboten: wollen Sie ſie, ſo laß ich mir's geben. Ich hoffe, Goethe ſoll von Carlsbad wieder geſund zurückkommen. Seit dem Winter auf der Redoute habe ich ihn nicht wieder geſehen, als letzt einen Augenblick im Garten, wo er aber ſo eilte aus der Luft zu kommen,[1] daß ich meine Anſprache gegen ihn nicht endigen konnte.

Der Kalb neugeborenes Töchterchen iſt geſtern begraben worden.

27. Juli 1795.

Fritz wird Ihnen, geliebte Lollo, meinen beſten Gruß überbracht haben. Das Wetter war zu böſe, um mit ihm zu gehen; es wird mir auch immer ſchwerer, mich aus meiner Wohnung zu entfernen; ich möchte ſie lieber mit Ihnen theilen. Zwar ſieht ſie jetzt wüſt aus, ich laſſe meine Stuben wieder friſch malen, und die Arbeiter zaudern ſo lang.

Herders Urtheil über die Elegieen iſt mir nicht bekannt geworden, aber ich will's Ihnen gewiß plaudern, ſobald ich etwas höre, weil Sie es wünſchen. Das meinige iſt zu unbedeutend darüber, denn ich habe für dieſe Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der ſechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß ſie ſchön ſind, ſie thun mir aber nicht wohl.

[1] Er war im Juni krank geweſen. An Schiller Nr. 73 f.

Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit ridicules, soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Scenen nicht von sich selbst.

Bei Gelegenheit dieser Elegieen sagte Herder der Herzogin, Goethe sei in Italien sehr sinnlich geworden, ihn aber habe es daselbst angeekelt. Daß der Herzog an Schiller einen Brief über diese Elegieen geschrieben, habe ich von der Herzogin gehört; auch sagte sie mir etwas aus Schillers Brief an den Herzog darüber. Schillers ernsthafte Briefe neben den leichtfertigen Elegieen machen einen sonderbaren Contrast. Wenn Sie sie verstehen, so hat sie Schiller vermuthlich mit dem Gegenstand bekannt gemacht; mir sind sie schwer.

Sobald ich den ersten Theil von den contes de Tressan wieder bekomme, schicke ich den andern.

29. August 1795.

Für die überschickten Gedichte,[1] auf die ich mich recht freue, danke ich Schiller und Ihnen, liebes Lottchen, tausendmal; ich will recht meine Andacht drin halten. Gestern wollte eine große Gesellschaft im Mondschein spazieren, aber das Wetter trieb uns zu Herrn Schwarz, welcher der Wirth von den untern Stuben in meinem Hause ist. Es wurde Punsch getrunken, das Lied an die Freude von Schiller angestimmt und seine Gesundheit vorher mit Klang der Gläser getrunken. Möge sie kräftig genug gewesen sein, um ihn erreicht zu haben!

Gestern war die Kalb bei mir; ich wünschte ihr auch ein wenig mehr Ruhe, aber die Ruhe thut uns beiden nur so wohl, weil wir leidend sind, anderen gesunden und lebhaften Menschen kommen wir gewiß langweilig vor, denn man kann uns gar nicht dramatisieren, mich besonders gar nicht.

Auf den Dienstag kommt ein alter treuer Freund, Herr von

[1] Für die Horen und den Musenalmanach.

Dürkheim[1] aus Meiningen, zu mir und wird bei mir logieren. So sehr ich mich auf ihn freue, so fürchte ich doch, daß meine Gesundheit mir's nicht ganz rein wird genießen lassen, und mit ihm kann ich doch nicht wie mit meinem Lollochen ausruhen. Den Mittwoch wird unsere Herzogin auch wieder hier sein.

Hier wieder ein Theil Erzählungen. Mögen sie Schiller so gut einschläfern, wie Goethe's Mährchen neulich Wieland, als Goethe in einer Gesellschaft bei sich vorlas.[2]

Morgen geht Fritz fort nach Dieskau zum Geh. Hofmann auf acht oder vierzehn Tage, alsdann nach Schlesien. Es ist mir sehr unangenehm, ihn so lang zu entbehren.

7. September 1795.

Wenn ich Ihnen, liebe Lollo, noch viel in Gedanken zu schreiben habe, so wird meistens in der Wirklichkeit nichts daraus, weil mir die Zeit dazu nicht lange genug scheint. Ich will also heute den Fehler so gut wie möglich überwinden. Mein alter Freund ist nicht fort, wie Sie glauben, sondern wird auch wohl noch acht Tage hier bleiben. Er hat ein glückliches gesundes Alter und war dennoch in seiner Jugend beinahe mit denselben Umständen leidend wie Schiller; also können Schiller auch noch recht gesunde Tage bevorstehen.

Schillers zwei letzte Gedichte haben mir viel Vergnügen gemacht; bei der Würde der Frauen sieht man recht, daß mein Lollochen der Gegenstand war, aus dem er es schöpfte; heimlich aber hat er doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht. Die Ideale haben mich gerührt, und ich begreife nicht, daß es Jemand gibt, der nicht ganz mit Fett umwachsen ist, dem es nicht dieselbe Wirkung thun sollte.[3] Wem

[1] Geheimerath und Oberhofmeister.

[2] Wieland äußerte sich über den Schluß des Mährchens, das in den Horen (Heft 10) erschien, ungünstig, Böttiger Mem. I. S. 165.

[3] Humboldt und seiner Frau nicht, dagegen Goethe besonders (Briefwechsel S. 171 und 180).

dieſes Gedicht ſeiner Empfindung anſchlägt, iſt's wie ein Labetrunk einem Durſtigen oder ein Ruhebett einem Müden, genug, wie eine Antwort auf Empfindungen, die ſich wenige Menſchen ſelbſt ausdrücken können.

von Stein.

23. September 1795.

Ich erwarte Fritz alle Tage, und ehe er ſeine lange Abweſenheit antritt, wird er Sie, gute Seele, gewiß noch beſuchen, und ich wo möglich mit. Jetzt kann ich unſere gute Herzogin nicht verlaſſen, welche die Ruhr hat. Ich will ihr heute Schillers Gedichte mitnehmen und vorleſen. Schicken Sie mir auch bald das Verſprochene.

Es ſcheint, daß Schillers Krankheit ihm ſein Geiſtiges noch geiſtiger macht; für das Bier will ich ſorgen; es iſt gut, daß man ihn mit etwas Irdiſchem nähre, daß er uns endlich nicht gar unſichtbar werde.

Meine Geſundheit iſt wie gewöhnlich ſehr abwechſelnd, und wenn ich mich recht zur Statue machen kann, bin ich am wohlſten; ich darf mir weder Freud noch Leid erlauben.

9. Oktober (1795).

Das Wetter iſt heute wieder ſehr ſchön, aber die Wettergläſer über die Nacht gefallen, und übermorgen möchte ich doch auf einen Tag nach Kochberg; bitten Sie die Wettergeiſter, daß ſie meiner Reiſe günſtig ſein mögen. Fritz geht mit, um von ſeinem Bruder[1] und den Bergen und Wäldern Abſchied zu nehmen.

Hier ſchick' ich Ihnen für unſern lieben Schiller den letzten Theil von den Erzählungen; mögen ihm doch bald beſſer durchſchlafene Nächte dieſe Lektüre entbehrlich machen!

Geſtern Abend iſt unſere Herzogin wieder von dem Beſuch bei ihrem Bruder[2] und Schwägerin in Eiſenach zurückgekommen; der

[1] Karl, der das Gut übernommen hatte.

[2] Dem Landgrafen von Darmſtadt.

Herzog aber ist noch dort. Fritz will Ihnen heute noch schreiben. Adieu, Liebes! Möge es Ihnen im Kopf und Herzen immer heiter bleiben.

Ihre treue Stein.

Sonnabend (Oktober 1795).

Mich freut, daß Schiller zeither leidlich war; mir däucht, seine Gesundheit nehme ein wenig zu. Die Horen habe ich noch nicht gelesen, überhaupt leide ich so am Kopf, daß ich recht wenig lesen und beinahe nichts thun kann. Ich habe einen immerwährenden Krampf am Herzen. Da dieses schon so verschiedene Jahre dauert, so bin ich auch resigniert; ich glaube mein Herz versteinert nach und nach, ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben; aber wenn ich auch ganz versteinert wäre, so wird nie der innere Funke, der meiner getreuen Lollo gehört, ausgelöscht werden.

Daß Herders sich mit der Einsiedel[1] hier so affichiert haben, hat im Publikum keine gute Wirkung gemacht. Auch hat die Herzogin Mutter sich besonders benommen; sie ist zu Herders gegangen und hat die Einsiedel zu sich geholt, und war wie beim Vater im Himmel eine Freude im Haus über einen Sünder, der Buße thut, mehr als über tausend Gerechte.

Von Fritz habe ich einen Brief von Dresden, wo er glücklich angekommen ist. Körners hat er recht froh und zufrieden angetroffen.

11. November (1795).

Auch leg' ich noch ein Buch bei. Wenn es die rechte Bibliothèque de campagne ist, die Schiller wünscht, so kann ich Ihnen

[1] Der frühern Frau v. Werther, die nach ihrer afrikanischen Expedition 1786 von ihrem Mann geschieden und mit dem Bergrath v. Einsiedel verheirathet war. Frau v. Stein hatte an ihren vorgeblichen Tod gleich nicht geglaubt und die Reise nach Afrika mit Einsiedel errathen. (Goethe Briefe III. S. 166.) Herders waren mit Einsiedel und dem alten Verehrer der Frau, Knebel, schon länger befreundet.

nach und nach viele Theile ſchicken; ich habe dieſe ungefähr entdeckt.

Das fünfte Buch von Wilhelm, auch das Glaubensbekenntniß hat mir ſehr wohl gefallen. Ich glaube beinahe, es iſt von einem Frauenzimmer, und er hat es nur zugeſtutzt. Eine einzige widerliche Stelle iſt in dieſer Confeſſion.[1]

Adieu, lieber Engel! Wenn Sie wiſſen mögen, wo ich heute bin, im Tanzclub, welcher heute der Frau von Coudenhoven[2] zu Ehren gegeben wird. Die ſchönſten Grüße an Schiller. Seine Elegie[3] in den letzten Horen iſt vortrefflich; es hat mir lang nichts ſo wohl gefallen. Ueber allen unſern Marthasgeſchäften weiß ich gar nicht, ob ich ihm etwas darüber in Jena geſagt habe.

Sonntag (12. November 1795).

Die Kalb ſcheint jetzt ſehr vergnügt, aber an Hof kommen beide nicht.

5. December 1795.

So einſam Sie leben, ſo ſehr bin ich jetzt in Geſellſchaft verwickelt. Eigentlich genießt nur der Einſame ſeines innern Lebens; die Tage der Geſellſchaft ſind mir wie ein Traum, und am meiſten hebt ſich mir da eine Empfindung heraus, die ich ſchon verſchiedene Jahre trage, als wenn ich Niemanden angehörte, und habe doch ſo ein paar treue Freundinnen als Sie und die Herzogin Louiſe. Bei Ihnen vermiß ich die Gegenwart, und bei der Herzogin legt doch der Unterſchied des Standes mir etwas in den Weg.

Sonnabend, December 1795.

Donnerſtag Nacht träumte ich, Sie wären bei mir, aber ſehr traurig und weinten, und zwar, weil Sie wieder guter Hoffnung wären.

[1] Wohl XVII. S. 102.
[2] Goethe XXVII. S. 59.
[3] Der Spaziergang.

Wenn mich der Brauinſpektor nicht wieder belogen hat, ſo müſſen Sie das Bier geſtern Abend mit der Poſt erhalten haben. Es muß eine Betrügerei darunter im Brauhauſe ſelbſt ſtecken, denn er hat mich bitten laſſen, es ja nicht dem Herzog zu ſagen; er wollte es Ihnen ganz gewiß ſchicken. Wenn er Ihnen nur auch jetzt gutes Bier ſchickt; ſchreiben Sie mir's, ſonſt ſag' ich's doch dem Herzog, denn lange hat mich nichts ſo geärgert, als daß ich dem armen Schiller nicht dieſe geringe Erquickung habe verſchaffen können.

Das elfte Stück der Horen werde ich ſobald wie möglich leſen. Jetzt leſe ich ein tolles Buch „Hesperus;" aber ſo toll es iſt, ſo ſchöne Gedanken ſind doch darin.[1]

In dieſes Jahr ſcheint folgender undatierte Brief zu gehören:

Mittwoch.

Ich bitte Sie, mein beſter Herr Schiller, beikommenden Tiſch in Abweſenheit unſerer Lollochen in Ihre Stube zu ſetzen. Ein guter Freund[2] von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben, und ich habe es mit Vergnügen beſorgt.

Goethe war letzt bei mir und hat ſehr gut von Ihnen geſprochen; es ſtimmte mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung von ihm ſagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein nur flüchtiger Eindruck war.

Sonnabend (den 30. Januar 1796).

Nun ſind es ſchon vier Wochen, daß ich krank bin und zu allen Geſchäften unfähig. Alle Feierlichkeiten, die hier vorgegangen ſind,[3] habe ich auch verſäumt. Ich hoffe nunmehr wenigſtens den Frühling rein zu genießen, da ich ſo lange leiden muß.

[1] Goethe an Schiller Nr. 73. 75. 132 f. Jean Paul kam im folgenden Sommer ſelbſt nach W.

[2] Goethe. Ernſt v. Schiller ſchenkte ihn wieder Auguſt v. Goethe bei deſſen Hochzeit.

[3] Zu Ehren des Darmſtädter Hofs, dem die Herzogin durch ihre Geburt angehörte. Goethe an Schiller 147.

Ich habe den Musenalmanach von der Herzogin geschenkt bekommen, weil sie ihn einmal gekauft und auch von Goethe geschenkt bekommen hatte; ich schicke Ihnen also den Ihrigen zurück, weil Sie vielleicht noch Jemanden einen Gefallen damit erweisen könnten. Schillers Sachen haben ein besonderes Interesse für mich; unter diesen Poesien ist etwas für immer.

Vom 28. März bis 21. April war Schiller mit seiner Frau in Weimar. Dann empfing er den Besuch der Körner'schen Familie in Jena.

3. Mai (1796).

Jetzt ist mein Sohn hier und schickt sich zu seiner Mecklenburger Reise. Alsdann komme ich wo möglich nach Jena. Ich möchte Körners gerne ein freundliches Wort sagen für die liebreiche Begegnung, die mir Fritz von ihnen gerühmt hat und die ich ihnen gerne hier vergolten hätte.

Es ist recht possierlich, daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann; man sollte meinen, Schiller trüge ein hären Hemd und geißelte sich.

Eben tritt Auguste zu mir herein und bringt mir Blumen. In Gedanken sagte ich ihm: „Guten Morgen, mein liebes Carlchen!" weil ich das liebe Kind mit ihm sah. Er brachte mir Blumen und einen Gruß von seinem Vater, und er wäre nach Jena gereist. Ich glaube, die Mutter hat's ihm gesagt, sonst wär's viel von einem Kinde, daß er's so lange gemerkt hätte. Hier folgen die Räuber; diese waren wirkliche Gewaltthätigkeiten der Seele, nach der Kalb zu reden. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir, auch Körners sagen Sie etwas.

14. Mai (1796).

Schon lang haben Sie mir's in einem Traum, den ich von Ihnen hatte, erzählt, daß Sie guter Hoffnung wären; ich habe es Ihnen auch damals gesagt,[1] mir ist es lieb, daß Ihre Leiden also doch von keiner Ungesundheit herkommen.

[1] S. 306.

Die ganze Zeit hoffte ich auf gut Wetter, um zu Ihnen zu kommen, aber der Wind ist recht gegen meine Natur; doch will ich mir nun den Montag vorsetzen, um Körners noch zu sehen. Ich dachte immer, daß auch der Goethe erst wieder zurück sein sollte.[1] So wäre ich eine Nacht in Jena geblieben und hätte mir vom Herzog die Erlaubniß ausgebeten, in Knebels Stube zu logieren; so ist aber kein Platz. Die Amelie bring ich mit. Ich wollte, ich könnte der Stock auch einen guten, wohlhabenden Mann verschaffen, bei dem sie nicht um der häuslichen Sorgen willen brauchte ihr Talent zu vernachlässigen.

Die Kalb ist recht empfindlich gewesen, daß Schiller sie nicht besucht hat; sie hat es gegen meine Schwägerin geäußert. Ich werde es ihr aber noch begreiflich machen, wie wirklich seine Hypochondrie ihn gehindert hat, einen Besuch zu machen.

Carlchen einen Kuß von mir. August geht noch immer den Weg, den ihn Carlchen gelehrt hat; adieu, mein Allerbestes!

Mittwoch, (den 18. Mai 1796).

Manchmal verhindert mich ein böser Geist Ihnen zu schreiben, heute war's aber ein guter, und so bekommen Sie nur ein paar Worte, weil, indem ich meinen Brief anfangen wollte, die Herzogin hereintrat und mich zu einem Spaziergang abrief.

Ich bin ganz glücklich von Jena nach Hause gekommen und bin froh Sie nun ein wenig in Ruhe zu wissen. Körners haben mir einen angenehmen Eindruck hinterlassen; im nächsten Briefe, den Schiller etwa an sie schreibt, setzen Sie, liebe Lollo, einen freundlichen Gruß von mir hinzu.

28. Mai (1796).

Ich habe vor einigen Tagen einen kleinen Roman ohne fünften Akt gelesen, da sind Sie mir immer bei der Heldin des Buchs eingefallen; es ist, als wenn es der Autor nach Ihrem Charakter studiert hätte: der Titel ist: Jean Pauls Biographie; es ist von

[1] Von Jena. Knebel war in Weimar.

Richter, aber nicht mit seinen gewöhnlichen Katarakten von Gedanken. An der Stelle, wo die Leontine sagt: „ich habe noch Niemand vergessen," habe ich Sie ganz vor mir gesehen. Mich haben viele Stellen sehr gerührt, und die Liebeserklärung vom Lismore im Innern seines Herzens an sein Ideal, im Falle die vor ihm stehende Geliebte vielleicht nicht die wäre, der er angehörte, ist gar zu hübsch.

Die Franzosen sind doch die Räuber der ganzen Welt, nun werden sie den Italienern alle ihre Kunstwerke fortschleppen und die Bettelfreiheit lassen.

Viele Grüße an Schiller. Die Kalb hat mir gestern gesagt, sie hätte unrecht gehabt, Körners übel zu nehmen, daß sie nicht zu ihr gekommen wären.

(Ende Mai 1796.)

Niemand kann besser Ihre Leiden fühlen als ich, denn mir war dieses Geschäfte auch auf eine schwere Art auferlegt. Von Thränen ermüdet schlief ich nur ein und schleppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe. Man sollte den Weibern deßwegen viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man sie verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu so viel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muß aufgewendet werden, die uns für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, der Ehre und Ruhm einerntet.

Die Mlle. Schröder[1] war sehr empfindlich über Körners, daß sie ihr gar nichts hatten sagen lassen, nach Jena zu kommen. Ich sagte ihr, daß sie Ihnen nicht gerne hätten mehr Gäste an den Tisch bringen wollen. Dem Herder habe ich den Gruß von Körners ausgerichtet; er war recht freundlich, aber übrigens voller

[1] Corona Schröder war in Leipzig, wo Goethe sie 1776 veranlaßte, nach Weimar zu kommen, von Körner bewundert worden und mit Schiller 1787 in freundlichem Verkehr gewesen.

Piks auf's Leben und die menſchliche Natur. Nichts curiert einen mehr von einem ſolchen Zuſtand, als wenn man eine recht ſchmerzliche Erfahrung gemacht hat. So bin ich durch Goethes Abſchied für alle mir noch bevorſtehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann Alles dulden und Alles verzeihen. [1]

Donnerſtag, Juni (1796?).

Ich habe Ihren lieben Brief, worin Sie mir den Göritz [2] melden, erhalten und mit Göritz über ſein Anliegen geſprochen; auch habe ich's der Herzogin vorgetragen, die nur erwartet, daß ihr Voigt, an welchen ich Göritz vorgeſchlagen ſich zu wenden, ihr etwas darüber ſage, alsdann will ſie den verlangten Brief ſchreiben.

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wohl bin ich geworden," [3] das man mir eben vorlas, wie ich ſo krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und ſentimentaliſche Dichtergeiſt darin beiſammen ſteht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorſagen, wenn ihm ſo recht hündiſch wohl iſt, denn er iſt mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemanden und iſt wirklich kein Schuft.

Donnerſtag (den 2. Juni 1796).

Ueber Schillers heiteres Ausſehen habe ich mich gefreut; grüßen Sie ihn recht ſchön von mir, und wenn Sie's für gut finden, ſo

[1] Dieſe eine Stelle würde hinreichen, um Lewes Urtheil: „er hatte aufgehört ſie zu lieben, dieß Eine löſchte die ganze Vergangenheit aus ... Das Herz der Frau v. Stein hatte nur ein Gedächtniß für ſeine Wunden" (II. S. 135 der Ueberſetzung) zu widerlegen.

[2] Was dieß für ein Anliegen war, iſt mir unbekannt. Göritz, der frühere Tiſchgenoſſe, war damals zum zweitenmale in Jena und machte L. „mehr Noth als Freude." Andenken an Fiſchenich S. 92 f. auch Bd. I. S. 448. Vielleicht wollte er, um Medicin zu ſtudieren, eine Unterſtützung. Das Datum dieſes und des folgenden Briefs iſt wegen der Erwähnung von J. Paul gegeben, aber zweifelhaft. Die Zauberflöte und der dicke Geheimerath deuten auf eine ſpätere Zeit.

[3] Goethe I. S. 289. Nr. 74 und 75.

ſagen Sie auch dem dicken Geheimerath[1] einen guten Abend in meinem Namen. Wenn er ſich wieder um die Zeit bei Ihnen einfindet, vergeſſen Sie nicht ihn zu fragen, wann die Zauberflöte geſpielt wird, und dann bleiben Sie bei mir einen rechten vollen Tag.

19. Juni 1796.

Ein Wort zum Dank für Ihre lieben Zeilen! Ich freue mich, daß Ihre Geſundheit leidlich iſt. Göritz wird Ihnen etwas von Richter[2] erzählen können; ich ſelbſt habe nur wenige Worte mit ihm geſprochen. Die Kalb[3] hätte aber am allermeiſten ſagen können, denn ſie hat ihn in die Weimariſche Welt introduciert, nach Tiefurth zur Herzogin Mutter geführt, ihre guten Freundinnen und Freunde[4] zu ſich eingeladen und uns ihm vorgeſtellt. Wir machten ihm alle eine ganz höfliche Verbeugung, die er ohne Verlegenheit erwiederte, bis zuletzt Mlle. Schröder kam, die mit einer etwas theatraliſchen Stellung ſich zuerſt zu Frau v. Kalb wandte und ihr für eine Bekanntſchaft dankte von dem Manne — indem ſie ſich zu ihm wandte —, den ſie ſchon lange in ihrem Herzen ſchätzte und verehrte, und zu uns ſagte ſie, daß ſie immer die Auszüge von ſeinen Schriften in ihrer Taſche trage. Ihm wurde angſt und bang dabei, und er hätte ihr gern das Lob geſchenkt. Den Abend haben wir uns, meine Nièce Amelie und meine Schweſter, die Scene wieder vorgeſpielt, und ich kann ſie noch nicht vergeſſen, ſo komiſch war es. Wenn mir noch andere Scenen vorkommen, ſollen Sie ſie auch noch haben.

Viele Küſſe für Carlchen. Auguſtchen brachte mir gar letzt ſeinen Vater geführt, als ich unter den Orangenbäumen vor meinem

[1] Goethe, der von Mai bis Juni in Jena war? Freilich iſt das Beiwort ſehr auffallend. Oder Wolzogen?

[2] Jean Paul. Goethe ſchreibt am 18. von ihm. Nr. 169.

[3] Die in Jena war um eine Freundin zu pflegen. Schiller an Goethe 170.

[4] Am 11. Spazier, J. P. Richter IV. 19.

Hause saß. Er nahm es an, sich neben mich zu setzen; es ist mir noch immer unbegreiflich, daß er mir so fremd werden konnte.

Adieu, Liebes, mir immer Bleibendes! Ich wollte, Sie läsen den kleinen Roman von Richter, Lismore, aber ohne Vorurtheil gegen den Autor; in einigen Stunden ist er gelesen.

Weimar, den 12. Juli 1796.

An Schiller.

Wie sehr Sie mich mit der guten Nachricht erfreut haben, kann ich Ihnen nicht beschreiben, besonders da mich noch gestern Mittag ein Brief von Lollo über ihr Leiden beunruhigte. Ich wünsche Ihnen tausend Glück zum gesunden Knaben und daß ihm bestimmt sei, eine schöne Poesie seines Lebens zu genießen. Habe ich denn nicht am Freitag [1] Abends um acht Uhr vor Ihrer Thüre leise angepocht, denn ich war Ihnen ganz nahe, fuhr hinten am Graben mit der Herzogin vorbei und wünschte Ihnen beiden einen guten Abend.

Den Auftrag wegen Utzens Bild will ich besorgen. [2]

25. Juli (1796).

Hat denn Schiller Briefe von den Seinigen aus Schwaben? [3] Wie werden nicht noch Alles die Franzosen ausbrandschatzen! Unsern armen Jägern ist es trübselig ergangen. Mein Bruder hat seine Kleider in acht Tagen nicht vom Leib gebracht. Ein guter Geistlicher in Würtemberg sagte ihm: „es ischt mir eine Freud Ihnen Wasch zu geben," und wollte ihm einige Hemden schenken; brachte ihm auch alle Abend ein Stückchen Schweizerkäs. Ich möchte in einem Planeten wohnen, wo kein Krieg in seine Constitution einnaturt wäre.

[1] Den 7. Juli, wo Frau v. Stein in Jena war.

[2] Schiller wünschte es vor seinen Kalender zu setzen. Goethe an Knebel Nr. 136.

[3] S. Christophinens Briefe, Beziehungen S. 243 ff.

(Kochberg, den 26. September 1796).

Schreiben Sie mir hierher durch die Post von Rudolstadt, was Sie machen? ob Sie mit den Ihrigen wohl sind? ob Frau von Wolzogen noch bei Ihnen ist ꝛc., an welche ich das Beigeschlossene bitte abzugeben. Sagen Sie ihr, daß mir's sehr wohlgefallen, und ich beneide sie um die Leichtigkeit der Jamben, womit ich mein Stück gern geziert hätte. [1]

Da ich Schiller Madame Rollands Memoires nicht habe schaffen können, so weiß ich andere aus ältern Zeiten, die ich ihm in einiger Zeit schaffen kann. Sie sind von einem Mr. Pontis; mich haben sie sehr unterhalten.

Ist August bei Ihnen? Ehe ich von Weimar abreiste, erzählte er mir, seine Mutter würde im Monat Oktober auf vier Wochen nach Jena gehen, um daselbst reiten zu lernen; da kann ja Madame Paulus mit ihr reiten.

Ich habe mich zeither recht gefreut, daß die Franzosen so gejagt werden. Vor einigen Tagen marschierten Sachsen hier durch. Möchte doch bald Alles recht ruhig nach Hause gehen.

Den 2. November 1796.

Was die Xenien betrifft, die ich nun gelesen habe, so sehe ich wohl, daß nicht mein alter Freund den Schiller dazu inspiriert hat, sondern Lollochen hat sie vermuthlich alle selbst damals in der Phantasie gemacht, als der Verleger kam und den noch nicht fertigen Kalender holen wollte, und nun besinnt sie sich nicht mehr darauf; daß ich ja nicht etwa noch eine über meine Tragödie darin finde. Aber eigentlich ist mir's politisch nicht recht, daß die beiden guten Freunde diese Späße haben drucken lassen; Goethe schadet's zwar nicht, aber Schiller könnte es in der Folge

[1] Nach dem Tode ihres Mannes legte Frau v. Stein, wie ihr alter Freund im Werther, den Geschwistern und Tasso, ihre überstandenen Schmerzen in ein Gedicht nieder, dessen Sujet aus der Erinnerung an die 1777 aufgeführte Posse (Riemer II. S. 621) und Schillers Bearbeitung Virgils entnommen sein mochte, eine Tragödie Dido in Prosa.

ſchaden, beſonders im Holſteiniſchen; man lebt doch nicht vom Verſtand allein. Ich denke freilich nicht wie eine Poetin, ſondern hausmütterlich.

Sonnabend (den 19. November 1796?).

Ich habe der Wolzogen vergebliche Hoffnung gemacht. Herzog und Herzogin waren gut für ihn disponiert; geſtern Abends klagte mir die Herzogin, man habe den Herzog wieder herumgebracht, denn er habe auf einmal geſagt, es ſei keine Stelle für ihn offen; alſo vermuthe ich, daß Herr von Hendrich Gönner hat, die ihm ſeinen Platz erhalten wollen, und vermuthlich hat er nur pro forma ſeinen Abſchied bekommen.

Ich freue mich, daß Sie Carl ein bischen geſehen hat; ich glaube beinahe, er heirathet gar nicht und nimmt ſich zuletzt ein Mamſellchen wie Goethe, denn er findet das ſo artig an ihm, und mir ſind dieſe Verhältniſſe zum Ekel.

Ich hab' die Berlepſch nur einmal geſehen; ſie war luſtig und munter und dick und fett. Vielleicht macht ſie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da ſie mager und ſentimentaliſch war; ſie ſieht auch etwas gemeiner aus.

Meine Dido habe ich der Eliza Gore gegeben, und die lieſt entſetzlich lang daran, weil ihr die Hand und auch die Sprache ſchwer iſt; ſobald ich's zurückbekomme, ſollen Sie's haben, aber Schiller wird's keinen Spaß machen, denn wie kann dem Meiſter ſo etwas gefallen? Es iſt nun zwei Jahr, daß ich's abſchreiben will und komme immer nicht dazu; es mag auch wohl noch mancher Schreib- und Sprachfehler drin ſein.

30. November (1796).

Was Wolzogen betrifft,[1] ſo weiß ich ganz gewiß, daß der Herzog nichts gegen ihn hat, ſondern ſein Conſeil hat es nicht

[1] Der, vom Herzog von Meiningen empfohlen, eine Anſtellung in Weimar ſuchte und zuletzt fand. Geſchichte des Wolzogen'ſchen Geſchlechts II. S. 149. Der entſcheidende Brief Schillers, „der ſonntägige" (Goethe 258), welcher eine ausführliche Charakteriſtik Wolzogens enthielt, fehlt leider.

gut gefunden, wie ich muthmaße. Es hat mich gereut, daß ich Ihnen den Anſchein, daß es gehen würde, mitgetheilt habe, weil eine vergebliche Hoffnung unſerm Gefühl ſchmerzlicher iſt als gar nicht gehofft zu haben. Wolzogen könnte auch noch an Geheimerath Fritſch ſchreiben, wenn es jetzt noch ſchicklich iſt.

12. December (1796).

Wegen Wolzogen habe ich noch ein wenig Hoffnung; es muß ſich nun bald ausweiſen.

Die neueſte Schrift von Madame de Staël [1] iſt mir etwas bekannt; Knebel, der nach Leſung derſelben den ſonderbaren Frauen, worunter er mich auch zu rechnen ſchien, verziehen und ſie wieder beſuchen will (ſo ungefähr klang das, was er mir ſagte), hat mir verſchiedene Stellen daraus vorgeleſen, die er ſich ausgezogen hatte. Es ſcheint ein gedankenreiches Buch zu ſein, die Verfaſſerin aber wirklich ſehr ſonderbar; zur Frau von Berlepſch,[2] welche ſie kennt, ſagte ſie einmal: j'aimerais mieux être mise un jour au pilori que d'en passer un sans qu'on parlât de moi.

Daß Schiller mein Drama[3] gefallen, freut mich recht ſehr.

Ich habe nun Hoffnung, daß Fritz in hieſigen Dienſten bleibt; der Miniſter[4] hat ihm ein Departement verſprochen, ihm ſogar die

[1] De l'influence des passions. Goethe verlangt ſie von Schiller am 17. zurück, dem er ſie am 7. geſchickt und am 30. November angekündigt hatte. Knebel wünſcht das Buch wieder zu haben in einem undatierten Billet Nr. 143, das alſo zwiſchen den 7. und 17. fällt. Schiller macht am 27. Körner darauf aufmerkſam, man ſieht, wie lebhaft und wie raſch das Intereſſe für neue Erſcheinungen war.

[2] Die bei Herder viel galt und damals noch in W. war.

[3] Schiller ſchickte es am 2. Januar 1797 mit einem ſehr beifälligen Urtheil zurück (Briefe an Frau v. Stein S. 172). Die erbetene Copie des merkwürdigen Stücks exiſtiert und wird nächſtens veröffentlicht werden.

[4] v. Hoym. Die Herzogin Louiſe hatte die Abſicht, Fritz ihrem Sohn beizugeben (darauf beziehen ſich ſeine Aeußerungen über Erziehung Bd. I. S. 448). Goethe's freundliche Vermittlung bezeugen ſeine Briefe an Frau v. Stein III. S. 389 ff. Im Sommer 1797 entſchied ſich erſt, daß Fritz den weimariſchen Dienſt verließ.

Zeit genannt, wann er es bekommen soll, ohne zu verlangen, daß er hier abdanke, und das war Alles, was Fritz wünschte.

24. December 1796.

Wegen des bei Lesung des Werkes von Madame Staël in Ihnen erregten Wunsches nach Leidenschaften lassen Sie's nur gut sein; Sie werden mit Ihrem sanften Hinleben das Gute gerne thun, was Ihnen in den Weg kommt. Das Gute, das man aufsucht, thut nicht allemal die Wirkung, die man glaubt.

Ich hoffe nun durch Wolzogens Sie und die gute Mutter öfters zu sehen als zeither. Weil ich weiß, daß die chère mère so sehnlichst wünschte, Wolzogens hier zu sehen, so habe ich ihr's, sobald ich Gewißheit wußte, geschrieben. Die gute Mutter dankt mir heute so herzlich dafür, und doch habe ich kein Verdienst davon, sonder bloß der Herzog von Meiningen.

In der Xenie von 100 Dukaten ist recht viel Witz und Herz; sie hat mich ganz außerordentlich gefreut.

Schicken Sie mir doch mit nächster Botenfrau meine Dido; ich habe außer dieser für mich keine Abschrift; ich will mir sie noch einmal abschreiben.

Vor dem Jahr war heute ein lustiger Tag bei mir, alle die Meinen, außer Fritz, waren da und der Lichterchen und des Bescheerens kein Ende. Der heutige Abend wird dunkel sein, Carl steckt in Kochberg, meine Mutter krank ꝛc. Adieu, lieber Engel; was wird sich Carlchen freuen heute Abend.

8. Januar 1797.

Hier schließ' ich ein Manuscript[1] von einem Emigrierten bei, ob es vielleicht Schiller aus Barmherzigkeit an einen Buchhändler anbringen könnte, daß er etwas dafür bekäme; es ist von einem Protégé meiner Schwägerin, Mr. Perney; die hat mich darum gebeten. Mein berühmtes Manuscript schicken Sie mir doch auch

[1] Republikanische Anekdoten.

bei Gelegenheit wieder; auch haben Sie noch die Memoiren von Mr. Pontis, welche der Herzogin gehören.

Daß Goethe mit dem Herzog [1] nach Leipzig auf dem Schlitten gefahren iſt, werden ſie wohl wiſſen; wenn es noch ein Weilchen währet, werden ſie wieder herſchwimmen können. Stellen Sie ſich vor, daß die Jungfer Vulpius mir eine Torte zum Geburtstag [2] geſchickt hat; Goethe iſt ein ungeſchickter Menſch, er wollte, Auguſt ſollte mich damit anbinden; konnte er nicht ein Zettelchen dazu ſchreiben, anſtatt daß die Magd mit dem ſtattlichen Kuchen und einem Compliment von der Mlle. V., eben da ich Beſuch hatte, mir ins Kabinet trat. Das gibt nun eine ordentliche Stadtgeſchichte, wo ich drüber ausgelacht werde.

So weit war ich, als ich Ihren lieben Brief mit dem Ausdruck Ihrer mir immer treuen Liebe erhalte: auch Schillers Brief iſt mir ein recht liebes Geſchenk zum neuen Jahr; bis ich ſelbſt ſchreibe, ſagen Sie ihm meinen beſten Dank dafür, heute iſt's ſchon zu dunkel.

20. April 1797.

Das Stützeriſche Haus, [3] das Sie gerne wollten, hatte ich Wolzogens beſtimmt, weil Stallungen für Pferde darin ſind und Ihre Frau Schweſter mir ſchon lange geſchrieben, daß ich ihr das Haus miethen ſollte. Es iſt ſehr theuer, denn er verlangt 100 Thlr. und dafür wenig Gelaß, und iſt der eigenſinnigſte Hauswirth, den man ſich denken kann. Mein Vorſchlag wäre, Sie nähmen eins hier auf ein halb Jahr; indeſſen gehen verſchiedene Quartiere auf, die ich habe beſprechen laſſen, vielleicht auch das, wovon Ihnen Goethe geſagt, und dann könnten Sie mit Wolzogens in eins ziehen. Es iſt jetzt kein Quartier hier zu haben als das Germerſche.

[1] Am 27. December. Er kam am 11. zurück; über das Thauwetter klagt er an Schiller Nr. 265.

[2] 25. December.

[3] Schiller hatte ſchon damals den Plan, nach Weimar zu ziehen, Bd. I. S. 446.

Das ganze Haus kostet auch 100 Thlr., aber es wird auch einzeln weggegeben; es liegt ganz nah am Erfurter Thor. Dieses Haus hatte ich eigentlich Wolzogens bestimmt, denn es ist sehr bequem; aber sie schrieb mir, sie möchte es nicht, weil es in der Nachbarschaft vom Narrenhause ist; man hat mir aber gesagt, es seien jetzt keine drinnen. Antworten Sie mir recht geschwind darauf, oder kommen Sie selbst, es anzusehen, denn die Quartiere hier sind äußerst rar und außerordentlich theuer.

4. Februar 1797.

Ob ich gleich nur ein Viertelstündchen Zeit habe zu schreiben, so versäume ich nicht, Ihnen mit ein paar Worten zuzureden, daß Sie ja das Haus mit dem Garten in Jena kaufen möchten.[1] Es ist ein uninteressierter, freundschaftlicher Rath: Sie finden hier nicht, weder ökonomisch noch in andern Rücksichten, was Sie sich vielleicht vorstellen. Mündlich ein Mehreres. Ein Quartier mit einem Garten hier zu finden, ist beinahe unmöglich.

7. Februar (1797).

Goethe hat eine Elegie gemacht,[2] worin er das Publikum wegen der Xenien wieder versöhnen wird, denn sie ist recht poetisch schön und ist wie Anakreon würde von sich gedichtet haben. Nur schade, daß bei der Gattin, die am reinlichen Herd kocht, immer die Jungfer Vulpius die Illusion verdirbt. Vielleicht haben Sie sie schon gelesen; ich habe sie durch die dritte Hand bekommen.

Schon lange wollte ich Ihnen sagen, daß mir Agnes von Lilien in den Horen viel besser gefällt als im Manuscript, ich glaube, das Gedruckte imponiert mir.

11. Februar (1797).

Ich habe mich recht bei Eröffnung der Schachtel gefreut, Schillers Basrelief darin zu finden, besonders da es sehr ähnlich

[1] Schiller an K. IV. S. 8.
[2] I. S. 262.

ist und hübsch gearbeitet; haben Sie tausend Dank und sagen Sie auch ihm meinen innigsten Dank dafür.

Heute über acht Tage spielt die Jagemann, wie man sagt, zum erstenmal, und zwar im Oberon; kommen Sie ja, durch Goethe können Sie's ja erfahren.

Ich habe mit dem Quartier [1] Richtigkeit gemacht.

Was sagen Sie denn zu Wielands Entsagung des Stadtlebens? [2] Da wäre nun ein hübsches Haus zu haben, aber ohne Garten.

15. Februar 1797.

Ich habe noch nicht erfahren können, wann die Jagemann spielt, aber nun wissen Sie's ja wohl durch Goethe, der, wie ich höre, in Jena war oder noch da ist.

Schillers Basrelief gefällt mir alle Tage besser, es ist recht ausdrucksvoll. Einen Spaß macht mirs, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller ist der vornehmste, vom Goethe ist er trutzig und vom Herder grob; in Wielands Büste finde ich gar keinen.

Sie haben doch Fritzens Brief bekommen; die Beschreibung vom Hermes [3] hat mich gelächert und hat Sie wohl auch amüsiert.

Fräulein Göchhausen hat mir gesagt, daß Agnes Lilien von der Wolzogen wäre. Einen Moment, muß ich sagen, hab ich's einmal gedacht, aber weil mein Lollochen so treuherzig unwissend beim Manuscript that, so glaubte ich, wie ich's gedruckt las, es sei von der Kalb, denn mir war's, als müßte es eine Frau geschrieben haben. Ich habe es damals im Manuscript sehr flüchtig überlesen und gar nicht die Schönheiten so bemerkt, wie ich mir sie jetzt darin unterstreiche. Es findet bei der Lesewelt einen

[1] Für Wolzogen, das Stützerische Haus.
[2] Er zog im April nach Oßmannstedt. Sein Haus kaufte Geheimerath Voigt.
[3] Bd. I. S. 446.

außerordentlichen Beifall, und ich habe es ſchon dreimal geleſen. Das Wolzogchen hat es charmant gemacht, dieſen Vorläufer, ehe ſie kommt, uns vorauszuſchicken. Ich habe vorhin die Leſewelt genannt, denn die Kritiker kann ich nicht gut leiden; mir däucht, das Gefühl wäre der beſte Kritikus. Mit Knebel habe ich mich letzt darüber gezankt, der mir Verſe, die mich gerührt hatten, herunterſetzte und mir ſie recht abgeſchmackt vorlas, und ich habe ſie ihm aus den Händen geriſſen.

Knebel läßt ſich dann und wann wieder in der Welt ſehen.

Adieu, mein lieber Ritter, dem ich nach Paläſtina nachreiſen würde. [1]

Freitag (den 3. März 1797).

Ihren lieben Brief vom 28. Februar habe ich erhalten und der Amelie [2] den des Ami [3] zugeſtellt, die Ihnen ſelbſt wird geſchrieben haben.

Sie haben eine hübſche Illuſion, wenn Ihnen im Geiſt däucht, Sie arbeiteten mit Goethe und Schiller und wären auch wieder müßig mit Ihnen. Wer weiß, ob Sie nicht gar der gute Geiſt ſind, der ſie beide inſpiriert, wenigſtens in Hermann und Dorothea. Grüßen Sie Schiller recht herzlich von mir; ich habe mich recht gefreut, daß ich ihn heiter und wohl gefunden habe. Wenn es Ihnen gemüthlich iſt, ſo grüßen Sie auch Goethe von mir.

Mittwoch (den 9. April 1797).

Ich habe die Kalb, ſeitdem ſie einmal bei mir war, nicht wieder geſehen. Wir haben eine ganz richtige Bemerkung über ſie gemacht: ſie kann ſich recht hübſch das, was ſie gerne hat, weis machen als eine Pflicht, die ſie zu erfüllen hätte. Doch fand ich dieſen Zug mehr bei Männern als bei unſerem Geſchlecht. Kant

[1] Der Ritter Toggenburg wurde in dieſem Jahr gedichtet.

[2] Amelie war einige Tage in Jena und am 26. von Frau v. Stein abgeholt worden. Bd. I. S. 447 und Briefe an Frau v. Stein S. 134, wo ſtatt 1798 zu leſen iſt 1797, wie ſchon Schöll zu Briefe III. S. 342 bemerkt hat.

[3] Alexanders v. Humboldt.

und Schiller können wohl Recht haben, daß unſer Geſchlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deßwegen, wie ich bei vielen ſehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beiſpiele davon anführen, unter andern meine Mutter. Sie gefiel ſich ſo wohl in den beſtändigen Aufopferungen, die ſie zu machen hatte, daß, nachdem ſie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuß kam, ſie eine Oede in ſich empfand, die ſie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann. Ueberhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür geſorgt, daß in unſerem Geſchlecht die ganz echte Tugend ſoll wohnend bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder ſein kann; denn unſere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tauſendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch ſo nothwendig im Leben, ſind weder der Stoff für einen Dichter noch des Geſchichtſchreibers; auf's höchſte können ſie einmal ſo nebenher wie die Wäſche der Nauſikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beſte Hausfrau iſt die allerunbedeutendſte für die Welt.

Daß Goethe die Welt luſtig anſieht, macht, weil dieſe Seite ſeines Verſtandes die klarſte iſt; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beſchaffenheit ſei, daß ſie keine Philoſophen je verbeſſern werden; und da er ſich ſelbſt wie billig auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders ſein kann, und je mehr ihn dieſe Dinge ſonſt gequält und er ſie durchdacht, hat er ſich gemüthlich darüber zur Ruhe geſetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Geſundheit und mehr Fleiſch im Topf als der arme Rouſſeau, um ſich gute Bouillons kochen zu laſſen.

Ihre Liebe iſt die einzige, die mir wohl thut; alle andere geweſene oder noch beſtehende haben mich nicht ſelten gequält; könnte ich's Ihnen vergelten!

12. April 1797.

Ich komme aus der Kirche oder vielmehr von der Kommunion, und da muß man ein gutes Werk thun, darum verzeihen Sie,

liebe Lollo, wenn ich Ihnen das beigeſchloſſene Manuſcript zuſchicke,[1] nebſt dem Billet von meiner Schwägerin an mich.

Was macht Ernſtchen[2] und was Humboldts Kind?[3] und wie gehen die Herzensangelegenheiten von unſern großen Kindern?[4] aber beſonders was machen Sie, geliebte treue Freundin! Die Milkau ſagte mir, ſie habe Schiller ſehr munter gefunden, und das macht wohl die Freude an ſeinem Garten. Ich freue mich ſelbſt darüber, als wenn er halb mein wäre, und bei ſchönen Tagen ſpaziere ich auch in Gedanken hinein.

Die Humboldt hat der Amelie ein goldgeſticktes Tuch geſchenkt, und anſtatt ſich damit zu putzen, ſchickt ſie's der Mutter, daß ſie es geſchwind ſehen ſoll. Weil Jemand die Dame gern geputzt ſieht, war mir's nicht recht; ich habe geſagt, es müſſe retour gehen.

25. April 1797.

Ich habe mich unendlich gefreut, daß mit der Nachricht vom Frieden, die geſtern Abend kam und mich für ſo viele Leidende unendlich erfreut hat, mir auch heute ein Brief von meiner geliebten Lollo kommt, der mich über ihre zeitherigen Unruhen tröſtet.

Die Wolzogen iſt mir eine angenehme Geſellſchaft, aber meiner treuen Lollo gehöre ich ganz allein; ſeien Sie nur nicht eiferſüchtig, letzt fand ich wo eine Bemerkung: wer mit Eiferſucht liebt, liebt mehr, wer ohne Eiferſucht liebt, liebt beſſer.

Den Humboldt[5] habe ich zu wenig geſehen, um etwas über ihn ſagen zu können, doch wäre mir's lieb, ihn zum Neveu zu haben; ich glaube, wenn wir bekannt würden, wir vertrügen uns mit einander recht gut. Wäre er länger hier geblieben, ſo hätte

[1] Des Mr. Perney, Anekdoten aus der franz. Revolution.

[2] E. war am 4. geimpft (an K, IV. S. 22).

[3] Im kalten Fieber, an G. 297.

[4] Wohl Carl, der ſich mit Fräulein v. Seebach verheirathete, und Amalie v. Imhof.

[5] Alexander, der ſich für Amalie v. Imhof ſehr intereſſiert hatte.

ich ihn einmal zum Déjeuner oder Thee eingeladen, so aber kam ich nicht dazu.

Mich freut's gar sehr, Schiller bald in seinem Garten zu wissen, und balde, balde [1] besuche ich Sie beide darin.

Adieu, mein bester Engel, mein Schutzgeist! Ein liebender Freund oder Freundin sind mehr Schutzgeist, als sie es selbst wissen.

17. Mai 1797.

Wie freu' ich mich des schönen Tags, den Sie heute in Ihrem Garten genießen; in allen Fleckchen weiß ich Ihnen schon zu begegnen. Wenn ich sicherer in meiner Gesundheit wäre, wie gern blieb' ich ein paar Tage bei Ihnen! Schiller ist auch so ein guter Gesellschafter, so nachsichtig, es läßt sich so hübsch mit ihm streiten, und die dicken Mauern, die meine Gedanken umgeben, würden sich gewiß in seiner Gesellschaft öffnen. Aber die Zeit muß mir auch gefällig sich dazu ausdehnen.

Sonnabend (den 2. September 1797).

Wenn das Wetter gut ist, so begleite ich Fritz den Dienstag bis Jena, und wir bitten Lollochen, uns zu Mittag aufzunehmen; auch Carl wird von der Reise sein.

Daß ich so ganz von meinen Kindern getrennt werde, besonders wenn Carl auch bald nach Mecklenburg zurück müßte, benimmt mir alle Poesie meines Lebens. Wenn ich katholisch wäre, so verschlöß' ich mich jetzt in ein Kloster und mein Lollochen besuchte mich manchmal darin. Ich malte und stickte dann Heilige, und den schönsten und frömmsten sollte allemal mein Lollochen haben. Für Schiller könnte ich keine Heilige machen, die frömmer und besser wären als mein Lollochen selbst.

(5. September 1797).

Hier die versprochenen Reisen mit meinen herzlichsten Grüßen an Schiller. Für mein allerliebstes Carlchen einen Pfefferkuchen,

[1] Reminiscenz aus Goethe's Nachtlied.

von welchem Ernſtchen ſich doch nur ein Stückchen wird müſſen gefallen laſſen; und für mein Lollochen ocimum polystachium, Samen und Reſedaſamen.[1]

Das ocimum ſäen Sie nur mitſammt der Schale. Die Körnchen ſind ſo klein, daß man ſie nicht ſeparieren kann.

9. September 1797.

Herzlichen Dank für die Pflaumen; ich freue mich recht, daß ſie mir Carlchen hat helfen aufleſen.[2] Heute kommen die verlangten contemporaines,[3] ſechs Stück, indeſſen es ſind noch mehrere da; le coeur humain dévoilé iſt mir auch verſprochen.

Fritz hat mir von Altenburg aus geſchrieben. Es war ihm, als hätte er Weimar nur in der letzten Abendſonne geſehen. Gebe ihm ſein Schickſal eine heitere Morgenſonne in dem Ort, den er ſich wählt.

Wenn ich eine Stimmung hätte, etwas zu ſchreiben, ſo würde ich's um Schillers Beifall thun, aber ich bin zu geiſtesarm.

27. Februar 1798.

Das Souper[4] muß Sie doch amüſiert haben, wie es der H. M. in ihrer Albernheit, und B. und Amelie im Element der Eitelkeit wohl war. Ich ſah Brinkmann nur einmal, aber er machte auf mich den Eindruck der Herzloſigkeit und Eitelkeit, ohngeachtet er immer auf wohlwollende Empfindungen in ſeinen Erzählungen zielte.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Briefe. Ich bin der Schimmelmann gut, weil ſie ſich ein hübſches Bild von Ihnen macht; hingegen ärgerte mich einen Augenblick das kleine paſſionierte Weſen meiner Schwägerin. Sie hatte vorher noch einen ſchlimmen

[1] Für den Garten, Schiller an Goethe Nr. 367.

[2] Bei der Obſternte im Garten, Schiller a. a. O.

[3] Von Rétif de la Bretonne.

[4] Bei der Herzogin Mutter, wo Carl Guſtav v. Brinkmann (1764—1847), den Goethe am 18. an Schiller empfohlen hatte, Nr. 433, „gar großes Glück" machte (Schiller Nr. 435). Lotte war zur Aufführung der Zauberflöte am 21. nach W. gegangen. Vgl. Br. Briefe an Frau v. Wolzogen lit. Nachl. II. S. 264 ff.

Brief geschrieben, den sie mir vorlas, welchen ich mir aber sehr verbat und es sehr ungerecht fand, daß für eine Gutheit, die Schiller gehabt hätte, ihm etwas Unhöfliches sollte erwiesen werden. [1] Wie sanft und gut ist der Charakter in den Briefen der Schimmelmann, aber doch bin ich bald eifersüchtig, daß sie auch so hübsche Briefe von Ihnen erhält als ich.

Was die Erzählung in Versen betrifft von der Michal, die Sie mir auftragen, so möchte ich sie gern übernehmen, wenn ich nur welche machen könnte. Sie hatte gewiß einen rechten Prinzessinanstand, und es mußte ihr abscheulich vorkommen, wie ihr königlicher Gemahl, von seinem Ornat entkleidet, vor der Bundeslade her Hanswurstssprünge macht, und der ganze Enthusiasmus, den sie vorher für ihn hatte, war nun auf einmal vorüber. Liebes Lollochen, ich bitte, machen Sie aus der Michal eine Erzählung. Wenn man immer an so einer schönen Quelle wohnt wie Sie, ich dächte, man könnte sich manchmal ein Brünnlein ableiten; um mich herum ist Alles unpoetisch.

Die hiesigen Neuigkeiten schreibt Ihnen wohl die Wolzogen. Gestern sind unsere Herrschaften von Gotha wieder zurück. Der Erbprinz und Erbprinzessin von Gotha kamen aber auch mit, und war noch gestern Abend Ball. [2] Die Tänzer sollten Oppels [3] Leiche begleiten; ich weiß nicht, was das für einen Contrast muß verursacht haben. Ich fand mich glücklich, gestern Abend einsam und allein zu sein.

Beilage.

Zur Charakteristik des passionierten Wesens von Frau v. Schardt diene folgender Brief (23. August 1809):

„Ich bin hier auf diesem dürren, von allen guten Geistern verlassenen Boden geblieben, und oftmals, wenn ich, durch die

[1] Die „Anekdoten" waren durch ein Mißverständniß auch in Reinhardts Journal gerathen. Frau v. Schardt's Brief ist vorhanden und sehr pikiert.

[2] Goethe an Schiller 440.

[3] Goethe an Knebel 168.

ſchöne Luft des Himmels gereizt, hinausging und dann den Park betrat, bin ich, von unwiderſtehlichem Widerwillen ergriffen, wieder umgekehrt, um all das wohlbekannte, magere, dürre, zubereitete Weſen nicht zu ſehen.

„Das Einzige, was mir noch etwas gewährt, iſt der Umgang von St. Aignan. Ich dachte nicht, daß ich in meinem Herzen wieder ſolch eine Zuneigung finden könnte.

„Der Goethe iſt ſeit einigen Tagen zurückgekehrt (von Berka) — ich fand ihn unvermuthet bei der Stein, da war er eben gekommen; den Moment kehrte noch die Freude in mich zurück — die alte. Er war milde und ſchien geſund.

„Weimar iſt und bleibt ein ſtehender Sumpf, wo man Gott dankt, wenn nur noch Fröſche darin quaken ....

„Ergebung, hinweg gewandt das Herz vom Irdiſchen!“

24. Mai 1798.

Sie machen in Ihrem Brief Bemerkungen über Stimmungen des Gemüths durch Leiden von Krankheit, wovon ich auch den Gewinnſt manchmal gefühlt habe; aber die Reſignationen haben ſich bei mir zu oft wiederholt, und ich bin gleichgültiger gegen das Leben oder die Lebenswirthſchaft geworden, als ich ſelbſt wünſche. Sie und die Herzogin Luiſe halten mich allein durch Ihre Liebe, und manchmal begreife ich gar nicht, daß Sie mich noch lieb haben können, und möchte Ihnen gerne auch etwas Angenehmes in Ihr Leben flechten.

Die vier Trauungen[1] auf einmal haben mich nicht wie ſonſt,

[1] Am 20. Mai wurden gleichzeitig vom Generalſuperintendenten Herder getraut:

1) Carl v. Stein auf Kochberg, Kammerherr und nachmaliger mecklenburg-ſchwerin'ſcher Oberlandhroſt, mit Fräulein Amalie v. Seebach.

2) Friedrich v. Seebach, nachmaliger großherzoglich ſächſiſcher Oberſtallmeiſter, General und wirklicher Geheimerath, mit Fräulein Henriette v. Stein aus dem Hauſe Nordheim.

3) Louis v. Seebach, † als Oberforſtmeiſter in der Zillbach, im Großherzogthum Weimar, mit Fräulein v. Beulwitz.

4) Hr. v. Breitenbauch mit Fräulein v. Oldershauſen.

wenn ich dieſe Feierlichkeit ſah, traurig gemacht. Wenn es nicht aus Taubheit meiner Gefühle kommt, ſo hoffe ich, es kommt aus Gründen, daß dieſe Ehen, was den Charakter gegeneinander betrifft, alle glücklich ſein werden. Es war Alles zum Ball bei dieſem Feſte gebeten, Goethe ging aber den Tag fort. Man hat ihm hier Schuld gegeben, er habe ſich gefürchtet, ein Kränzchen zu bekommen.

26. Mai.

Wenn Kämpfers Reiſen Schiller intereſſiert haben, ſo könnte er ſie ja länger behalten. Die Herzogin gibt ſie ihm gern; weil ſie ihr gefallen haben, hat ſie mir ſie beſonders für ihn gegeben. Sie gehen mit der Dido um, wie man mit einem einzigen Kind zu thun pflegt, machen ihr viel weis und halten ihr die Fehler zu gut, daß Sie ſie immer noch leſen mögen, wie Sie mir ſchreiben. So ſehr mich's freut, daß ſie Schiller gefällt, ſo kann ich mich doch nicht entſchließen, ſie drucken zu laſſen. Wenn mir die angefangene Komödie glücken ſollte, ſo könnte ich mich eher dazu entſchließen mit Schillers Beifall. Mit erſterer könnte ich mir Feinde machen. In der Abſchrift von dem Chorgeſang finde ich in meinem Exemplar von der Dido einige Schreibfehler. Ueberhaupt gefallen mir dieſe Verſe nicht, und ich habe gar keine Gabe, welche zu machen; ſonſt würde ich mit Freuden ſie zum Muſenalmanach bringen.

Ende Mai 1798.

Ich freue mich, wenn es meinem alten Freunde bei Ihnen wohl iſt; ich wußte gar nicht, warum mein kleiner Morgenbeſuch ſeither ausgeblieben war. Die Mutter macht ſich in Jena auf dem Land luſtig. Neulich war ſie mit meiner Mutter ihrer Löwern auf einem Ball in Lobeda und bat ſich ihren Beſuch in Weimar aus, beſonders aber bei ihrer Schweſter, welche ſie recht vor der Verführung der Männer warnt, wie ſie ſagte. Er mag wohl

das arme Weſen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler geweſen wäre als mit dem Genie.

Mittwoch (den 13. Juni 1798).

Wir waren nach Ihrer Abreiſe [1] noch recht in Sorge um Sie. Ich habe das Gewitter bis zu Ende bei der Wolzogen abgewartet. In Kochberg war am Sonnabend ein fürchterlich Gewitter, und ein Dorf, das zu Kochberg gehört, iſt ganz verhagelt. Den Kochberger Feldern hat's nichts gethan. Die neue Ehe hat ſich alſo gleich mit einem Hauskreuz angefangen.

In Ihrem Garten iſt es wohl ſehr ſchön. Ein eigenes Fleckchen wäre mir auch lieber als der große Park, worin ich wohne. Ich begreife nicht, daß ſich Goethe in das Schloß in Jena ſtecken kann, da er hier in eignen Gärten wohnt, er müßte denn viel mit Ihnen beiden ſein; denn ſein hieſiges häusliches Verhältniß muß ihn ganz abpoetiſieren. Thät' ich der Herzogin nicht weh damit, ich würde doch endlich meine Wohnung in Kochberg aufſchlagen.

Wird denn der Roman in den Horen fortgeſetzt: „Briefe von Amanda und Eduard?" Ich habe ſie erſt geſtern geleſen und finde ſie recht intereſſant. Sie ſind wohl von Madame Mereau; [2] ich möchte ſie wohl einmal kennen lernen, wenn ich nach Jena komme.

Adieu Liebes, Einziges, das ſage ich ohne Rauſch. Emilie Gore erzählte mir, daß, als ſie letzt zugleich mit Goethe bei Hof aß, er mit Ausdruck ſüßen Weins nach der Tafel vor ſie trat und zu ihrer größten Verwunderung ſagte: ma chère, seule, unique amie! Er muß doch noch ein Winkelchen im Herzen haben, wo ihm noch Liebe ſitzt.

Kochberg, den 18. September 1798.

Vorigen Mittwoch bin ich in Rudolſtadt bei der chère mère geweſen, und alle Berge, Wälder und Fußpfade hier herum er-

[1] Lotte war alſo von Rudolſtadt (Bd. I. S. 243) über Weimar nach Jena gereist, wo ſie Goethe fand.

[2] Schiller an Goethe Nr. 337.

innern mich, mit welchem Vergnügen ich Ihnen entgegen oder zu Ihnen ging, und ich danke es dem Genius der Freundschaft, daß er uns noch immer in einer Nähe zusammen erhalten hat.

Mir hat's auch sehr leid gethan, daß ich Sie in Weimar versäumt habe;[1] schreiben Sie mir, wie es Ihnen da gegangen ist.

Daß Ihnen meine Komödie gefällt, hat mir rechte Lust gemacht, weiter zu schreiben; doch kann ich hier nicht recht fleißig sein. Es lebt sich hier so hübsch vom Genuß des Anschauens: meine Kinder treiben so eine hübsche Wirthschaft, und meine Schwiegertochter ist recht verständig und gut; und wenn ich erst Großmama werde, dann wird's wohl mit dem Komödienschreiben gar zu Ende sein. Wenn ich nur eher auf den Einfall gekommen wäre, wie Geist und Antheil an Allem lebhafter war. Im Traum sah ich ein dickes, schön gedrucktes und gebundenes Buch, das ich geschrieben hatte, und war mir doch gar nicht erinnerlich, daß ich diesen Reichthum hervorgebracht hätte. Dieß war ein guter Traum; vorher hatte ich aber einen bösen Traum, nämlich meine Guitarre war zerfallen. Es ist eine Warnung meines Schutzgeistes, daß ich dem Vergnügen, worin ich lebe, nicht zu sehr trauen soll; aber Ihre Liebe und Treue kann mir nichts nehmen, und in dieser kann ich bei Allem ruhen.

12. November 1798.

Ich lese ganz früh noch bei Licht Schillers Musenalmanach. Wenn so Alles still um mich herum ist und ich noch nicht in Geschäfte der Welt zerstreut bin, kann ich das poetische Frühstück besser genießen. Ich finde sehr viel Schönes darin; besonders hat mir sehr wohl gefallen: „Einer,“[2] überschrieben; und es macht mir einen Spaß, zu errathen, dieß hat Goethe, dieß hat Schiller gemacht. Goethe ist wieder hier.[3]

[1] Lotte war im August in W. Schiller an Goethe 498.

[2] Unleserlich, muß verschrieben sein, denn solch ein Gedicht findet sich nicht im Almanach für 1799.

[3] Von Roßla.

Nun muß ich von dieſem Brief weg an einen ſehr traurigen, nämlich an Staff in Eiſenach, der mir geſtern den Tod ſeiner Frau notificiert. Sie hat mir unendlich leid gethan, ſechs kleine Kinder läßt ſie ihm, dem armen Mann, der ohnedieß eine ärmliche, ängſtliche Natur hat.

24. November 1798.

Ich habe die Schriften der Frau v. Berlepſch nicht geleſen, außer wenige Briefe auf einer Reiſe. Ich kann aber über unſer Geſchlecht nicht ſo beſcheiden ſein, wie Sie ſind. Ich glaube, daß, wenn ebenſo viel Frauen Schriftſtellerinnen wären, als Männer es ſind, und wir nicht durch ſo tauſend Kleinigkeiten in unſerer Haushaltung herabgeſtimmt würden, man vielleicht auch einige gute darunter finden würde, denn wie wenige gute gibt es nicht unter den Autoren ohne Zahl. Die Organiſation iſt wohl einerlei und wohl gar unſere noch feiner zum Denken, aber es iſt nun einmal unſere Beſtimmung nicht; darin bin ich, mein liebes Lollochen, ganz Ihrer Meinung. Grüßen Sie Schiller auf's Beſte von mir, und ich laſſe mir's wie Sie ganz behaglich ſein, ſeine Schriften zu leſen. Hier ſchließe ich Ihnen auch ein Gedicht von Salis bei, im Fall Sie es noch nicht haben. Nein, ich ſchicke es auf den Sonnabend.

29. December 1798.

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für Ihre Treue; gewiß, Sie haben recht, ein ſchöneres Geſchenk als welkende Blumen. Ich danke Ihnen auch für Ihren Antheil an Fritz. Wie ich die Nachricht bekam, daß er Kriegs- und Domänenrath geworden, hätte ich mich gern mit noch Jemand gefreut, aber ich war ſo allein und danke es um ſo mehr der Wolzogen, die bald hernach zu mir gelaufen kam und ſich mit mir freute. Die Herzogin war eben bei mir, aber dieſe Freundin theilt meine Freude nicht, denn ſie verzeiht Fritzen nicht, daß er weggegangen iſt.

(Anfangs 1799).

Den Muſenalmanach habe ich der Herzogin zugeſtellt, wofür ſie Schiller recht freundlich dankt. Ich habe noch nicht mit Muße drin leſen können, denn ich beſitze ihn nicht ſelbſt, aber von der Herzogin bekomme ich ihn noch. Von Schiller, Lollochen und Goethe habe ich mir nur geſchwind etwas aufgeſucht. Das Glück von Schiller finde ich ſehr ſchön; Goethe's Elegie auf die B.[1] hat mich ſehr intereſſiert, doch iſt mir etwas dunkel drin, aber die Ueberſetzung von der Romanze aus der ſolle en pélerinage[2] hat mir nicht ganz gefallen; und mein Lollochen beneide ich ein wenig, daß ich nicht auch etwas ſo Artiges machen kann.[3]

Den letzten ſchönen Tag habe ich auf einem Spaziergang auf die Säulen mir in Gedanken ein franzöſiſch Liedchen überſetzt, das ich ſchon, als ich noch Hofdame war, gern hatte. Ich leg' es bei, es wird Ihnen wohl auch aus dem Rouſſeau bekannt ſein.

Ich habe nun nicht mehr Zeit, das Lied abzuſchreiben, und ſchicke es mit nächſtem.[4]

9. Februar 1799.

Es iſt mir ganz einſam, nun meine gute, treue Lollo fort iſt;[5] indeſſen ſchreib ich ein paar Worte des Danks meiner lieben Freundin, daß Sie mir, ſoviel Sie konnten, alle Ihre Stunden hier ſchenkten. Den ſchönen Florian hat mir Goethe geſchenkt; er hat mir ſchon manche angenehme Stunde gemacht, und wenn Sie ihn leſen wollen, will ich Ihnen nach und nach immer einen Theil ſchicken.

Die Herzogin Luiſe hat mein Lollochen mir recht gelobt und mir geſagt, der Ausdruck ihres Geſichts thäte ihr im Innern wohl, und das thut mir auch wohl, wenn man mir ſo etwas ſagt.

[1] Becker, Euphroſyne.

[2] Der Müllerin Verrath. An Knebel 181.

[3] Die drei Gedichte, unterzeichnet „Louiſe", S. 77. 150. 174.

[4] Es fehlt.

[5] Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt, wegen der Aufführung der Piccolomini.

Ich war vorgestern in Gesellschaft der Kalb; sie frug mich, ob Goethe mich besuchte, ich sagte: nein. Welche Härte, rief sie aus, und sie wollte es ihm vorhalten; in Eil', denn mein Wagen stand schon vor der Thür, bat ich sie recht sehr, es nicht zu thun, denn ich liebe meine Einsamkeit und bin gar nicht auf Visiten gestimmt. Wenn sie mir nur nicht etwas Albernes macht: ich habe gar nicht gern, wenn man zu Goethe von mir spricht; ich habe ein zu lebhaftes Gefühl davon, daß er gar kein Interesse an mir nehmen kann, ich aber habe noch soviel Interesse an ihm, daß ich nicht leiden kann, daß man ihn damit plagt.

August ist bei mir, sein Gesichtchen thut mir auch wohl; er wollte an Carlchen schreiben und freute sich über's Couvertchen, das ich ihm gemacht habe. Possierlich ist's, daß er sich das Siegel in meinem Schreibtisch ausgesucht hat, das mir sein Vater, ich glaube vor zwanzig Jahren, geschenkt.[1] Lassen Sie ihn es nicht sehen.[2]

Weimar, den 28. Februar (1799).

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen gar nicht schrieb, aber ich habe, wie der Prinz Tamino, mit meinen Gedanken immer um Sie geflötet, indessen Sie in den Fluthen waren.

Haben Sie denn meinen allerersten Brief, nachdem sie weg waren von hier, erhalten? Ich hatte auch das Recept zur Sauce mitgeschickt, die Ihren Beifall hatte, als Schiller und Wolzogens zu Mittag bei mir waren, auch hatte August ein Briefchen an Carl mit eingelegt.

Gestern war ich in der Komödie; die Lästerschule wurde gegeben, es würde Sie gewiß recht amüsiert haben, und wurde auch ziemlich gut gegeben. Ich möchte sie gemacht haben. Die meinige ist fertig, doch habe ich mancherlei dran zu corrigieren, denn immer

[1] Mit dem Motto: „Alles um Liebe," als Wechselgeschenk. G. Brief vom 8. November 1776, I. S. 70.

[2] Diese eine Zeile wiegt schwerer als alle Verunglimpfungen der neuesten Tadler.

ertapp' ich den Autor noch auf manchen Unrichtigkeiten oder Widersprüchen.

Prinz Friedrich von Gotha ist hier, sonst weiß ich gar nichts Neues. Ja, doch noch etwas: Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, ist angekommen, ein ältlicher Mann, der einen auf's erste Ansehen weder für noch gegen sich einnimmt. Nun ich ihn einigemal gesehen habe, kommt er mir bescheiden vor. Er spricht sehr schön französisch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das gesellige Leben und die Jagd, denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des ersteren, und dann hörte ich ihn verschiedentlich von Anekdoten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren.

Adieu, mein Liebes, das ich sehr vermisse. Keine so treue, liebevolle, mir so wohlthuende Freundin betritt meine Schwelle; nach Ihnen die einzige Herzogin Luise, die es aufrichtig gut mit mir meint, aber ich kann ihr immer nichts recht machen, und wir leben in ewigem Streit. Letzt sagte sie mir, sie könnte sich recht vorstellen, daß mich Goethe nicht hätte können lieb behalten, ob sie mich gleich immer würde lieb haben. Ich habe ihr geantwortet, ich wollte ihr zugeben, daß sie mich stärker liebte, ich sie aber besser.

Sonntag, 3. März (1799).

Den 28. vorigen Monats ist meine Schwiegertochter von einem Sohn entbunden worden. Den 7. gehe ich nach Kochberg mit meiner Mutter, um ihn aus der Taufe zu heben.

Indessen bei der freudigen Begebenheit bekam ich gestern Abend einen Brief, der meinem Herzen schwer aufliegt. Fritz ist sehr krank, der Brief war vom 20. Februar; er hatte ihn seinem Bedienten diktiert, zuletzt hatte er mir einige Zeilen dazu geschrieben. Die Züge waren aber seiner gewöhnlichen, sehr reinlichen Hand so unähnlich, als wenn sie ein Kind geschrieben hätte. Dieß gab mir einen Stich durch's Herz, wovon ich mich nicht erholen kann, denn im Brief des Bedienten stand, er wäre wieder außer Gefahr,

nur noch bettlägerig, aber vierzehn Tage ſei er recht krank geweſen, Fritz, der nie krank war, außer in Hamburg, da er die Gelbſucht hatte. Mir fiel ein, er habe vielleicht Händel gehabt, genug, ich muß ſeit geſtern immer weinen. Man ſagt, die Thränen linderten, aber mir bekommen ſie ſehr übel, weil es mir gleich heftig Kopfweh erregt; ach! die fünfzig Meilen weit dazu, nun kann ich lang nichts hören.

Der Diebſtahl des Manuſcripts von Wallenſteins Lager iſt ganz abſcheulich. Böttiger wäre wohl zu ſo etwas fähig; daß es ja Schiller nicht ununterſucht läßt.[1]

Mittwoch, (18. März 1799).

Von Fritz habe ich mit der letzten Poſt nichts gehört, hier iſt aber ein Brief von voriger Poſt von der Gräfin Maltzan. Aus dem Brief kann man ſehen, daß es eine treue Freundin iſt; ſchicken Sie mir ihn aber wieder. Sie verſprachen mir einen von der Gräfin Schimmelmann.

Haben Sie noch nicht erfahren, wer das Manuſcript von Wallenſteins Lager entwendet hat? Schreiben Sie mir bald, daß Sie völlig wieder wohl ſind und die Muſen wieder bei Ihnen. Zu mir werden ſie ſobald nicht wieder kommen, mich hat ſo eine Traurigkeit über Fritzens Krankheit ergriffen, die mein Gemüth ganz abſtimmt; wenn es nur keine Ahndung iſt, die mir ſo ſchwer aufliegt, daß dieſe Krankheit doch der Nagel zu ſeinem Sarge iſt, wenn auch jetzt die Gefahr vorüber. Ich ſage mir oft vor, daß ich's mit Faſſung ertragen will, ſage mir oft vor, wie viel unglückliche Mütter, was noch ſchlimmer war, hoffnungsvolle Söhne durch die Guillotine und die bitterſten Leiden in den jetzigen Zeiten mußten fallen ſehen, aber immer nagt mir's am Herzen.

15. März.

Dieſer Brief war liegen geblieben, weil mir Goethe den behalten hatte, ſo ich mitſchicken wollte. Nun habe ich geſtern einige Zeilen von Fritz ſelbſt vom 9. erhalten.

[1] Schiller an Goethe 578.

12. Juni (1799).

Ich danke Ihnen, liebe Lollo, für die paar Stunden, die Sie mir vorigen Sonntag[1] ſchenkten, und daß Sie mir nicht meine leidenden Züge vorwarfen, wie die Herzogin. Hier iſt die Orange, die ich Schiller noch zum Wagen hineinreichen wollte, aber die Unbethulichkeit meiner Füße machte, daß ich es verſäumte, und zu ſchnell war Ihr Wagen von mir weggedreht.

Wiſſen Sie nicht, ob Mikau noch im Schloß logiert? Ich möchte mich gern auf ein paar Tage da einquartieren, ſonſt könnte ich wohl die Zimmer nicht bekommen, und die andern hat ja der Goethe. Ich bitte alsdann den Herzog darum, der morgen wieder kommt.

Ich möchte auch heute mit den Melliſchen[2] bei Ihnen ſein. Der Herzog kommt morgen Nachmittag, er bringt den Herrn von Haugwitz, preußiſchen Miniſter, mit. Es iſt ein ehemaliger Bekannter von Goethe, alſo hat die Herzogin ihren Läufer nach Roßla geſchickt, um Goethe, der mit ſeiner Familie die Landluft genießen wollte, wieder heimzuholen.[3] Ich träumte, mein Mann fuhr mit meiner Mutter fort. Da ich eben etwas zu überſetzen angefangen habe, ſo ärgerte ich mich im Traum, daß ich's vergeſſen hatte mitzunehmen und meine Arbeit nicht vollenden könnte. Auch träumte ich einige Nächte vorher, meine Tinte war ausgeſchrieben und war etwas wie trübes Waſſer, oder vielmehr wie ein dicklichter Saft drin. In der Traumtheorie ſteht, daß wenn die Träume nicht eintreffen ſollen, man ſie erzählen muß; drum folg' ich dem Aberglauben, um noch mit meiner Lollo ein Weilchen das Leben zu genießen.

27. Juli 1799.

Das, worauf eigentlich die Welt beruht, ſollte man gar nicht in Verſuchung kommen können ein Uebel zu nennen; es muß bei

[1] Schiller an Goethe 609.
[2] Der engliſche Conſul Melliſh, ebend. 610.
[3] Er kam nicht, ebend. 612.

der Schöpfung ein Verſehen vorgegangen ſein, dafür der Urheber uns anderswo wird entſchädigen müſſen. Indeſſen möchte ich in Anſehung Ihrer dießmal einen Vortheil für mich herausziehen, und zu Ihrer Zerſtreuung ſchlag ich Ihnen vor, acht Tage oder ſo lang Sie wollen, zu mir zu kommen; Goethe geht indeſſen zu Schiller, und die Chriſtine bleibt bei den Kindern im Garten, und Sie erholen ſich bei mir in Ruhe.

Geſtern aß ich mit der Laroche bei Goethe,[1] es war ein empfindſames Diner; wir mußten uns jedes nach unſeren Namen auf dem Couvert ſetzen, und Nachbarn oder vis à vis, eines oder das andere, waren am ſchicklichſten zur Unterhaltung ausgeſucht. Auf dem Tiſch ſtanden anſtatt der Gerichte Blumennäpfe mit raren Gewächſen und Bouteillen mit Wein dazwiſchen. Die Unterhaltung ging gleich auf die Blumen, und nach einer Weile wurden uns vorgelegte Speiſen gebracht. Gegen das Deſſert erhob ſich eine unſichtbare, ſanfte Muſik, und endlich trug man ſchöne Früchte und wohlgeſtaltete Kuchen auf den Tiſch zwiſchen die Blumenſtöcke, die auch Carlchen und Ernſtchen würden intereſſiert haben.[2] Außer einigen Perſonen war dieſelbe Geſellſchaft Abends bei der Herzogin im römiſchen Hauſe zum Thee.

Wieland ſah ungern, daß die Laroche ſich bei uns gefiel; er will ſie nur für ſich in Osmannſtädt haben, wo ſie ihm helfen muß ſeine confessions ſchreiben; denn da ſie ein ſehr gutes Gedächtniß noch bis jetzt hat, weiß ſie vermuthlich noch alle ſeine Jugendſünden, die er ſchon längſtens vergeſſen hatte; dieß iſt aber nur eine médisance von mir.

Die Herzogin läßt Ihnen ſagen, Sie ſollten Geduld haben, denn ſie hätte ihrer gar ſieben gehabt, und das wäre nun einmal unſere Beſtimmung.

[1] Goethe an Schiller 633, wonach das Mahl am 25. ſtattfinden ſollte, und 634.

[2] Frau v. la Roche's eigene Beſchreibung bei Düntzer, Frauenbilder, Seite 548.

Mittwoch, (August 1799).

Kotzebue kenn' ich schon lang; er hat ein etwas, wenigstens in seinem Aeußern, von den drei Eigenschaften, die Sie sich von ihm gedacht haben. Mir ist er leichtsinnig und unzuverlässig vorgekommen; mein Gemüth trug mich ohne weiteres Nachsinnen nicht zu ihm. Nun will ich einmal sehen, wie er mir jetzt wird vorkommen. Wenn mein Kopfweh nachläßt, gehe ich den Abend in sein Stück: das Epigramm; im Lesen hat mir's gefallen. Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebue'schen Stücke nicht so übel finden, und wenn ich schreiben könnte, würde vermuthlich auch nichts Besseres herauskommen. Sollte es Schiller gelingen, mir den rechten Begriff davon beizubringen, so hoffe ich, wenn ich einmal wieder in die Welt komme, etwas der Kunst Gefälliges hervorzubringen; jetzt wäre es zu spät, denn zu einem noch nie gehabten Begriff muß sich in uns sogar erst ein Organ bilden, womit man ihn fassen kann, und im Winter der Jahre ist dieses wie physisch unmöglich. Indessen, da ich bloß auf Schillers Befehl eine Komödie geschrieben habe, so muß er sich ein bischen ihrer annehmen. Ich schreibe den letzten Akt ab, und dann soll es ein correcter Abschreiber in's Reine bringen und einen breiten Rand dran lassen. Was mir im Vorlesen noch eingefallen ist, und Schiller, daß man wegen der Entwicklung irre geführt würde, erinnerte, ändere ich halbweg.

Gestern erzählte mir die Herzogin, als sie tête à tête bei mir Kaffee frühstückte, sie ließe Ihnen eine Kaffeekanne, Milchtöpfchen und Zuckerschachtel von Silber machen.[1]

28. August (1799).

Ich habe flüchtig die Xenien im Athenäum[2] gelesen, aber ich habe keine Freude an diesem Witz. In Berlin, hat mir die Herzogin

[1] Schiller zeigt den Empfang des Geschenks am 26. September Körner an IV. S. 151.

[2] Schillers Urtheil an Goethe 645.

gesagt, hat die Polizei Befehl, auf Schlegel und Fichte Achtung zu geben; darum zieht er wohl auch noch nach Jena.

Die Herzogin hat wieder neue Reifen für Schiller; sie läßt sie nur erst binden, dann bekomme ich sie. Der Verfasser hat ein sehr hübsches Gesicht, sein Kupfer steht voran. In acht Tagen, habe ich gehört, wird die schöne Silberarbeit fertig sein.

Die junge Herder ist in die Wochen gekommen, und die Frau von Werther aus Jena hat das Kind gehoben, und der Großvater getauft. Es ist sonderbar, daß Herder sich diese Frau zur Gevatterin seines Enkels auserlesen hat; als erster Geistlicher des Landes sollte er doch den Anstand mehr respektieren.

Heute ist Goethe's Geburtstag, wozu ihm vermuthlich die Schlegel werden Oden gemacht haben.

26. Oktober 1799.

Sehr angenehm hat mich die Nachricht, daß Sie, liebe Lollo, ein Töchterchen haben, in Weimar empfangen.

Betrübt, beinahe mit Thränen, verließ ich Fritz in Leipzig, und nun kommt mir durch Sie, daß Sie mir von Neuem sammt einem Töchterchen geschenkt, wieder eine Freude in mein Herz.

Sobald ein schöner Tag scheint, besuche ich Sie; ich darf mich nicht in die üble Witterung wagen.

Schiller danke ich tausendmal für den Brief, den er mir nach Leipzig geschrieben, wenn ich ihn gleich nicht erhalten habe. Wenn er retour kommt, bitte ich ihn mir noch aus, daß ich ihn unter meine Heiligthümer lege.

Sonnabend, 23. November 1799.

Wie freu' ich mich, da ich eben von einem Spaziergang zurückkomme, Ihren lieben Brief vom 21.[1] zu finden! besonders, da ich mir vorgesetzt hatte, Ihnen, liebe Lollo, heute auch ein

[1] Nach Lottens schwerer Krankheit.

paar Zeilen zu ſchreiben, und mich auf künftigen Montag[1] anzumelden.

Sobald es Ihre Kräfte erlauben, ſo kommen Sie auf einige Wochen zu mir; ich warte und pflege Sie dann, wie es die chère mère gethan hat, und wir wollen dann noch einen recht vergnügten Winter mit einander zubringen.

(Sonnabend, 6. März 1802) Abends halb 8 Uhr.

Nun etwas vom Leben! Der Herzog hat, unter uns geſagt, die verfehlte Geſellſchaft im Stadthaus[2] meiner Schwägerin zugeſpielt, auf den Dienſtag, ſie hat mich dazu eingeladen. Da es aber der einzige Tag iſt, wo ich künftige Woche mit der Herzogin ſein kann, ſo wäre es doch beleidigend, wenn ich die Herzogin darum wollte ſitzen laſſen. Dieß ſag' ich Ihnen nur, meiner Schwägerin ſag' ich's erſt Dienſtags ab, ſonſt gibt's eine Verhandlung, deren Gang ich ſchon auswendig weiß.

Adieu, mein treues, getreues Herz, die mir beſſer als Nichten ſind. Ich habe geſtern eine Scene mit den drei Precieuſen gehabt,[3] die mir heimlich böſes Blut gemacht.

Strachwitz, den 20. April 1803.[4]

Ich ſitze hier wie im Himmel, nachdem ich unter vielen Trübſalen, die ich weiter unten beſchreiben will, angelangt bin. Fritz iſt ganz hergeſtellt,[5] doch finde ich ihn ſehr mager und ohne Eßluſt; das gefällt mir nicht; übrigens iſt er heiter, ruhig und verſtändig und hat Alles um mich herum recht con amore zu recht gemacht. — Ich ſchreibe dieſes, weil ich weiß, daß das enfant

[1] Am 8. reiste L. mit S. und ihrer Mutter nach W. Ohne Zweifel hatte Frau v. Stein sie persönlich eingeladen, bei ihr zu wohnen.

[2] Bd. I. S. 23.

[3] Amalie sollte am 5. die Königin vor Spanien spielen.

[4] Wir theilen diese Briefe ganz mit, weil sie die Anmuth der jetzt wieder glücklichen Mutter in ihren Plaudereien bezeichnen. Mit Goethe war offenbar ein gutes Vernehmen hergestellt.

[5] Von seiner Wunde. Bd. I. S. 471.

und ich meine gute Lollo intereſſieren und ſie wie er, mein geliebtes Kind ſind. —

Strachwitz liegt an der Straße vor Breslau,[1] und Fritz empfing mich gleich hier, und wenn ich von der Reiſe werde ausgeruht haben, geh' ich nach Breslau, um einige von ſeinen guten Freunden da kennen zu lernen.

Nun zu meinen unglücklichen Begebenheiten.[2] — Schon ehe ich nach Leipzig kam, ſprach mein Fuhrmann von zwei Pferden Vorſpann, welches Schach, um mich nicht unwillig zu machen, verſchwieg. Wie ich von Wurzen wegfahren wollte, ſagte er, ſein Pferd ſei lahm, und wollte nicht weiter. In unſerm Accord war aber, daß er dafür ſtehen müſſe. Indeſſen verging dieſes durch ein anderes aufgeſchlagenes Eiſen. Eine Stunde vor Dresden verlangte er als ein Recht abermals Vorſpann, und da ich's nicht in meinem Accord hatte, verſicherte er mir, ſo was verſtünde ſich von ſelbſt; und da ich ſo viel länger auf der Welt wäre, wie er, müßte ich das wohl wiſſen. Voßens hätten ihm die ganze Reiſe zwei Pferde Vorſpann bezahlt, auch Altenhoff, welches er mir aber doch in Weimar verſchwieg, da ich ihn frug, ob auch ſeine zwei Pferde eine ſo weite Reiſe aushalten könnten. Um der Pein los zu ſein, ſagte ich ihm, ich wolle es aus gutem Willen thun; aber es half mir auch dieß nicht, denn ſo oft uns ein Wagen begegnete, bot er mich aus und wollte deren Paſſagiers retour bringen, die denn eben ſo wenig Luſt hatten, auf der Landſtraße umzupacken, als ich. Da mich die Vorſpann unendlich Geld koſtete, und ich doch nicht geſchwinder kam, weil er nicht litt, daß die Vorſpann zufahren durfte, ſo ſchlug ich ihm vor, ſeine Pferde auszuſpannen und ſie ſachte hintendrein zu führen, und ich wollte die Vorſpann allein vor dem Wagen nehmen. Das wollte er wieder nicht, denn das Geſchwindefahren ſchade ſeinem Wagen. Nun wußte ich ihm

[1] ¾ Meilen vor Breslau, jetzt im Beſitze des Commerzienraths Schaller. Fritz hatte es gekauft.

[2] So reiste man vor ſechzig Jahren!

weiter nichts zu ſagen noch zu helfen, als ob er ſich nicht mit ſammt den Pferden in den Wagen ſetzen wollte und mich vorſpannen. Dieß nahm er ſehr übel, und wie ich in Bunzlau vor der Poſt hielt, wo man viſitiert, und eben ſehr großer Markt war, fing er an ganz laut über mich zu ſchimpfen und zu lügen: ich müßte verborgene ſchwere Sachen bei mir haben (und er hatte doch ſelbſt Alles aufgepackt), ich hätte ihm verſchwiegen, daß ich mein Mädchen mitnähme, ich hätte ihm geſagt, daß Breslau nicht weiter wäre wie Stuttgart, da ich ihm doch an den Fingern abgezählt hatte, daß es ſieben Meilen weiter ſei, und ihm ausdrücklich geſagt hatte, daß ich Marie mitnehmen würde, obſchon Schach und Marie den halben Weg neben ſeinem Wagen hergegangen ſind. Nun kam ein fatales Geſicht von einem Poſthalter vor meinen Wagen, las mir die Moral, daß ich den Mann doch nicht ſo drücken ſollte, er wollte mir eine Chaiſe geben, und ſo könnte ich auf jeder Station eine haben. Ich antwortete gar nicht mehr und blieb feſt im Wagen ſitzen. Endlich kam er noch einmal: der Fuhrmann wollte mich bis Breslau mit fernerem Vorſpann bringen, wenn ich ihm auf der Stelle ſein gedungenes Geld auszahlen wollte. Das that ich nicht; ich ſollte alſo ein ſchriftliches Zeugniß ausſtellen, daß ich ihm nichts davon abziehen würde. Ich that's auch nicht, ſondern ſagte, ich würde ihm das Geld geben. Der kleine fatale Poſthalter wollte mich ordentlich kommandieren; er ſtand mir ſo recht zur Hand am Wagen, daß, hätte ich mich nicht vor den Leuten geſchämt, ich ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte. Meinen Fuhrmann ſtachen eigentlich die Retourfuhren, deren ſo viele auf die Meſſe gingen, in die Naſe. Genug, er bequemte ſich endlich, mich $2^1/_2$ Meilen bis Liegnitz zu fahren. Hier fing er abermals an, mich auszubieten; in dieſer Gegend ſind die Lohnkutſcher ſehr wohlfeil; alſo profitierte mein Fuhrmann, wenn er mich für etwas Weniges, das er übernehmen mußte, bis Breslau fahren ließ und den andern Morgen ſeine Chaiſe zurückkriegte, für deren Schaden der Lohnkutſcher ſtand. Ich zahlte ihm alſo ſeine 65 Thlr.

12 ggr., nachdem die Vorſpann, Trinkgelder ꝛc. mich noch außerdem 35 Thlr. gekoſtet haben. Dafür hätte ich können von Weimar aus mit drei Poſtpferden in fünf Tagen hier ſein.

Sagen Sie nur an Wolzogen mit einem ſchönen Gruß, daß ich hundertmal an ihn gedacht und bereut hätte, nicht ſeinem Rath gefolgt zu haben. Rouſſeau hätte gewiß an meiner Stelle geglaubt, dieß ſei eine beſondere Verſchwörung gegen ihn geweſen. Ich glaube, es war Fauſts Mephiſtopheles, der neben mir ſteckte, und den ich recht andächtig den ganzen Weg durch geleſen, und nur dann und wann in Rouſſeau's Reverien geſehen hatte, weil der Druck ſehr klein war. Grüßen Sie doch Goethen von mir. Noch haben wir ſein Stück[1] nicht eröffnet, und es bleibt pour la bonne bouche.

Strachwitz, den 21. April 1803.

Das Enfant iſt heute früh um Sieben in die Kammer nach Breslau geritten und kommt um Fünf wieder zurück. Das Haus iſt groß und regelmäßig, aber nicht altritterſitzhaft, wie Kochberg. Es ſind auch nur einige Stuben meubliert; doch um mich herum iſt es ſehr comfortable. Fritz iſt beinah nach ſeinem kleinen Vermögen ſo galant gegen mich geweſen, wie der König Stanislaus für Madame Geoffrin, die in Warſchau ſich völlig in ihrem Haus wie in Paris fand.

Den 26.

Vor lauter Viſiten und neuen Bekanntſchaften konnte ich nicht zu dieſem Blatt wieder kommen, aber ich denke immer mit dem Enfant an meine gute Lollo. Heute bin ich in Liſſa, eine Stunde von hier, beim Grafen Maltzan[2] zu Mittag geweſen. Fritz ſagte mir, der Geiſt der Anmuth, als die Frau vom Haus[3] noch gelebt, ſei nun freilich verſchwunden; ich fand aber noch hübſche Erinnerungen

[1] Die natürliche Tochter.

[2] Alexander, † 1850, dem Vater des 1844 verſtorbenen preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Mortimer.

[3] Eine Tochter des Miniſters Grafen von Hoym, eine berühmte Schönheit.

von ihr. Die Büſte von ihr hätte mich zu Thränen rühren können, hätte ich mich nicht ſchnell weggewandt; ich ſah noch ihre Bücherkabinetchen, eine Orgel, die ſie ſpielte, ihr Bild in ihres Mannes Schlafzimmer ꝛc. Er iſt auch muſikaliſch, bläst allerhand Inſtrumente, hat einen Muſiker immer bei ſich, der ihn accompagniert, zeichnet, hat eine ſchöne Kupferſammlung, auch einen Park, ohngefähr wie in Tiefurt, aber größer; ein größerer Fluß, die Schweidnitz, geht durch; aber doch nicht ſo anmuthige Plätzchen, wie in Tiefurt.

Liſſa iſt wegen der Schlacht[1] berühmt, wodurch Friedrich der Große Schleſien gewann. In dem Zimmer, wo der König die erſte Nacht ſchlief, ſteht ein Monument von ſchwarzem Marmor mit goldener Inſchrift, wo ſein Bett geſtanden hat. Der damalige Beſitzer, Herr von Modrach, aber mußte über ſein verwüſtetes und verpeſtetes Haus, — denn ſogar auf der Treppe lagen Kranke und Todte, über die er hinwegſchreiten mußte, als er herausflüchtete, — ſein Leben einbüßen, weil er ſchon angeſteckt nach Breslau kam. Uebrigens hat mir die Geſellſchaft von jungen Leuten, Fritzens Freunden, die Graf Maltzan gebeten hatte, recht wohl gefallen. Den Fritz hat man hier recht lieb; ich bekomme manchmal ſowohl von Herren als Damen Kaffee- und Theeviſiten. Zwei Tage war ich in Breslau hintereinander, einmal in der Komödie, daß ich Ihnen doch erzählen kann, wie das Breslauer Theater ausſieht, wenn ich zurückkomme. Man ſpielte eben die Huſſiten von Kotzebue. Es wurde gelobt und getadelt; es hat mich nicht angezogen.

Am Montag darauf war ich zur Miniſterin geladen; es waren aber meiſt alte Damen und Herren. Der Miniſter und ſie ſagten mir viel Gutes über Fritzen. Sagen Sie dem Herzog, daß ſein Andenken beſonders den Herrn von Rothkirch erfreut hätte, den ich auch in der Geſellſchaft kennen lernte; aber er ſieht völlig aus wie ein Geiſt; es iſt ein geiſtlicher Herr, der Weihbiſchof.

[1] Bei Leuthen.

Den 27.

Nun bin ich acht Tage hier, und den ersten Abend, als ich ankam, empfingen mich die Nachtigallen die, wie es scheint, hier früher schlagen wie bei uns, ungeachtet man immer einheizen muß. Indessen blühen doch die Bäume, und es wird alle Tage grüner. Meine Aussicht ist wie in Weimar, auch in den Garten; nur im Grund eine blaue Ferne und Dörfer.

Den 28.

Heute ist ein schöner, warmer Tag; ich war schon spazieren. Fritz kommt erst morgen Abend zu mir. Der Garten ist groß; die Nachtigallen, die Blüthen, und die grünen Ebenen unendlich; könnten Sie nur mit mir gehen! Die Herzogin Mutter ist wohl noch nicht nach Tiefurt, und da gibt's wohl noch Montagsgesellschaft?

Strachwitz, den 1. Mai 1803.

Gestern war ich zum Diner beim Minister, und eigentlich finde ich den Minister den artigsten, aufgewecktesten und witzigsten Mann von denen, die ich sah. Er hat auch was Liebreiches an sich, so daß man ihm geneigt wird; aber er ist eben jetzt sehr leidend, und seine Tochter, sagte mir die Ministerin, habe alle seine und ihre Freuden mit in's Grab genommen. Wenn die Kreuzfahrer hier nicht wären gespielt worden, hätte sich Fritz getraut, eine hübsche, reiche Gräfin Haugwitz zu bekommen, mit der er sehr gut stand. Das Stück hat aber die Katholiken so aufgebracht, daß der Vater[1] laut in einer Gesellschaft deklarierte, er werde seine Tochter nie einem Lutheraner geben, die so unbelikat wären, katholische Gebräuche auf dem Theater zu entheiligen. Das Fräulein durfte nachmals nie wieder in einer Gesellschaft erscheinen, wo Fritz war, und wurde wieder unter Kindergesellschaften gesteckt. Die katholische Geistlichkeit hat dem Minister vorgetragen, das Stück

[1] Wahrscheinlich damals Oberamtsregierungsrath aus dem Hause Pischkowitz in der Grafschaft Glatz.

zu verbieten, aber er hat geantwortet, daß, wenn in einem Stück nichts gegen den Staat und nichts gegen die Religion sei, so sei der Befehl des Königs, es spielen zu lassen.

Den 5.

Vom Prinzen von Mecklenburg,[1] der mich neulich besuchte, bekomme ich Romane, und er selbst hat Welt und ein artiges Betragen; er ist, glaube ich, drei Jahre älter als unser Prinz. Sagen Sie doch Letzterem freundliche Grüße von mir. Ich hoffe, daß wenigstens der Prinz[2] von Württemberg ihm seine Braut nicht entführen wird, nachdem er sein väterlich Haus so unhold verlassen. Ich habe von der Herzogin einen guten Brief, aber doch mit einigen dunkeln Flecken auf dem Punkt, worüber ich nicht mehr mit ihr spreche, wenn wir beisammen sind;[3] weil ich sie liebe, thut mir's immer weh. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie ihn lesen; empfehlen Sie mich ihr zu Gnaden und danken ihr in meinem Namen für ihr Andenken.

Heute war ein schönes Gewitter, dabei sich die Nachtigallen gar nicht stören ließen. Wie ich nachher in das schöne Grün aus dem Fenster sah, und die Blüthengerüche mich anduften, wünschte ich Sie, liebe Lollo, an meine Seite; nur Sie vermisse ich hier, Sie schweben mir immer vor, und an jedem hübschen Plätzchen im Garten möchte ich Sie neben mich setzen. Heute Abend kommt Fritz wieder, und da freue ich mich allemal, wenn ich von weitem in der Allee die Schimmel sehe. Es stößt auf die Mitte vom Haus eine Allee; vor der Hausthür ist eine erhöhte Rasenbank im halben Zirkel, dahinter man herauffährt. Die vordere Avenue des Hauses ist mit einem Staket und hohen Pappeln umsetzt. Hinten ist der Wirthschaftshof, und zwei große Schwemmteiche. Uebrigens ist gar

[1] Gustav Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. Januar 1781, damals Major im Kürassierregiment v. Dolff.

[2] Eugen?

[3] Der Fortgang von Fritz.

nicht ein Plätzchen da, das zum Zeichnen wäre; es sind nur lauter schöne grüne Ebenen, worin man gemächlich herum wandern kann, wie in elysischen Feldern.

Den 8.

Es waren zwei Tage hier viele Mäuler zu füttern; — eine Commission von Landesältesten und Taxatoren wegen eines Processes des vorigen Besitzers von Strachwitz mit seinem gewesenen Pächter, und Fritz hat sie aus Höflichkeit bekostigt. Mir wurde bang, als er erzählte, der eine ein Herr von Seidlitz,[1] ein dickes, rundes Männchen, könne in einer Mahlzeit einen ganzen Kalbsbraten aufessen. Er ließ sich zwar den Braten sehr gut schmecken, aber so arg war's doch nicht. Uebrigens waren's keine uninteressanten Leute in ihrer Art; ich hörte viel über die schlesische Landwirthschaft sprechen und freute mich über die klaren Begriffe, die Fritz in diesen Zweigen besitzt, und wie viel schneller hier als bei uns gute Anstalten können durchgesetzt werden. Gestern Nachmittag fuhr ich ein paar Stunden mit Fritzen in seinen Feldern herum, auch nach Hermannsdorf,[2] das zu Strachwitz gehört, wo eine katholische und evangelische Kirche ist, welch erstere recht niedlich und malerisch ist, letztere aber wie eine Arche mit vielen Fenstern und recht albern aussieht. Erstere gehörte den Lutheranern; sie wurde ihnen aber mit Gewalt genommen, und von den Bauern, die sie vertheidigten, büßten einige das Leben ein. Ich fand auch hier in der Nähe an der Schweidnitz eine hübsche Mühle; vielleicht zeichne ich Ihnen die zwei Stellen.

Den 9.

Gestern sah ich, es war Sonntag und sehr gut Wetter, eine Menge junger Mädchen Arm in Arm spazieren gehen und hörte sie immer im Chor singen. Ich winkte sie herbei; sie wußten eine unzählige Menge Volkslieder, aber in der Nähe wollten sie nicht

[1] Präsident der Oberamtsregierung (jetzt Appellationsgericht).
[2] ½ Stunde entfernt.

ſingen, denn die Jungen, die nicht weit davon Kegel ſchoben, würden ſie auslachen. Ich ging alſo mit ihnen die Allee hinunter, und nun war's der Lieder kein Ende, und Stimmen, aus denen man hätte was machen können; ſie ſangen auch polniſche Lieder. Die Mädchen waren von zwölf, dreizehn und ſechzehn Jahren; die jungen Leute kommen mir hier viel luſtiger wie bei uns vor. Der reiche, ergiebige Boden muß ihnen das einflößen. Uebrigens ſehen aber ihre Wohnungen viel ärmlicher aus wie bei uns; aber ſehr ſind ſie darauf bedacht, daß eine gemalte Feuereſſe zu dem Strohdach herausgucken muß.

Unter uns geſagt, Goethens Stück hat mir im Leſen doch nicht ſo gefallen, wie bei der Vorſtellung, anſtatt daß mir das bei Schillers Stücken umgekehrt iſt; man braucht bei ihnen durch nichts beſtochen zu werden. Die Jamben wurden mir auch ſehr ſchwer; manche Stellen mußte ich zwei-, dreimal leſen, ehe ich ſie faſſen konnte, aber das mag wohl in meinen unpoetiſchen Organen liegen. Grüßen Sie meinen ehemaligen Freund auch auf's beſte von mir. Sie haben nun einmal meine alte Zuneigung zu ihm geerbt.

Strachwitz, den 2. Juni 1803.

Hätte ich nur ein beſſer Gedächtniß, ich wollte Sie recht damit zu lachen machen, was er mir alles erzählt hat; ich würde aber gern mit ihm umgehen, und er würde Ihnen gewiß gefallen; wenigſtens iſt er nichts Alltägliches, und gewiſſe Begebenheiten ſeines Lebens weiß er ſehr gut vorzutragen.

Es hat einen alten Dichter gegeben, deſſen Namen ich vergeſſen habe, der iſt wegen ſeiner ſchlechten Verſe unter lauter Ohrfeigen geſtorben; ich glaube, ſo wird's Kotzebue endlich auch ergehen. Eben meldet ſich Hermes auf zwei Tage bei mir an. Dieſes geſchieht blos um Ihretwillen, denn ich habe ihm geſagt, eine Dame von Weimar (und habe Sie genannt) habe mir aufgetragen, ihn kennen zu lernen.

Sagen Sie doch der Amelie: da es Krieg würde und der

Bruder nach England zurück müſſe, ſo könnte ſie ja — — — nein, ſagen Sie nichts, man folgt nie des Andern Rath. Goethe läßt ſeine Eugenie auch das Gegentheil von dem, was ihr der Mönch ſagt, thun.

Strachwitz, den 9. Juni 1803.

Geſtern war ich in Arnoldsmühle, nicht weit von hier, ein hübſcher Buſch an der Schweidnitz (ſo nennt man hier die Wäldchen). Indeſſen war Herr von Langwehr[1] und Wolfskeehl,[2] die ich beide noch nicht kenne, zum Beſuch gekommen. Erſterer kam erſt von Paris; es that mir leid, ſie verfehlt zu haben, denn Langwehr ſoll intereſſante Dinge von da erzählen und ſelbſt intereſſant ſein.

Den 10.

Die Leute wundern ſich hier zu todt, daß ich das berühmte ſchleſiſche Gebirge nicht bereiſen will, aber ich pflege der Ruhe hier in den Ebenen und will meine Kräfte bewahren, wieder nach Hauſe zu können.

Den 2. Mai 1804.

Ich danke Ihnen für Ihr Andenken in Leipzig. Ich vermiſſe Sie ſehr, und es iſt mir, als wenn Alles, was mich liebt, mit Ihnen fort wäre, und meine Liebe habe ich auch Niemanden zu geben, der ſie möchte; genug, ich bin bei Ihnen in Gedanken.

Ich ſchreibe heute Abend die paar Worte, weil der Vormittag morgen[3] bei Goethe zugebracht wird. Prinzeß und Fräulein Knebel grüßen Sie auf's beſte. Der Herzogin will ich morgen Ihren Gruß ausrichten, ſie wird auch zu Goethe kommen. Leben Sie wohl!

3. Mai. Heute iſt die Helwig mit einer Tochter niedergekommen.

[1] Major im Infanterieregiment Treuenfels.
[2] Sohn eines württembergiſchen Oberſten, preußiſcher Officier.
[3] Wie jeden Donnerſtag. Bd. I. S. 487.

Kochberg, den 22. September 1804.

Ich ſitze vor dem Schreibtiſch, wo ſich manche gute Freunde auf die Platte ſchrieben, unter andern Goethe anno 75[1] und anno 80 noch einmal mit dem Zuſatz: ebenderſelbe. Alle dieſe Freunde beſitze ich nicht mehr, aber Sie, treue Lollo, bleiben mir.

Ich habe die gute chère mère hier geſehen; vom déjeûner ſoll Ihnen Fräulein von Knebel[2] erzählen.

Adieu, mein Gutes. Ich hoffe, Schiller iſt leidlich; an die Kinder ſagen Sie ein freundlich Wort von mir, und hier iſt auch etwas zum Zeichen, daß ich an ſie dächte.

Ihre Stein.

(9. Oktober 1804).

Wahrheit, Natur und Kunſt ſtellten dieſe liebliche Begrüßung[3] recht bezaubernd zuſammen; ich habe es mit Rührung und Ergötzung geleſen; danken Sie Schiller tauſendmal in meinem Namen für die Mittheilung dieſer Blätter. Werde ich Sie am Hof ſehen, liebe Lollo?[4]

Weimar, den 24. Juni 1805.

Von Wilhelmsthal habe ich nichts gehört; die regierende Herzogin ſchreibt der Gore[5] ſehr oft, und in der That gönn' ich's der Herzogin, wenn ihr dieſe Freundin wohler wie ich machen kann. Indeſſen freue ich mich, liebe Lollo, wenn Sie wieder bei mir ſein werden, wenn ich auch immer ſtill mit Ihnen trauern werde.

Von Goethe habe ich, ſeit Sie weg ſind, nichts geſehen, gehört habe ich von der Göchhauſen, daß Jacobi bei ihm iſt.[6] Geſtern

[1] Bald nach ſeiner Ankunft (7. Nov. 1775), Briefe I. S. 59. III. S. 188.

[2] Henriette an Knebel Nr. 206.

[3] Huldigung der Künſte.

[4] Bd. I. S. 486.

[5] Der Herzog hatte ſie ſchon 1788 als eine wünſchenswerthe Freundin ſeiner Gemahlin bezeichnet. Knebels Nachlaß I. S. 167. Ueber die Familie Schöll, W. Merkwürdigkeiten S. 113. Ein Brief folgt in der Beilage.

[6] Bd. I. S. 586.

wollten Voſſens[1] mich beſuchen, und unglücklicherweiſe war ich ſchon fort bei Gore; ſie brachten mir ein Roſenſtöckchen, das will ich mir auf mein Grab zu ihrem Andenken pflanzen laſſen, denn nun werde ich die guten Leute nicht mehr ſehen.

Die Göchhauſen grüßt tauſendmal und iſt mit mir von Tiefurt herausgefahren, bei mir abgeſtiegen und in den Park gegangen, um Philoſophen aufzuſuchen, aber es begegnete uns nur einer, der Doyen Wieland, er hatte bei Goethe mit Jacobi und des Jacobi Schweſter zu Mittag gegeſſen. Die Vulpia war von der Geſellſchaft ***. Am Tiſch, ſagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet, und doch iſt's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben. Voſſens waren nicht da, und ich habe nichts wieder von ihnen gehört.

Den 14. Auguſt 1806.

Wenn Sie in Rudolſtadt das Literaturblatt vom 9. Auguſt Nr. 184 bekommen, ſo leſen Sie die Recenſion über: Wielands drei Geſpräche über das Leben nach dem Tode. Recenſent nimmt die Rolle des Selmar gegen Willibald auf, ſagt ihm, er habe mitunter etwas ſchwach und allzu höflich, nirgends aber mit der gehörigen Schärfe geantwortet, und nun kommen die ſtärkſten Gründe, die man ſagen kann, für Fortdauer und Zuſammenbleiben unſers Geiſtes mit unſern verſtorbenen Geliebten. Leſen Sie es ja; es wird Ihnen überaus wohl thun, da Sie einen theuern Gegenſtand, der Ihnen vorausgegangen, in jenem Leben haben.

Goethe war vorgeſtern ziemlich lange bei mir[2], ſehr geſprächig und heiter und zufrieden vom Karlsbad.

Geſtern war die Herzogin zum Frühſtück bei mir und trug mir einen Gruß an Sie auf. Sie war ziemlich ruhig geſtimmt und liebenswürdig, und da wurde mir's auch wohl dabei. Sie

[1] Um Abſchied zu nehmen; ſie gingen nach Heidelberg.

[2] Alſo nicht vor Mitte Auguſt in Jena (Briefe an Stein III. 366), von wo er am 15. an Zelter ſchreibt (Nr. 95).

bemerkte, als wäre es über sich selbst, man würde nicht besser, wenn man zu sehr in der Gesellschaft ausgespendet sei, und die Einsamkeit thue ihr wohl.

Den 7. September 1807.

Früh fünf Uhr ist ein Mitglied unsrer Montagsgesellschaft von uns geschieden; die Göchhausen ist nicht mehr.[1] Für das Gesellschaftliche hat sie viel Verdienst gehabt. Die Montagsgesellschaft wird wohl mit ihr ein Ende nehmen. Meine Breslauer Kinder sind fort;[2] nun ist Alles todt und stille um mich, und Sie fehlen mir sehr. Von Auerstädt bekam ich einige Zeilen von Fritz. Er schrieb mir: Mariechen[3] habe von jedem einzelnen Baum im Webicht Abschied genommen. In was für ein zerstörtes Vaterland kehren nun die armen Kinder zurück, und was für tausend Sorgen liegen nun dem armen Fritz auf dem Hals!? Ich fürchte, diese edle, gute Natur wird zu Grunde gehen.

Daß Wolzogen nach Paris ist, fürchte ich, wird eine vergebliche Reise sein, aber ich glaube, für seine und der Frau Gesundheit gut.

Goethe hat mir wieder geschrieben[4] und wird nun bald zurückkehren. Dem Loulou hab' ich ein Grabsteinchen machen lassen; wenn Sie wieder kommen, sollen Sie sein Grab hinter dem Brunnen besuchen. Es steht lateinisch darauf: have anima, wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu setzen pflegten,[5] und heißt: Ruhe wohl Seelchen!

Ilmenau, 11. Juli 1809.

Dem Goethe schrieb' ich wohl gern, aber die diktierten Briefe zur Antwort sind mir fieberhaft. Sagen Sie ihm nur ein

[1] Henriette an Knebel Nr. 318. Einen andern Freundschaftstag, Sonnabend Vormittag, bei Fl. v. Göchhausen, erwähnt Weimars Album 122 f. Die H. Amalie war am 10. April gestorben.

[2] Bd. I. S. 501.

[3] Jetzige Frau v. Zobeltitz auf Güstau.

[4] III. S. 377.

[5] Von wem mag diese Gelehrsamkeit herrühren?

freundlich Wort von mir, oder wenn er in Jena ist, so schreiben Sie es wohl.

Kochberg, 31. Juli 1809.

Das Enfant ist nach Königsberg berufen worden, um 121 Meilen weiter von Weimar; das ist mir ganz betrübt. Er soll im Departement des Innern unter Graf Dohna arbeiten, hat sich aber vorgenommen, keine andern Dienste wieder zu nehmen, als die ihn nach Schlesien zurückbringen würden, oder in sein Vaterland.

Den 4. September 1809.

Gestern bekam ich einen eigenhändigen, stattlichen Brief von Goethe,[1] der durch die Anwesenheit aller unsrer Fürstlichkeiten in Jena[2] elektrisiert war. Der Brief sah völlig oder vielmehr sprach zu einem, wie ein Herr mit Degen und Orden im Hofkleid. Ich glaube, Sie haben mich verrathen, daß ich die diktierten Briefe nicht mag.

Gestern Abend war ich wegen des Herzogs Geburtstag am Hof. Es war brillant; aber besonders bei Festen wird mir's traurig, und mir fällt die große Gesellschaft auf den Schlachtfeldern ein; die Hauptperson war geschwind weg, ich auch. Es war ein schöner Abend; ich ging in Begleitung meiner Jungfer (es war schon dunkel) nach dem römischen Haus, und als ich mich bemühte, an den ausgeputzten Säulen noch etwas zu erkennen, sagte mir Friederike, daß der Herzog mit Mlle. Jagemann unter den Säulen da säße. Ich wandte geschwind um. Auf dem Hereinweg begegnete ich Hausknechten mit dem Souper, und so machte sich unser Landesvater mit seinem Schätzchen lustig, indessen man bei Hof im Schweiß des Angesichts seinen Geburtstag feierte, denn es war fürchterlich heiß in den Zimmern, wo man den schönen gestirnten Himmel entbehren mußte. Heute Nacht träumte mir, ich zerdrückte ein Knöspchen Balsaminensamen unter freiem Himmel, und mit Gewalt schlug mir der Same aus der Hand nach dem Himmel,

[1] Briefe III. S. 414.
[2] Bd. I. S. 538.

daß ich nichts davon sehen konnte. Ich finde den Traum so hübsch allegorisch, drum schreib' ich's Ihnen, theure Lollo. Fritz hat mir schon dreimal von Königsberg geschrieben, bis Weihnachten geht er aber nach Breslau zurück. Es ist ihm sehr lieb unter Humboldten zu arbeiten, und es gefällt ihm in Königsberg.

Weimar, den 9. September 1810.

Nun ist endlich Käthchens Bräutigam angekommen, und ich sehe um mich, wie Goethe sagt, zwei Liebende, ein Schauspiel für Götter; — aber fühle auch, wie Musäus meinte, daß einen dieses Schauspiel als Mensch sehr ennuyirt, Drittes dabei zu sein.

Den 11. gehen wir nach Kochberg; daselbst wird die Trauung[1] sein. Sobald die jungen Eheleute abgereist sind, werde ich noch nach Ilmenau gehen, die Schlackenbäder zu brauchen, wegen meiner ewigen Müdigkeit.

Deron mißfällt mir nicht; doch weiß ich ihn noch nicht zu beurtheilen; er sieht gutmüthig aus, setzt großen Werth, wie mir scheint, auf Reichthum. Er hat eine hübsche Stirn, schöne Augenbrauen, hübsche Augen, hat mehr einen englischen als schwedischen Schnitt ꝛc., sieht etwas traurig aus, so weit. Ich hoffe, Käthchen wird mit ihm glücklich sein; er scheint sie sehr zu lieben.

An der Eisenmacher großem Unglück werden Sie wohl sehr Antheil genommen haben. Es hat mir seither alle fröhlichen Gefühle hinweggenommen. Was schenken uns nicht Alles die Franzosen![2]

Weimar, (Freitag) den 1. März 1811.

Nun müssen Sie freilich noch die Redoute[3] abwarten, um den Kindern den Spaß nicht zu verderben, da so bald nicht viel mehr wird zu genießen sein.

Gestern hat der Herzog von Oldenburg einen sehr rührenden Brief an die Großfürstin geschrieben. Man hat ihn gehen heißen,

[1] Am 15. Knebel an Henriette 509.
[2] Ebend.; eine Pulvermühle war in die Luft geflogen.
[3] In Rudolstadt. Bd. I. S. 571.

und er wird seinen Wanderstab nach Rußland setzen. Was hat man sich zu erwarten?

Dienstag Abend brachte die Großfürstin bei mir zu. Sie fehlten uns. Uebrigens hatte der Meister eine gute Stimmung und über mancherlei Gedanken aufweckende Gegenstände wurde gesprochen. Sie mochte gar nicht gehen, so müde sie auch war, und blieb bis um halb zehn Uhr. In der nächsten Montagsgesellschaft sind Sie hoffentlich wieder bei uns.

Vorgestern war ich in der Komödie, wo ich mich entsetzlich ennuyirt habe; ein Stück von Kotzebue: „der Pachter Feldkümmel," so platt, daß nicht einmal die Großfürstin gelacht hat, die doch gerne lachen mag.

Ilmenau, den 28. Mai (1812).

Daß das allerliebste Kind, der kleine Spiegel,[1] so geschwind verblüht ist, hat mich recht betrübt. So manche schöne Blume wird zertreten, so mancher vorzügliche Mensch vor der Zeit abgemäht; es kümmert die Natur nichts, sie ist unerschöpflich; aber wir armen Wesen können den großen Gedanken nicht fassen. Ergebung ist unser Loos.

Der Herzogin Hülfe bei der Landesnoth wundert mich gar nicht, denn sie ist eine von den wenigen Fürstinnen, die aller Aufopferung fähig sind. Addio, liebe Lollo! Ich mag das französische Gottbefohlen auch nicht mehr.

Es ist mehr Sonne hier als meine Augen brauchen können, aber eine scharfe Luft, und so komme ich vom Hammer gar nicht weg.

Ich freue mich, daß Ihnen, geliebte Lollo, die Nachtigallen singen. Ueber meinem Fenster haben Schwalben gebaut, die flüstern nur mit ihrer kleinen Familie.

Den 6. Juni 1812 (nach Rudolstadt).

Unser Herzog ist wieder hier. Von dem großen Naturalienkabinet von Kaisern und Königen, das er in Dresden gesehen,

[1] Egmont, Sohn des Hofmarschalls.

erzählt er wenig. Die Gore reist Sonntag, nämlich morgen ab. Ich kann mir's gar nicht denken, daß sie so ganz von uns soll getrennt sein. Die Herzogin behauptet, sie käme wieder.

Sonntag.

Noch ist die Gore nicht abgereist. Sie war gestern so angegriffen von vielem Abschiednehmen, daß sie heute krank ist, und geht morgen oder übermorgen; dabei mußte sie die letzte Zeit so viel mit der Großfürstin sein, daß sie nicht wußte, wo die Zeit hernehmen.

Den 19. (Juni 1812).

Auf Humboldten[1] freue ich mich; aber das ist ja nichts, nur einen Tag hier zu bleiben! St. Aignan[2] wird bald nach Rudolstadt kommen; morgen reist er ab, seine tournée zu machen; doch weiß ich nicht, wo er zuerst hingehen wird.

Die Goethen ist auch nach Karlsbad, den 14. Juni, abgereist. Goethe sitzt in völliger Arbeit auf dem Parnaß, den zwei Kaiserinnen, die nach Karlsbad kommen, entgegen zu singen.

Den 14. Juli 1813 (nach der Ruhl).

Gestern schlug das Gewitter eine Stunde von hier ein in Tasdorf, und brannten zwei Häuser ab; eines gehörte einer reichen Frau, das andere einer armen. Letzterer zwei Söhne waren eben zum Schanzen in Erfurt; und da sie müde nach Hause kamen, fanden sie kein Obdach mehr. Manche Menschen werden besonders vom Schicksal verfolgt, und nun muß noch ein Mensch in die Welt kommen, der es überbietet.

Knebels Gedicht, Ermunterung an sich selbst,[3] hat mir sehr gefallen. Er wird es Ihnen wohl zugeschickt haben. Der Tod seiner Schwester drückt ihn sehr.

Vom Fritz habe ich noch immer keine Nachricht.

[1] Bd. I. S. 635.
[2] Der französische Gesandte. Bd. I. S. 623.
[3] Knebels lit. Nachlaß I. S. 65.

Kochberg, den 11. September 1813.

Dem Meiſter habe ich den Tag vor meiner Abreiſe eine Ananas zu ſeinen Füßen geſchoben, die ich ihm zum Geburtstag beſtimmt hatte, ganz ſtill bei Mondenſchein, als er (où peut-on être mieux, wie man ſagen könnte, qu'au sein de sa famille) ſaß und ſich von Mlle. Engels auf der Guitarre vorſpielen ließ. Ich war mit meinen Fräulein hinten zum Garten hineingegangen, hoffentlich hat er ſie gefunden.

Kösen, den 19. Juni 1818.

Mir däucht, die Sonne ſei hier heller als in Weimar, und den Mond, der unbeſchreiblich ſchön über den Berg kam, habe ich geſtern Abend an meinem Fenſter begrüßt. Ich wohne überhaupt ſehr freundlich. Die Saale ſehe ich nur in der Ferne; aber hinter meinem Hauſe iſt viel Poeſie, nämlich der Gottesacker. Ein junges Mädchen wurde eben den Tag begraben als ich ankam, und die flitternden Kränze mit Blumen auf dem Sarg, wo die Sonne dem Tod zum Trotz ſehr glänzend lebendig darauf ſchien, machte einen rührenden Anblick.

Es thut mir ſehr leid, daß unſer Freund Goethe krank war;[1] er ſollte nur bald nach Karlsbad reiſen. Es iſt recht betrübt, daß man ihm nicht mit Liebe beikommen kann, ſondern nur mit der Kunſt.

Sie, liebe Lollo, theilen die Herzlichkeit.

Den 3. September 1819.

Wenn ich Ihnen gleich alles Gute gönne in der ſchönen Gegend und der Umgebung der lieben Kinder, ſo wünſche ich mir doch den Oktober bald heran in der Hoffnung, Sie da wieder zu ſehen; denn ich bin von allen Kindern entfernt und Sie ſind mir ein liebes Kind, das mir bisher geblieben iſt. Meine Geſundheit

[1] In Jena, Lotte an Knebel Nr. 111.

wird immer ſchlechter: „ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil ermatten und keinen Trieb als nach der Ruh,“ ſagt Haller.

Nun kann ich nicht weiter. — Man möchte lieber mit dem Geiſt ſprechen als durch Buchſtaben, ſchreibt mir Knebel, und ſo geht mir's auch.

(Fräulein v. Staff an Lotte.) 27. Juli 1821.

— — — Knebel war am Sonntag hier, aß bei Goethe; er ſah recht wohl aus, ſollte morgen Mittwoch bei einem Picknick, das der Kanzler anſtellte ihm zu Ehren, in Tiefurt ſein. Da aber Knebel nicht wohl wurde, ſo unterblieb es. Goethe iſt geſtern nach Marienbad. Er war ſo artig, vor der Abreiſe Frau v. Stein ſein letztes Werk, Wilhelm Meiſter, mit einem ſehr artigen Abſchiedsbillet[1] zu ſchicken.

26. December 1824.

Wie danke ich Ihnen für die ſchöne Torte und Blumen zu meinem Geburtstag; ich hätte gern Alles in einen Tempel geſetzt zum ewigen Andenken. Wiederſehen, ach! Wiederſehen, darum iſt's wohl geſchehen.

(Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach.) 2. April 1825.

Daß am 21. März in der Nacht unſer gutes altes Theater, der Schauplatz unſerer ſämmtlichen Jugenderinnerungen, an den ſich ſo manches heilige Andenken knüpfte, ganz und gar mit Allem, was es enthielt, abgebrannt iſt, werden Sie aus den Zeitungen ſchon geſehen haben. Es war ſehr ſtilles Wetter und die ungeheure Flamme ſtieg daher, ohne die nachbarlichen Gebäude zu gefährden, kerzengerade in dem Dunkel der ruhigen Nacht empor. Auch iſt, Gott ſei Dank, Niemand verunglückt. Frau von Steins Befinden iſt ſehr ſchwach und leidend, da faſt immerwährende Schmerzen ihr keine Ruhe laſſen. Am Geiſt werden Sie ſie nicht verändert finden.

[1] Briefe III. S. 457. Schölls Vermuthung, „des Wanderers Bild und Gleichniß“ beziehe ſich auf die Wanderjahre, iſt alſo richtig.

Den 27. December 1825.

Liebe Lollo! Tauſend Dank für Ihr gütiges Andenken an meinem Geburtstag.

Das waltende Schickſal begleite Sie Alle, Caroline und Emilie, mit der guten Mutter freundlich durch's Leben.

Dieß iſt Alles, was mir meine Kraftloſigkeit und viele Schmerzen zu ſagen erlauben.

Ihre treue

Stein.

Charlotte empfing dieſen Brief in Köln bei ihrem Sohne. Frau v. Stein überlebte ihre jüngere Freundin; ſie ſtarb am 6. Januar 1827, fünfundachtzig Jahre alt.

Beilage.

Emilie Gore.

(Wahrſcheinlich April 1800.)

C'est avec le plus grand plaisir, ma chère Madame Schiller, que j'apprends les bonnes nouvelles que vous avez eu la bonté de me donner de la santé de Monsieur Schiller. Je vous assure que nous avons tous pris beaucoup de part à toutes vos inquiétudes et nous désirons sincèrement pouvoir vous féliciter bientôt sur son parfait rétablissement.

Je viens de parcourir avec mon père chaque volume de l'ouvrage en question et je vous envoye ci-joint tout ce qui s'y trouve d'ancien et de moderne qui a rapport à la malheureuse reine d'Écosse. Monsieur Schiller aura sans doute consulté Camden et Robertson. Mon père me charge pourtant de les lui envoyer ainsi que Brantome et un volume d'un Biographical dictionary où il y a encore beaucoup d'anecdotes. Nous prenons tous le plus grand intérêt à cet ouvrage de Monsieur Schiller, et nous nous en faisons d'avance

une grande fête. L'histoire en elle-même est si intéressante que le génie supérieur de Monsieur Schiller ne peut manquer d'en faire un chef-d'oeuvre. Mon père et ma soeur me chargent de lui faire mille compliments pour eux ainsi que pour vous-même, et je vous prie, ma chère Madame Schiller, de me croire avec la plus parfaite estime votre très-dévouée

Émilie Gore.

Der Däniſche Kreis.

I.

Graf und Gräfin von Schimmelmann.

An S. vom Grafen Schimmelmann. Seeluſt bei Kopenhagen, 25. Auguſt 1795.

Nach einem ſo langen Stillſchweigen können Sie keine Antwort[1] mehr von mir erwarten; Sie können ſie nur verzeihen. Für Ihre Briefe, für Ihre und der Muſen Geſchenke nicht einmal den gewöhnlichſten Dank zu erwiedern, ſcheint eine ungewöhnliche Unerkenntlichkeit und Unempfindlichkeit zu ſein. Ich ſchmeichle mir ſogar damit, daß eine ſolche Vernachläſſigung von mir Ihnen noch unbegreiflicher geblieben. Wie es aber nun iſt, daß ich nicht eher geantwortet, ſo liegt es nur darin, daß ich nicht vermochte, Ihnen ſo zu antworten, wie ich es wünſchte. Ich hätte es ſogleich aufgeben ſollen, Ihnen das Intereſſe Ihrer Briefe und Abhandlungen für mich auszudrücken, und ich hätte mir einen gerechten Vorwurf erſpart.

Wenn ich auch darüber geſchwiegen, ſo hat mich Ihr Genius mit neuen Ideen belebt, und dieſe Erwiederung Ihrer Anrede, weiß ich, iſt für Sie mehr als leere Worte, welche öfters Geſinnungen und Empfindungen heucheln.

Sie haben noch unergründete Tiefen des Geiſtes und des Herzens erforſcht und mit der Zauberkraft Ihres Vermögens das

[1] Ohne Zweifel auf die Zuſendung der Horen, worin die Briefe über äſthetiſche Erziehung an den Prinzen von Holſtein enthalten waren.

Abſtrakte in der Darſtellung gerettet und mit Liebenswürdigkeit bekleidet.

Ich weiß kaum, ob wir Ihnen hier auf Seeluſt, wo wir Ihre letzten Briefe mit mehrerer Muße geleſen, immer folgen können, ob wir immer Ihre Gedanken mit Ihnen denken; wenn aber auch nicht für uns alle Objekte mit dem Tageslicht erleuchtet ſind, ſo ſchimmern doch die Strahlen der Morgenröthe über ſie.

Welche freie Vereinigung unter den Menſchen würde es nicht ſein, wenn das Beſchränkte, Kleinliche, Niedrige ſich nicht mehr mit ihrem durch Schönheit gehobenen Sinn vertrüge.

Es iſt ſo viel von Conſtitution geſprochen worden, ſo viel für ſie oder in ihrem Namen geſchehen. Die ſchlimme Wirklichkeit hat bis jetzt ihr leichtſinniges Spiel mit den prächtigen Worten und Verſprechen getrieben und die Kämpfer für und wider in ein Chaos der Verworrenheit geſtürzt. Es könnte aber ſein, daß man es nicht verſtanden, oder nicht erreichen können, oder zu ſchwach am Glauben geweſen, um ſich an eine durch eine höhere Lebendigkeit rege Urtheilskraft zu wenden und Ideen durch ihnen angemeſſene Formen hervorzurufen, welche den Sieg des Guten vorbereiten und herbeiführen konnten. Nun ſcheint es zuweilen, daß ein bergeſchweres Gewicht des Alltäglichen über die Titanen der jetzigen Zeit gerollt würde.

Die Bemerkungen über Ihre Erforſchungen wären unerſchöpflich. Es iſt aber vielleicht ſchon gewagt, ſie in einem Briefe nur zu berühren.

Ich hoffe, daß mein Schweigen eine Correſpondenz, welche mir ſo viele Freude gewährt, nicht ganz abgebrochen; es wird immer ein Bedürfniß meines Herzens bleiben, daß Sie nicht glauben mögen, daß Ihre Erinnerung jemals hier erlöſchen könnte.

Schimmelmann.

Gräfin Sch. an Baggeſens Frau. (Ende März 1795.)

(Der Anfang fehlt.)

— im zweiten Stück der Horen, mit Entzücken habe ich ſie geleſen. O warum haben wir nicht hier in unſerer Mitte dieſen

Mann gesehen, der so schreibt, so denkt, so empfindet! Wie wunderschön und reich an Inhalt sind diese Briefe! Wie viel versprechend; es ist eine neue Welt, die sich seinem genialischen Blicke öffnet; es ist eine neue belebte Darstellung; es ist mehr als lebendige Sprache dem lebenden Geist; es ist eine Auferstehung, eine verklärte Menschheit; es ist mehr als Worte auszudrücken vermögen. O daß ich doch den ganzen Kant gelesen und durchschauet hätte, damit ich Schiller ganz verstehen könnte! Eine hohe Ahnung bringt mich seinem Geiste näher, aber nur Ahnung — eine innere Ueberzeugung, die ich in mir selbst vielleicht nicht ganz zu erklären vermag — — sollten die Franken nicht bald im hohen Flug den unsterblichen Geist fassen können — noch sind sie zu weltlich, zu sehr im Sprudel der That hingerissen; aber auch sie haben die Ahnung und haschen nach dem Bilde der Menschheit in Schiller'schem Sinn; sie ahnen ihre nahe Gegenwart und kennen sie nicht. — — Verzeihen Sie, liebe Sophie, diesen Ausbruch über Schiller und sagen Sie ihm doch einmal von mir, was ich ihm so gerne selbst sagte.

Baggesen wird jetzt in P.(aris) sein. Sie sind einsam zurückgeblieben, aber nicht allein; alle Ihre Freunde umgeben sie im Geiste; alle meine Wünsche begleiten Ihre Schritte, das wissen Sie.

Hier ist Alles wohl.

An Schiller. Kopenhagen, den 20. December 1796.

Aus Ihrem Briefe, der mir viele Freude machte, sah ich, daß ich von Ihnen nicht mißverstanden wurde. Was Sie meinen Tadel[1] nannten, wußten Sie mir zu verzeihen; auch war diese offene Herzenssprache ein Beweis meiner ganzen Achtung; ich war es Ihnen schuldig, lieber Schiller, so schien es mir, und so haben Sie es selbst gefunden. Ich brauchte keine neue Ueberzeugung, doch bin ich jetzt über Ihre enge Verbindung mit Goethe so ruhig,

[1] Ueber die Xenien und das Verhältniß zu Goethe, der als Verführer betrachtet wurde. Sch. an G. Nr. 245 (nicht 235).

daß ich mich durch kein fremdes Urtheil werde irre führen laſſen. Alles, was Sie mir über ſeine Lage, ſein häusliches Weſen ſagen, iſt mir genug. Ich glaube ſo gern an wahre Größe des Geiſtes und huldige ſo gern der ächten Tugend; es iſt erfreulich, im Namen der Menſchheit ſie anzuerkennen. Die Alltagsmenſchen, die um uns herum wimmeln, machen es uns noch mehr zum Bedürfniß der Seele, höhere Geiſter zu ſuchen, an dieſen feſt zu halten. Sie verkannt zu ſehen, macht traurig. In dieſer Stimmung ſchrieb ich Ihnen letzt. Sie belebten aber meine beſte Hoffnung aufs neue. Ich erwarte ſehr viel, und mehr noch als Sie mit Worten verſprachen, von Ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüthe gibt in der phyſiſchen Natur nicht die ſchönſten Früchte, hier aber wird ſie eine doppelt ſchöne Frucht uns im Geiſterreiche bringen.

Ich hätte ſo gerne heute noch Ihrer lieben Frau für ihren ſchönen Brief gedankt. Ich überlaſſe es Ihnen aber, ihr Alles aus meinem Herzen zu ſagen, ſo lebendig, ſo warm, wie es Worte nicht ausdrücken, zumal nicht aus meiner Feder, die mir immer ſo kalt und nichtsſagend erſcheint in ſolchen Augenblicken, wo das Herz, von tiefen Gefühlen durchdrungen, nicht Worte findet, die ſich hinſchreiben laſſen.

Daß wir ſo im Raume getrennt leben müſſen, iſt traurig. Doch Sie gedenken unſrer mit Freundſchaft, Sie kennen uns, und wir kennen Sie; ſo klage ich nicht mehr und danke vielmehr einem guten Schickſal, welches uns auf dieſe beſſere Art näherte.

Ernſt Schimmelmann ſahen Sie im Geiſte ſo wie er iſt, ruhig und heiter im Strudel der Geſchäfte unter politiſchen Stürmen. Seine Seele erhält ſich dabei frei und rein. Einige trübe Momente über die oft traurigen Phänomene unſrer Zeiten ſtören zwar die ſonſt ununterbrochene Heiterkeit ſeiner Seele — wer wird dieß beſſer mit empfinden als Sie?

Die Frauen, die mehr zum Idealiſieren geneigt ſind, machen ſich es leichter; dieß muß ich manchmal hören, indem ich feſter im Glauben an die Menſchheit überhaupt zu ſein ſcheine; doch

muß ich oft auch nachgeben, wäre es nur augenblicklich. Eine so fürchterliche Gährung sollte wohl am Ende doch den höheren Kräften des Menschen den Sieg versprechen, und jede Bewegung scheint mir doch besser und natürlicher als Todesstille. Doch dieses würde mich zu weit führen.

Burgstall ist jetzt in Edinburg, wo er in Stewarts Umgang viel für Geist und Herz findet. Es ist überhaupt ein interessanter Aufenthalt. Burgstall vergißt aber nicht Jena. Er fragt uns oft, wie es Ihnen geht.

Eben höre ich, daß Mantua erobert sein soll. Die Franzosen hier versichern es positiv. Auch soll die österreichische Armee fast vernichtet sein. Was wird aus Italien werden? Nur nicht une république à la Batave . . .

Leben Sie Beide wohl und gedenken Sie Ihrer Kopenhagener Freunde.

Charl. Schimmelmann.

Voß ist Gottlob für dieses Mal gerettet! Er war dem Tod sehr nahe; es wäre ein gar zu großer Verlust gewesen!

Kopenhagen, den 25. April 1797.

Als ich Ihren schönen seelenvollen Brief erhielt, liebe Frau Schiller, war ich krank; seitdem bin ich matt und dumm gewesen. So wollte ich mich nicht Ihnen zeigen; einen halben Dank wollte ich Ihnen nicht für einen solchen Brief bringen; doch wo finde ich Worte, es so auszudrücken, wie ich es wollte, wie lieb und erfreulich dieser Brief mir war? Wir sollten nicht immer, so scheint es mir, von Ihnen so getrennt im Raume leben. Der gute Burgstall hat es Ihnen gesagt, wir wären es nicht ganz unwerth, im engen Kreise mit Ihnen und Schiller einen schönen Umgang zu genießen, der allein glücklich macht. Doch müssen Sie sich ja nicht über uns täuschen. Burgstall hat Ihnen mit schwärmerischen Farben der Freundschaft das Gemälde unseres Hauses gezeigt. Der gute edle Jüngling hat uns seit einem ganzen Jahr verlassen, hat

seine Zeit in Schottland und England nicht verloren. Jetzt sind die Heere der Franken in Stehermark, wo er seine Güter hat. Es wird ihm gehen wie so manchem Andern in dieser stürmischen Zeit; nur wird er es besser zu tragen wissen; er hat an sich selbst ein großes unwandelbares Gut.

Die Baggesen haben uns verlassen, sind jetzt in Kiel. Sie wollten weiter und den südlichen milderen Himmel suchen. Ach leider, den Himmel wird sie wohl nicht mehr auf der Erde finden; sie war sehr schlecht, in der größten Gefahr, die mit jedem Tage zunimmt. Er ist unglücklich und fühlt es tief. Die armen Kinder, zwei Knaben verlieren an ihr eine zärtliche gute Mutter!

Ich kann heute nicht mehr schreiben; sagen könnte ich Ihnen noch so Vieles, aus dem Herzen es Ihnen sagen. Vielleicht werde ich einst das Glück haben.

Geben Sie uns bald Nachricht von Schillers Gesundheit, von Ihrer ganzen Existenz, von Ihren lieben Kindern. Gott erhalte sie Ihnen und gebe Ihnen die besten Mutterfreuden an diesen holden Geschöpfen!

Vielleicht sehen Sie die Frau Brun[1], die vermuthlich bald heimkehrt. Sie hat ihre einzige Schwester hier verloren, eine gute sanfte Frau, die Mann und Kinder in Thränen der Wehmuth zurückließ; ihre alte Mutter wird es schwerlich überleben. Doch es umschweben mich heute nur Trauerbilder. Verzeihen Sie, Liebe, meinem Mann ist heute nicht ganz wohl; dieses stimmt mich vielleicht so düster.

Seeluſt bei Kopenhagen, den 1. September 1797.

Wie oft wollte ich Ihren schönen Brief beantworten — wie nahe waren wir einander im Geiste, als ich Ihre Stimme so lebendig vernahm, liebe Frau Schiller; auch Sie hörten und empfanden, was ich einst mit Worten Ihnen sagte — auch Schillers freundlichen Gruß erwiederte ich aus ganzer Seele.

[1] Friederike, geb. Münter, die Schriftstellerin.

Ich wünsche Ihnen Beiden Glück zur neuen ländlichen Wohnung. Möchten Sie doch in diesem ruhigen Aufenthalt viele wahre Freuden ungestört genießen, und Schillers Gesundheit sich recht befestigen unter dem freien Himmel, daß er sich immer mehr in Ihrem belebenden Umgang sich seines besseren Lebens freuen möge, und noch lange, noch viel für uns Alle mannigfaltig leben! Nur im Tempel der Natur findet die hohe Wahrheit ihre schönsten Altäre; in diesem unentweihten Tempel gedeihen ihre Früchte; da auch duften ihre Blüthen lieblicher im jugendlichen Schoße der Grazien. Diese holden Schutzgöttinnen winken freundlich dem Dichter, ihn zur ernsten Muse führend bis in das heilige Gebiet der höheren Gedanken und Empfindungen, wo der unsterbliche Geist die wahre Heimath findet — so sehe ich Schiller ins reinere Element seines besseren Daseins versetzt und freue mich Ihrer Ruhe in der belebten Einsamkeit.

Auch wir genießen hier im Sommer Momente der Ruhe, die für meinen Mann wohlthätig sind, mitten im Wirbel der Geschäfte. Er trägt sie in sein inneres Wesen, diese Ruhe der Seele, die dem Menschenfreund in jeder Lage so unentbehrlich ist, die ihm Kraft gibt, allen Stürmen von Außen zu widerstehen und sie zu besiegen. Wir leben in einer Epoche der Umwälzungen; nur in uns müssen wir suchen Ordnung und Festigkeit zu erhalten, einen starken guten Willen immer neu zu beleben, und dann allen Begebenheiten, die wir nicht ändern können, ruhig zusehen, in der Hoffnung besserer Zeiten.

Oft glaubte ich, daß wir schon einige Strahlen der neuen Morgenröthe erblicken würden; es sind aber der Wolken so viele und so trübe dazwischen gekommen — sie verhüllen uns das Licht — doch nicht auf immer; verzeihen Sie, daß ich mich so hinreißen ließ, und so lange hierüber schwatzte.

Die Frau Brun ist endlich angelangt nach der langen Reise. Sie hat ihre Gesundheit in der Alpenluft wieder gefunden und versichert, daß der italienische Himmel ihr lange nicht so günstig

war wie der ſchweizeriſche. Sie findet ſich jetzt glücklich und vergnügt in der Heimath, von ihren Kindern umgeben, und genießet fröhlicher das Leben im Gefühle der Geſundheit. Ihr Mann, der ehrliche Brun, hat unterdeſſen im Handel ſich große Reichthümer erworben; ſie werden gewiß Beide davon den beſten, zweckmäßigſten Gebrauch machen. In Bern hat ſie nicht ihre Zeit verloren und bringt uns Schätze mit, die in Dänemark fremd ſind.

Nun leben Sie mit Schiller und Ihren lieben Kindern recht glücklich! Gedenken Sie unſerer als wahrer Freunde!

Charl. Schimmelmann.

Wir danken für die Hefte der Horen. Könnten wir ſie doch mit einander durchgehen!

Den 8.

Als ich dies Blatt wegſchicken wollte, wurde ich zur Stadt gerufen. Unſere königl. Prinzeſſin wurde Mutter von einem Sohne, den ſie mit großen Schmerzen gebar. Alles jubelte; der königl. Prinz war ganz Freude. Er hat ſchon drei Kinder verloren; es blieb ihm nur eine Tochter übrig; nun hatte er endlich einen Sohn wieder. Das Kind lebte nur vier Tage, litt unausſprechlich, und die zärtlichen Eltern ſind in die tiefſte Trauer zurückgeſchleudert, von der höchſten Stufe der Freude — ſie weinen nicht um den Thronerben, ſie haben ihr geliebtes Kind verloren! Es iſt für uns Alle, die wir ſie lieben und ſchätzen, recht traurig.

Kopenhagen, den 19. December 1798.

Daß ich Ihren ſchönen Brief ſo lange unbeantwortet ließ, lag nicht an meinem Herzen, glauben Sie es feſt, liebe Frau Schiller. Die innere Stimme des Danks vernahmen Sie ſogleich, ſo ſchien es mir. Auch kann ich noch nicht Ihnen auf dieſem Blatte meine Empfindungen beim Empfang eines ſolchen Briefes mittheilen. Nur ſchwach ſind alle Ausdrücke der ungeübten Feder in ſolchen Momenten des Lebens. Daß ich aber mit innigen wahren Empfindungen des Herzens mich Ihnen Beiden näherte,

als ich die ſchönen Briefe erhielt, dies wiſſen Sie gewiß, und ich brauche nicht es Ihnen zu verſichern.

Der Muſenalmanach war mir eine liebliche Erſcheinung. Einen ſolchen Genuß verdankt man gerne den Muſen ſelbſt, im Namen ihrer Lieblinge. So brachte ich auch meinen Dank auf unſichtbaren Altären im Stillen und feierte Schillers Andenken, ohne es ihm ſelbſt ſogleich ſagen zu können.

Mit der Frau Brun, die eben zu mir kam, theilte ich zuerſt den Genuß. Mit beſcheidenem Blicke fand ſie ihren eigenen Namen, freute ſich doch kindlich der Aufnahme und nahm auch ſo im reinen Herzen jede Schönheit auf, die ihr neue Blumen und Blüthen brachten. Friederike Brun hat ein ſeltenes vortreffliches Herz. Dieſes erhöht für mich jede geiſtige Gabe, die ihr reichlich zu Theil wurden, und die Natur krönte dadurch alle übrigen Geſchenke an ihr.

Der Profeſſor Baggeſen iſt aus der Schweiz und aus Paris endlich zum Vaterlande zurückgekommen. Seine Schwiegermutter, die alte Frau von Haller, iſt mit ihm hergereist. Hier umſchweben ſie beide die Erinnerung der holden Sophie Baggeſen, die auch Ihnen ſo lieb war. Zwei kleine Knaben bleiben ihm noch, die aber mutterlos ſind. Baggeſen ſchildert uns Paris, nicht aber im magiſchen Spiegel, wie's zur Zeit der Hoffnung war; es iſt Alles verſchwunden, jede Spur der Freiheit, auch nicht ein Phantom davon übrig. Die Pariſer ſinken immer tiefer in den Abgrund der Laſter und Frivolität hinein. Sie glauben an nichts mehr, am wenigſten an ſich ſelbſt, noch weniger an Wahrheit und Tugend. Die ſchönſten Werke der Kunſt liegen im Chaos unbenutzt und ungeſchätzt. Auf einem ſolchen Boden blühet die ſchöne Kunſt eben ſo wenig als die Roſe in einer Sandwüſte; und da, wo das ſchöne Ideal verſchwunden iſt, nimmt die finſtere Geſtalt des moraliſchen Todes die Oberhand. Ihre Freiheitsbäume blüheten nie, die bittere Frucht entſtand im Gebiete des menſchlichen Elendes; es ſind traurige Gegenſtände!

Was Sie von Ihren Kindern mir ſagen, hat mich innig gerührt; könnte ich ſie doch einmal ſehen und umarmen! Für den kleinen Ernſt erlauben Sie, daß ich zu Neujahr ein kleines Geſchenk zum Andenken ſende, für welches er Spielſachen ſtatt Bücher ſich verſchaffen wird. Mein Mann theilt ſo ganz mit mir den Wunſch, Ihnen Beiden einmal im Raume nahe zu kommen. Meine ſchwache Geſundheit erinnert mich nur zu oft an ſolche Wünſche, die alsdann zur Sehnſucht werden.

Wir erwarten mit Ungeduld die neue Tragödie von Schiller. Sein ſchönes Programm läßt uns ſchon den höheren Genius ahnen und verſpricht viel. Es wird gewiß in der Handlung ein lebendiger Geiſt ſiegen, der den ſchlafenden aufwecken muß.

Eben höre ich, daß Buonaparte gefallen ſein ſoll. Kaum kann ich es glauben. Sollte dieſes große Drama wirklich in Egypten ſich endigen? ſollte der Held unter dieſen Ruinen fallen? — In Europa gehörte er freilich nicht mehr hin!

Sagen Sie doch Schiller Alles, was ich ihm ſelbſt ſo gerne noch heute ſchreiben möchte. Dieſer Brief ſei auch für ihn. Ich kann die Feder nicht länger halten; der trübe Wintertag verfinſtert Alles um mich herum. Dieſes ſei meine Entſchuldigung auch für die Unordnung dieſer Zeilen.

Kopenhagen, den 16. Februar 1799.

Für Ihren ſchönen Brief aus Weimar ſage ich Ihnen meinen herzlichen innigen Dank, liebe Frau Schiller. So ganz habe ich Ihr Herz verſtanden, indem Sie mir Schiller ſo gefühlvoll und innig nannten. Wie oft war auch ich durch ſeinen hohen Genius glücklich gemacht! Wie ſollte ich es nicht wiſſen, was er Ihnen in ſolchen Momenten ſein muß. Eine gewiſſe Beſcheidenheit der Frauen für ihre Männer iſt nicht natürlich, ſo wenig wie ein gewiſſer Stolz darauf es nicht wäre. Der heiligen Wahrheit muß vor Allem gehuldigt werden; nur in ihrem Namen ſind reine Gefühle vorhanden. Im Ausdrucke der Worte können ſie freilich

entweiht werden, doch ist dies nicht der Fall, wo Herz an Herzen trifft. Doppelt mußte ich das Ihrige verstehen, liebe Frau, da ich oft im süßen Genuß der Dankbarkeit mich verlor, als mein Mann für dieses Land nicht ganz ohne Nutzen seine Kräfte und Talente gebrauchte, ja ich darf sagen, daß am öftesten, wo er nicht zu handeln schien, sein seltener Genius mächtig wirkte. Er hat bei einer unbeschreiblichen Sanftheit des Herzens eine unerschütterliche Festigkeit im Blicke und sieht vorwärts im Großen; dabei belebt die reinste Menschenliebe sein inneres Wesen beständig, und eine seltene Bescheidenheit macht es ihm möglich, in Staatsgeschäften durchzusetzen, was Viele (im Anfang) nicht verstanden, noch billigten; dabei bleibt doch noch so mancher unerfüllte Wunsch ihm übrig im Herzen; es gehört oft Resignation im thätigen Leben, nicht noch thätiger zu sein. Noch mehr muß ein hoher Geist sich unterwerfen, um das Ideal nicht gar zu fest zu halten, ein Ideal, welches weniger erscheint, zumal am Staatsruder.

Bei allem diesem darf ich behaupten, daß Wenige Schiller als Dichter so verstehen, so genießen wie er. Die Sympathie für Schönheit begeistert und vereinigt solche Geister.

Wir erwarten mit Ungeduld den Wallenstein, die Fortsetzung nämlich. Wir hoffen, an einem von diesen Tagen Wallensteins Lager hier im Hause aufgeführt zu sehen. Es ist nämlich eine Gesellschaft junger Männer, die sich hier vereinigen, und meinem Mann die Ueberraschung machen werden. Wir haben einen großen Saal, der wird auf einen Abend so beehrt werden. Die Unternehmung ist nicht gering, es wird meinem Mann die größte Freude machen, da er es im Manuscript mit Entzücken vorlesen hörte.[1] Ein junger Mann, der in Jena studierte und Rist heißt, ist Sekretär hier im Hause. Er ist geistvoll und voll Feuer. Dieser unternimmt es mit einigen seiner Freunde, Wallen-

[1] Diese Nachricht versetzte Schiller in große Aufregung. — Er vermuthete, daß Böttiger das Werk sich in Weimar verschafft und nach Kopenhagen befördert hatte. An G. Nr. 578. 579. 581.

steins Lager aufzuführen, und so werden wir bald, wie ich hoffe, Schiller einen schönen Abend hier verdanken. Wäre er doch selbst hier! Nun begreifen Sie, mit welcher Ungeduld wir die Piccolomini erwarten.

Daß Schillers Gesundheit es ihm erlaubt, so thätig in Weimar bei der Aufführung zu sein, macht uns um so mehr Freude, da Purgstall mir oft erzählte, wie einsam und ruhig er im Winter eingesperrt leben mußte. Diese Auswanderung ist ein guter Beweis und wird gute Folgen haben.

Ein Bild von mir existiert nicht; nur ein einziges hat mein Mann, und ich versichere Sie, liebe Frau Schiller, daß Sie wenig daran haben würden; doch bin ich nicht weniger dankbar und gerührt bei dem Gedanken, daß Sie es wollten. Es ist mir viel vortheilhafter, so idealisch unter Ihnen zu leben, und ich wünsche so sehr von Ihnen Beiden nie vergessen zu werden. Auch Sie Beide leben unter uns auf immer.

Purgstall ist, wie ich hoffe, glücklich. Er schreibt mir oft; doch kenne ich nicht seine Frau, auch nicht recht durch seine Briefe. In seinem Vaterlande kann er nicht wirken; er lebt allzu einsam. Solche Seelen werden im Weltgetümmel verkannt. Die heutige Politik benebelt alles Schöne.

Für Italien bin ich traurig, doch wer weiß, ob die Zukunft nicht besser für dies schöne Land wird.

Baggesen heirathet wieder, eine Genferin, die jetzt mit ihrem Vater in Paris lebt. Dort sah er sie, und sie wird mit dem alten Vater herkommen. Baggesens Muse schweigt, und es ist schade um ihn.

Die Auftritte wegen Fichte[1] in Deutschland finde ich höchst abgeschmackt. Seine ächten Schüler können wohl nicht gefährliche Weltbürger werden. Es ist recht ärgerlich; mehr mag ich nicht hierüber sagen.

[1] Die bekannte Streitigkeit, die ihm seiner vermeintlichen Irreligiosität wegen angehängt wurde und ihn von Jena vertrieb.

Daß ich so viel von meinem Mann Ihnen schrieb, braucht wohl keine Apologie; viel mehr hätte ich Ihnen noch gerne über ihn gesagt.

Charl. Schimmelmann.

P. S. Noch muß ich Ihnen im Postscript ein Wort über einen Gegenstand unseres Hauses sagen, da Sie so gütig und theilnehmend für uns sind.

Seit vier Jahren habe ich ein kleines Mädchen zur Erziehung zu mir genommen;[1] sie war arm, elend; der Vater starb auf seinem Krankenlager; die Mutter habe ich nie gesehen. Diese Kleine, Louise genannt, zeigte schon viele Talente an, und etwas Außerordentliches fand ich in ihrem Wesen, welches übrigens damals ganz verstimmt war. Jetzt macht mir dies Kind große Freude; ich habe sie beständig unter meinen Augen; sie ist liebend, gut und ganz sonderbar von der Natur mit Talenten ausgerüstet. Ganz musikalisch, singend, tanzend, als wäre sie fürs Theater erzogen, und sie lernte nie tanzen; sie hat kleine, niedliche, beflügelte Füße; ich suche Alles in ihr zu entwickeln; sie ist nicht hübsch, aber doch angenehm und so klug aussehend; ganz Grazie und dabei natürlich; sie lernt gern und nimmt an Allem Antheil, ist von einer Lebhaftigkeit, die hier ganz ungewöhnlich ist. Vielleicht hat Purgstall Ihnen dies kleine Geschöpf genannt. Jetzt, da sie über acht Jahre alt ist, fängt sie an sehr interessant zu werden. Wir lieben sie, als wäre sie unser eigen Kind. Eine Mutter weiß, wie viel damit gesagt ist. Da diese Kleine so ganz in unsern engen Kreis gehört, mußte ich sie Ihnen nennen. Dies Kind hat sich unglaublich veredelt, seitdem es bei uns ist; doch hat die gütige Natur Alles für sie gethan. Ganz einfach wird sie erzogen und weiß von keinem äußeren Glanz, der ihrer Seele, wie ich hoffe, immer fremd bleiben wird. Oft im Anfang erinnerte sie mich an Mignon. Wir nennen sie Louison.

[1] Spätere dal Borgo.

Kopenhagen, den 19. Mai 1799.

Ich kann Ihnen meine Freude nicht beſchreiben, liebe Frau Schiller, als ich geſtern den Wallenſtein bekam von den lieben Briefen begleitet. Morgen Abend unternehmen wir die Lektüre im engen Kreiſe. Hat der Herzog von Auguſtenburg Zeit, ſo kommt er auch zu uns und theilt unſern Genuß. Sonſt wird gewiß kein Menſch dies ſchätzbare Manuſcript in die Hände bekommen, das verſpreche ich Ihnen. Sie wiſſen, daß aus der Vorſtellung hier im Hauſe nichts wurde.[1] Wäre es geſchehen, ſo hätten Alle dabei die gewiſſenhafteſte Discretion beobachtet; ſonſt hätten wir uns einen ſolchen Genuß nicht einmal in Gedanken erlaubt. Und da wir es vollſtändig aus Schillers eigener Hand bekamen, wird uns das Leſen eine liebliche Erſcheinung ſeines Geiſtes verſchaffen; und glauben Sie mir Beide, daß wir ganz den Werth eines ſolchen Geſchenkes zu ſchätzen wiſſen; daß auch kein Mißbrauch, keine Entweihung ſtatt haben kann. Die Zahl der vertrauten Freunde iſt klein — hier wie überall — nur mit ſolchen Seelenverwandten werden wir ein ſolches höheres Vergnügen genießen.

Von der Frau von Stein hörte ich in meiner Jugend meine ältere geliebte Schweſter oft reden; dieſer Name iſt mir weder neu noch fremd. Wohl Ihnen, daß Sie eine ſolche Freundin fanden und behielten! Hätte die Frau von Stein meine Schweſter ganz kennen gelernt, ſo würde ſie Ihnen ſagen können, welche ſeltene Gattin und Mutter aus ihr geworden iſt. Ihre Seele iſt engelrein, und ihr ganzer Charakter groß, dabei ſanft und milde im höchſten Grade. Ihre Kinder ſind auf eine ſeltene Art gut erzogen. Ihr Mann iſt Graf Ludwig Reventlow, der auf ſeinem Gute Trolleburg wahre Wunder hervorgebracht hat. Er iſt der däniſche Rouſſeau, nur noch liberaler; im ſtrengſten Sinn ein Menſchenfreund. Er hat ein Erziehungsinſtitut auf ſeinem Gute geſtiftet, vor zwei Jahren, wo Knaben aller Alter erzogen

[1] S. den vorigen Brief. Schiller hatte ſich alſo über jenen Vorfall beruhigt und das Manuſcript des ganzen W. geſchickt.

und unterrichtet werden, ich darf ſagen, vortrefflich gebildet für den geringen Preis von 90 bis 100 Rthlr. jährlich. Auch ein vorzüglich gutes Landſchul-Seminarium iſt in der Nähe, oder vielmehr damit verbunden. In dieſem ſchönen Kreiſe lebt meine Schweſter. Ihre älteſte Tochter, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen von achtzehn Jahren, hat dieſen Monat geheirathet, wohnt ganz in der Nähe ihrer Eltern, wird auch glücklich, wie ich hoffe. Ihr Mann, der noch jung iſt, iſt Beſitzer von großen Gütern, wo Alles, wie ich hoffe, einſt auf Trollenburger Art, im Namen der Menſchheit, eingerichtet wird.

Mein Bruder,[1] der ſich der Frau von Stein auch erinnern wird, iſt liebenswürdig, und hat ein ſeltenes Herz. Er hat es behalten, obgleich er ſeit ſeiner Jugend ein Diplomat iſt. Er war däniſcher Geſandte im Haag, als die Franzoſen einrückten. Da hat er, ich darf es ſagen, manche Thräne getrocknet. Seine Frau, eine Holländerin, hat ihre Freunde und Verwandte in dieſem unglücklichen Lande. Jetzt iſt er Geſandter in Spanien, und Gott weiß, was er da erleben wird. Die Hofintriguen überſteigen alle Erwartung in dieſem Lande, und das Volk iſt gedrückt auf eine ſchreckliche Art.

Dieſes Alles über meine Schweſter und meinen Bruder, die Sie mir ſo theilnehmend nannten, daß ich nicht widerſtehen konnte, ſie Ihnen darzuſtellen; obgleich ich von beiden faſt getrennt lebe, ſo ſind wir immer im Geiſte mit einander und verſtehen uns ſo vollkommen über Alles, was dem Menſchen heilig und wichtig iſt.

Louiſon iſt ein liebes Kind, die ich Ihnen ſo gerne zeigte. Es iſt ein Ideal, ein kunſtloſes Geſchöpf, für die ſchöne Kunſt geboren, ein kindliches Weſen, voller Vernunft, wenig ſcheinende Entwicklung und dabei große Fähigkeiten, herrliche Anlagen in eine Grazie gehüllt, die nur die Natur geben kann. Sie wird aber erſt neun Jahre alt; die Zukunft ſteht bei den Göttern.

[1] Baron Schubart.

Kopenhagen, den 5. Oktober 1799.

Ich erhielt in Trolleburg bei meiner Schweſter im Auguſt Ihren lieben Brief, und glaubte nicht erſt im Oktober Ihnen meinen Dank zuzurufen; ich begreife ſelbſt nicht, wie es möglich war. Meine gute Schweſter theilte ſo ganz meinen Genuß beim Empfange Ihres lieben Briefes. Als ſie den Namen der liebenswürdigen Frau von Stein hörte, ſtiegen ihr mit Freuden die lieblichen Bilder der Jugend in der Seele auf; unvergeßlich ſind ihr die Stunden, die ſie mit ihr zubrachte. Auch ich hörte damals, faſt ein Kind noch, mit Freuden dieſen Namen. Mein Bruder war ihr auch ſo ganz zugethan. Jetzt lebt er einſam in Spanien, wo er mit dem Hof den ganzen Sommer hat herum emigrieren müſſen, die heißeſten Monate in Madrid zubringend. Jetzt ſchreibt er aus St. Ildefonſo, wo die Natur doch etwas günſtiger ſein ſoll. Aranjuez iſt ein trauriger Kunſtgarten. Dieſes diplomatiſche Leben iſt aber auch leider ganz künſtlich, und dabei iſt mein Bruder ſo ziemlich unbefangen geblieben; faſt ſo heiter und jugendlich, als ihn die Frau von Stein kannte. Seine Frau, eine Holländerin, iſt ernſter und trauert über ihr Vaterland, wo ſie den Anfang der Umwälzungen ſah. Wie es am Ende in dieſer Bataviarepublik ausſehen wird, weiß Gott. Auch für Helvetien iſt Alles zu fürchten, nachdem es Alles gelitten hat. Es ſieht überhaupt dunkel und traurig in der politiſchen, ſowie in der moraliſchen Welt aus. Wir müſſen Gott danken für die Ruhe, die uns bis jetzt gegönnt ward. Unſer Nachbar, der mächtige K..., wird uns auch wohl noch ſo laſſen. Er ſchien unruhig über die däniſchen Zeitſchriften, die freilich ſehr tobend und zuletzt ganz unpaſſend waren; doch hätte die Regierung wohl dabei nichts gewagt, es ſo zu laſſen. Sie beſchäftigte ſich indeſſen ſchon ſeit einem Jahr mit Plänen, damit dieſe literariſche Unordnung ein Ende nehmen ſollte. Nun da aber von innerer Ruhe zugleich mit der äußeren Ruhe die Rede ſein konnte, ſo hat die Regierung endlich in dieſen Tagen ein Edikt herausgegeben wegen der Preßfreiheit; die Meinung iſt

gewiß liberal und gut, doch ſcheint die Form etwas ſtrenge. Wäre dieſes vor zehn Jahren ſo geſchehen, ſo hätte wohl der Vernünftige es mit Recht tadeln können. Nun aber, da der Kronprinz ſchon ſo viele Jahre es angeſehen hat, mit Geduld ertragen, daß ſeine eigene Perſon oft nicht geſchont ward; nun da der freche Ton einiger Pamphletiſten auf's äußerſte geſtiegen war, ohne daß man dabei beſſere däniſche Schriften daneben ſah, nun war es wohl in jeder Rückſicht Zeit, dieſen Strom zu hemmen. Im Auslande wird dieſe Maßregel vermuthlich nicht gebilligt; ich wünſche nur, daß jeder Fremde die letzten periodiſchen Blätter und Schriften hier beurtheilen könnte. Alles, was den Menſchen heilig iſt, wurde angegriffen; dabei waren Streitſchriften im unwürdigſten Ton faſt die einzigen geworden, und die Perſonalitäten hörten nicht auf. Alle dieſe Angriffe blieben von den Beſſeren unbeantwortet, und ſo verfiel die däniſche Literatur in das kläglichſte Chaos. Nun werden unſere jungen Studierenden auf etwas Beſſeres ſinnen müſſen, und die Welt wird dabei nichts verlieren.

Verzeihen Sie, Liebe, daß ich Ihnen ſo ausführlich dieſes Alles darſtelle; mündlich könnte ich es viel beſſer. Mein Mann hat gewiß die Preßfreiheit lange für heilig gehalten, auch iſt er faſt nie angegriffen worden; doch unſere Epoche iſt eine Ausnahme in der großen Weltgeſchichte, Gott weiß, wie die kommende ſein wird.

Wir ſind erſt ſeit acht Tagen hier in Kopenhagen zurück. Zwei ruhige Monate brachte ich in Trolleburg zu. Mein Mann beſuchte unterdeſſen ſeine Güter in Jütland, wo er viel Gutes zur Veredlung und zum Wohl ſeiner Bauern gemacht hat; ſie ſind ſchon lange unabhängig, ſtehen ſich dabei gut, und ihre Kinder genießen die Vortheile des beſſeren Schulunterrichts im Lande. Fünf ſchöne Schulen hat mein Mann aufbauen laſſen in einer Gegend, wo man ſonſt von keiner ordentlichen Schule wußte. Dabei haben wir vortreffliche Lehrer, die wohl etwas beſſer als die von Rochow ſind. Indem ich dieſes von unſern Gütern erzähle,

muß ich doch meinen Schwager Ludwig Reventlow erwähnen. Er war der Erſte im Lande, der ſchon vor fünfzehn Jahren dies Beiſpiel gab; nun folgen Einige, es geht aber noch langſam, doch ſiegt am Ende die Wahrheit. Auf dieſem Gute Trolleburg in Fühnen war es, wo ich zwei Monate ſo vergnügt zubrachte. Da auch wurde der Wallenſtein geleſen, verſtanden und ganz genoſſen. Meine Schweſter war entzückt; Schillers Geiſt lebte unter uns, und wir verdankten ihm die herrlichſten Momente unſeres Zuſammenſeins.

Charl. Schimmelmann.

Den 7.

Im Augenblick, als ich dieſen Brief auf die Poſt ſenden will, erhalte ich den Ihrigen. Auf Schiller ſein neues Drama bin ich ganz Erwartung und Sehnſucht. Man begreift es hier nicht und verzeiht es ihm kaum, daß der Wallenſtein und Piccolomini noch nicht im Druck erſcheinen. Ich werde ſo geplagt um das Manuſcript und darf es nicht aus den Händen laſſen. Bitten Sie Schiller im Namen Aller hier, ja nicht zu zögern.

Ich war nicht in Altona mit meinem Mann; leider kann ich nicht ſolche ſchnelle Reiſen ertragen. Gott erhalte uns den Frieden; ich hoffe es mit Zuverſicht.

Den Auftrag an die Brun übernehme ich gern; ſie iſt noch auf dem Lande, und das böſe Wetter trennt uns. Die Kornernte leidet, die ganze Natur trauert; es iſt ein doppelter Herbſt.

Kopenhagen, den 27. Januar 1800.

Schon oft, liebe Frau Schiller, antwortete ich in Gedanken Ihrem Brief, der mir doppelte Freude machte, weil ich daraus Ihre völlige Geneſung erfuhr.

Wir haben einen ſo ſtrengen Winter gehabt im Anfang dieſes Jahres, daß unſere Briefe nicht über den Belt kommen konnten. Aus dieſer Urſache erhielt ich ſpäter Ihren lieben Brief, und die

Antwort wäre am Ufer geblieben. Jetzt vermindern sich unsere Eisgebirge; sie trennen uns doch noch von der übrigen Welt.

Diese Hofdame, die in Weimar gestorben ist,[1] war die Mutter und Wohlthäterin meines Bruders; sie hatte seine Frau erzogen und liebte sie beide; ich sah sie nie, doch schätzte ich sie sehr; ihren Tod erfuhr ich erst durch Ihren Brief.

Die Nachrichten aus Frankreich lauten doch jetzt tröstend; nur ist noch nicht die wahre Hoffnung des Friedens erschienen. Man versichert, daß Buonaparte den Frieden will; aus England erwartet man die Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Mir kommt es vor, daß Buonaparte der gefährlichste und thätigste Gegner der Jakobiner sich zeigte, und da der blutige Krieg gegen diese Faktion geführt ward, und nicht gegen die französische Nation, so kommt es mir vor, daß es jetzt hohe Zeit wäre, diesem Elende des Kriegs ein Ende zu machen. Deutschland ist fürchterlich bedroht, und das Schicksal der Schweizer sollte doch warnend sein; ein solcher Jammer ist unerhört. Hier wünscht man einige der unglücklichen Kinder, die in den Wäldern herum irren, zu retten. Die gute Frau Brun hat eine Subscription eröffnet und findet mitleidige Herzen, obgleich der Winter für unsere eigenen Armen dringender als je ist; denn die Ernte war schlecht, und alle Folgen der jetzigen Krisis lassen sich hier wie überall fühlen; doch sind die Kopenhagener Armen diesen Winter schon unter einer wohlthätigen Aufsicht. Man hat hier Rumfords Schriften nicht umsonst gelesen; jetzt ist das Armenwesen fast so wie in München eingerichtet; dadurch werden viele Kinder gerettet, an ihren Seelen gerettet; kein armes Kind leidet Hunger, sie werden zur Arbeit früh gewöhnt, und die Eltern, die nicht mehr betteln dürfen, können nicht mehr wie sonst ihre Kinder zum Betteln brauchen. Diese wohlthätige Einrichtung hat uns Alle hier in Bewegung gebracht; es ist die heiligste Pflicht, der Anfang ist aber schwer, denn die Mißbräuche waren unglaublich, viele Tausende verschmachteten, und doch sind die Kopenhagener Ein-

[1] Fräulein v. Göchhausen.

wohner von jeher wohlthätig gewesen; es ist aber nicht genug die Almosen auszutheilen, die Organisation des Ganzen war die Hauptsache.

Einige sehr interessante Emigranten vom 18. Fructidor haben bei unsern Verwandten in Holstein gelebt; jetzt kehren sie zur Heimath zurück. Portalis unter andern, mit seinem neunzehnjährigen Sohn. Dieser ehrwürdige Greis ist fast blind; dabei aber so thätig und lebendig, als wäre er ein Jüngling. Der Sohn ist seine rechte Hand.

Der General Dumas auteur des précis militaires geht auch nach Frankreich zurück, unsere Freunde verlassend. Der edle Liancourt, den ich persönlich kenne, ist auch gottlob jetzt schon in Paris. Er hat sein hartes Schicksal als ein Mann getragen; nie sah ich ein rührenderes Beispiel von Milde, Festigkeit und Würde. Er hat über die Gefängnisse von Philadelphia geschrieben. Lesen Sie dieses Buch; möchte es recht bekannt werden. Er schickte es mir aus seinem Exil.

Daß Sie mit der Frau von Stein so glückliche Stunden zubringen, ist eine wahre Freude. Einen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme an uns.

Eben höre ich, daß die Friedensvorschläge aus Frankreich nicht in England angenommen wurden!

Ach, daß Schiller uns selbst die Piccolomini vorlesen könnte! Nein, dies wäre gar zu schön. Seinen Brief habe ich mit Freuden, und innig gerührt, gelesen. Wir sind so ganz in seiner Schuld, mögen es auch so gerne sein. Die herrlichsten Momente des Lebens einem zu geben, der edel denkt, was könnte wohl dafür wieder gegeben werden? nichts als Gesinnungen und reine dankbare Gefühle.

Den 21.

Wir kennen nun die Piccolomini. Obgleich wir viel erwarteten, machte diese neue Erscheinung uns die schönste Ueberraschung! Welche Wahrheit, Natur und Lebendigkeit! Wie richtig

und wie fein die Gefühle! Wie tief aus dem Herzen, und wie tief in die Herzen hineingeſchaut! Welche herrliche Sprache für die erhabenſten Gedanken! Wie feierlich und rührend iſt die Stimmung des edlen jungen Piccolomini! Kurz ich hörte nicht auf und ſagte Ihnen doch nicht die Hälfte von Allem, was ſich ſagen und nicht ſagen läßt in ſolchen Augenblicken. Ich wünſchte, daß Schiller nicht dieſe unordentlichen Zeilen leſe, nur ſagen Sie ihm, was in mir vorging, auch haben wir noch nicht das Letzte geleſen. Mein Mann muß einen ruhigen Abend finden, dies iſt ſchwer, er iſt außerordentlich zufrieden, und ganz Intereſſe für dies neue ſeltene Schauſpiel. Der Herzog konnte nicht kommen, er wird es aber bald, wie ich hoffe, ſelbſt leſen, da Schiller es erlaubte. Bitten Sie ihn flehentlich, es bald drucken zu laſſen. Ach, daß wir nicht auch bei der Vorſtellung in Weimar waren! So von Schiller ſelbſt angeordnet, mit Goethe, ſo wird es wohl nie aufgeführt. Wären auch andere Schauſpieler vollkommener als die Weimariſchen, die doch gut ſein müſſen, ſonſt wäre es unmöglich geweſen. Daß die Planeten ſo harmoniſch dichteriſch mit vorkommen, die Scene umſchweben, dies feierlich myſtiſche Gewebe, Alles dieſes ergreift das innere Weſen und berührt jede Saite der Seele im ſchönſten Einklang. Auch muß dieſes erſte ächt deutſche Schauſpiel in Deutſchland mächtig wirken.

Klopſtocks Hermann iſt ein Germanier, iſt ſo entfernt dagegen. Hier entwickelt ſich auch die deutſche Sprache weit ſchöner, weit humaner, möchte ich ſagen.

Nur für Sie allein, liebe Frau Schiller, ſind dieſe flüchtigen Zeilen hingeſchrieben oder hingedacht. An Worten bin ich arm, fürchte auch ſo ſehr die Verſchwendung der Worte.

Daß ich Schiller ſelbſt heute nicht ſchreibe, iſt wahrlich nur aus Blödigkeit. Sie müſſen ihm meinen ſchönſten Dank bringen.

Seeluſt, den 27. Mai 1800.

Unſere Wohnung an der Oſtſee iſt lieblich. Die ſchönſten Buchenwälder umgeben unſere blumigen Wieſen auf der einen Seite

des Hauſes; an der andern umgibt uns das Meer, von der ſchwediſchen Küſte begrenzt, die ſich uns in mannigfaltigen Geſtalten zeigt. Am ſtillen Abend lagern ſich oft Schiffe aus allen Weltgegenden um uns herum; ſelbſt Fregatten und Kriegsſchiffe aller Art zeigen ſich ſo in ihrer Pracht, in unſerer Nähe, und weit bis zum Sunde hin erſtreckt ſich der Anblick, einige Hundert Schiffsmaſten oder Segel, die wir auf einmal ſehen. Dabei rudern die kleinen Fiſcherböte in der Bucht herum, da wir rechts und links von Fiſcherdörfern umgeben ſind. Dieſer Anblick des Meeres erneuert ſich täglich und ſtündlich in beſtändiger Abwechslung. Unſer Garten erſtreckt ſich auf einem Abhang bis zur See. Ganz nahe am Ufer entſpringt eine Quelle vom ſchönſten Waſſer am Fuße eines Hügels. Dieſer Lieblingsplatz iſt für Jeden offen und verſchönert den Landweg. Der Wanderer findet hier Erfriſchung und Schatten; ſelbſt die Schiffsleute landen hier oft an unſerer Quelle und füllen ihre Waſſertonnen. Ein feierliches doch einfaches Monument wurde hier von meinem Mann errichtet zum Andenken ſeiner erſten geliebten Gattin. Ihr Name und die heiligen Erinnerungen ihrer ſchönen Exiſtenz auf Erden verewigen die Schönheiten dieſes Ortes. Vielleicht wird unſer Freund Burgſtall Ihnen eine beſſere Beſchreibung von Seeluſt gemacht haben. Er liebte dieſe Gegend und vergaß hier ſeine vaterländiſchen Gebirge und Flüſſe. Dieſe fehlen uns in Dänemark; dagegen haben wir liebliche Bäche. Ein ſolcher verſchönert auch unſere hieſige Landſchaft. Das ſanfte Rieſeln dieſes Baches vermiſcht ſich hier mit der ſpielenden Welle des Meeres; er gleitet durch die Wieſe am Ufer und verliert ſich in die Oſtſee.

Wir leſen mit Schaudern und mit traurigen Gefühlen die Zeitungen; die Verheerung des Kriegs trifft Deutſchland auf's Neue. Buonaparte hatte den Frieden angeboten. Mit banger Ahnung hörten wir hier, daß die Friedensvorſchläge nicht angenommen wurden, indem Carnot wieder thätig wurde und Moreau ernannt wurde; dabei wurde der Erzherzog Karl zurückgerufen.

Dies alles waren schlimme Vorboten. Möchte doch das Blutvergießen bald ein Ende haben!

Da Sie meinen Bruder mit Güte oft nannten, muß ich Ihnen doch sagen, daß er auf einige Monate Urlaub hat, seinen Posten in Madrid zu verlassen, und daß er im Herbst vielleicht uns hier erscheint. Spanien ist ein trauriges Land, und die Atmosphäre des Hofes ist drückend. Ein denkender Mann findet dort keine Geistesnahrung, dagegen aber sehr viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft und finstere Aussichten.

Seeluſt bei Kopenhagen, den 23. September 1800.

Erst am 20. September erhielt ich das schöne Geschenk von Wallenstein aus Schillers eigener Hand von seinem Briefe begleitet mit dem Ihrigen, liebe Frau. Sagen Sie ihm recht so ganz aus meinem Herzen einen warmen Dank. Ich hatte schon längst aus dem Buchladen dieses Werk erhalten, so auch Schillers Gedichte, die mir so viele Freude gewähren; einen doppelten Werth als Gabe seiner Hand hat es aber natürlich für uns.

Daß Sie beide Ihren einsamen Sommer glücklich erlebten, hat mich herzlich erfreut. Ich kenne aus eigener Erfahrung diesen Werth der Einsamkeit, obgleich wir oft im Strudel der Welt augenblicklich leben müssen. So z. B. heute ist hier im Hause ein großes Diner für den Lord Withworth; aber im Ganzen führen wir, ich darf es sagen, ein vernünftiges Leben.

Diese schönen Herbsttage haben wir auch recht im Genusse der Natur verlebt. Ich nannte Ihnen diesen Lord W. Seine Wohnung hier gab uns eine recht stürmische Epoche. Wir sahen uns plötzlich hier am friedlichen Ufer unserer Insel von einer Flotte umgeben, die uns gar nicht friedeversprechend aussah. Alle diese blitzbewaffneten Schiffe umgaben unsere Landhäuser, vom Sunde ab bis zur Kopenhagener Rhede. Dabei kann ich Ihnen doch versichern, daß unsere gute und gerechte Sache einem Jeden so viel Muth gab und eine solche Spannung der Gemüther verursachte,

daß Keiner ſich fürchtete. Es war nur eine Stimme, eine Geſinnung, die Alle vereinigte. Unſer Kronprinz zeigte ſich in ſeinem wahren Charakter, thätig, unerſchrocken, ſehr lebhaft, doch auch moderiert. Der engliſche Negotiator, der die Welt kennt, ſah dieſes alles ein, und ſo endigte ſich die Unterhandlung ehrenvoll für Dänemark. Wir wären lieber unter den Trümmern unſeres Landes Alle geblieben, als entehrt davon gekommen. Dieſes war eine allgemeine wahre Empfindung; ſelbſt der ruhige Landmann eilte herbei aus der Provinz, ſeine Ernte verlaſſend, mit Enthuſiasmus wollte er fechten für Vaterland und Ehre. Auch Kinder, Frauen, Jünglinge gaben thätige Beweiſe ihres Eifers. Für Vieles hätte ich nicht dieſe Scene entbehrt; es war mir eine ſo neue Erfahrung. Freilich müſſen wir die Koſten jetzt ertragen und werden es alle lange fühlen, doch trägt ein Jeder willig ſein Opfer; obgleich die Theurung, die ungewöhnlich iſt, ſehr drückend iſt. Doch, wie dürfen wir klagen? Bedenken wir nur einen Augenblick die Noth und das Unglück der Bewohner Deutſchlands, am Rhein, an der Donau! auch in Italien. Mit Schrecken hören wir eben, daß der furchtbare Krieg vielleicht wieder anfängt, und für welchen Zweck? Wie wird die große Schreckensſcene endigen? Es ſind unerhörte Begebenheiten, ein fürchterliches Dunkel umgibt uns. Die franzöſiſche Regierung hat uns an der Sendung des Miniſters Bourgoing einen wahren Beweis der Achtung gegeben. Er iſt aufgeklärt, milde, ein ſehr intereſſanter Mann, der eine Regierung wie die unſerige ſchätzen und verſtehen wird. Der Kaiſer von Rußland, der es gut meint, hat uns auch thätige Beweiſe ſeiner Theilnahme in dieſer kritiſchen Epoche gegeben. In dieſer Theilnahme vereinigen ſich ſo wunderbar dieſe beiden Extreme der politiſchen Welt.

Das letzte Werk der Mad. de Staël leſen wir denn zugleich auch hier mit wahrem Intereſſe. Sie muß eine ſeltene Frau ſein, eine ernſthafte bedeutende Erſcheinung, mitten im Gaukel des Pariſer Leichtſinnes. Als Philoſophin aber wollen wir ſie nicht richten. Auch in der deutſchen Literatur fand ich ſeltſame, unerwartete,

höchst interessante Erscheinungen. Fichte's Bestimmung des Menschen, Tieck, seine heilige Genoveva, und noch so Manches im Athenäum.

Die Zeiten der Letargie nehmen ein Ende. Die abgeschmackte tödtende Kälte muß auch weichen. Die theophilanthropische Leere wird aufhören (diese war mir immer vor allen verhaßt und odiös). Was aber aus diesen Umwälzungen noch entstehen wird, durch welche Irrgänge die Wahrheit noch gesucht werden muß? Dabei schwindelt mir oft, ich gestehe es, mein armer schwacher Kopf. Sehe ich die Werke von Schelling vor mir liegen, so bin ich, ich gestehe es, wie Tantalus versetzt, ohne Hoffnung der Möglichkeit eines wahren Genusses, weil ich unvermögend bin, zu folgen. Doch ahnen kann ich so Manches, und diese Ahnung führt mich weit hinüber und hinaus.

Wie benimmt sich Goethe bei der Vergötterung, die er mit Shakespeare, Dante theilen muß? Wann werden wir ihn wieder in Lebensgröße auftreten sehen?

Finden Sie noch in dem Umgang dieses Titanen, was Sie vormals fanden? Schließt er sich in der Wirklichkeit an diese neuen Giganten, die er mit hervorbringen half? Baut er selbst mit an dem neuen Tempel, oder begnügt er sich damit ihn bauen zu lassen, wie so mancher Geweihte? Kurz, ich hörte nicht zu fragen auf, folgte ich der Neigung, die von jeher den Sterblichen zum dunkeln Hain des Orakels trieb. Ein wahrhaft liebendes Herz und einen freien Geist hinzubringen, ist, was ich wünsche, was ich wollte.

Verzeihen Sie, liebe Frau Schiller, die Unordnung dieser Zeilen. Sie wären auch an Schiller gerichtet, hätten sie mehr Werth. Seien Sie meine Fürsprecherin, bringen Sie ihm meinen Dank für seinen Brief. Er kann uns nicht verkennen, kannte er uns einst, und so wird er auch nie an unseren Gesinnungen zweifeln. [1]

[1] Schillers Antwort auf diesen Brief vom 23. November ist im Altonaer Merkur, 1858, Nr. 57 und Hamburger Correspondenten vom 9. März 1858 zum erstenmale gedruckt worden.

Kopenhagen, den 28. April 1801.

Wir haben unruhige Zeiten erleben müſſen, und Gott weiß es allein, ob wir die Hoffnung des Friedens bald im Herzen aufnehmen dürfen. Wäre der neue Kaiſer Alexander nicht plötzlich aufgetreten, ſo wären wir ganz gewiß als Opfer der Treue und Redlichkeit gefallen. Der wüthende Kaiſer Paul, der uns allein hier gegen eine ſolche Macht den größten Gefahren ausſetzte, dieſer Kaiſer, wir wiſſen es ſchon, hätte uns mit keinem Dank belohnt. Wir hatten aber, Gott ſei es gedankt, in uns hier eine Kraft zum Widerſtand, die beſſer als jede Hülfe eines Alliirten uns ſtützte. Die däniſche Nation zeigte ſich muthig und unerſchrocken, ſie war von edlen Gefühlen durchdrungen, als der unedle Angriff der Engländer ſie bedrohte. Nie hatten wir den ſtolzen Britten gereizt, nur Kaiſer Paul hatte ſie mit Härte und Ungerechtigkeit gereizt. Hätten ſie ihre Armada gegen ihn auf Flügeln des Sturmes geſandt, wahrlich, ich ſelbſt als Dänin hätte es faſt billigen müſſen. Doch dieſes thaten ſie nicht, ihrem großen wahren Feind wollten ſie vielleicht nur drohen. Wir aber, die wir für ſeine Sache ſtanden, wir, die wir allein für den ganzen Norden ſtanden, wir wurden angegriffen. Der Held von Aboukir glaubte uns muthlos zu finden, er ſelbſt aber hat es geſtehen müſſen, daß die Dänen keinen Spaß verſtehen in der blutigen Schlacht. Hätte Nelſon nicht parlamentiert, ſo wäre von unſerer Seite der Widerſtand über alle Erwartung anhaltend geweſen. Die Landtruppen brannten vor Begierde, ſich mit dem Feind zu meſſen, und jeder Bürger von Kopenhagen fühlte ſich Krieger. Der Enthuſiasmus, die Erbitterung war unbeſchreiblich. Dieſes ſonſt ſo ruhige Volk war ganz feurig, ganz rachgierig geworden. Das Blut der am 2. April gefallenen Brüder entzündete jede ſonſt ſo friedliche Bruſt, es war nur eine Stimme, auch dieſe erſcholl im ganzen Lande allmählig, doch mußte die Regierung ſanft führend auftreten. Dieſer Angriff der Engländer hier war nicht der einzige. Sie hatten Dänemarks Vermögen in ihren Händen; durch ein unerhörtes Embargo auf

däniſches Eigenthum haben ſie dem Kaiſer Paul nachgeahmt und ſich unſerer Schiffe bemächtiget, die noch in ihren Händen ſind. Doch deſſen ungeachtet war die Regierung nur auf die Ehre der Nation bedacht im kritiſchen Augenblick. Hätten die Engländer uns etwas Entehrendes vorgeſchlagen im Augenblick, wo ſie Waffenſtillſtand anboten, es wäre jeder Mann unter den Ruinen des Landes eher gefallen. Der Kronprinz hätte Leben, Reich und Vermögen eher aufgeopfert, und ſo dachten auch alle Dänen. Sie haben es nicht allein am 2. April, ſondern lange nachher bewieſen. Unſere jungen Seeofficiere ſind wahrlich durch ihre Beſcheidenheit eben ſo intereſſant, als ſie durch ihren Heldenmuth ausgezeichnet ſind. Ein junger Lieutenant Willemoſe führte ſeine ſchwimmende Batterie ſo glücklich gegen Nelſons donnernde Schiffe, daß dieſer darüber erſtaunt ſeinen Namen wiſſen wollte. Man ſagte ihm, er ſei achtzehn Jahre alt. „Der muß Admiral werden," erwiederte Nelſon. Der Kronprinz ſoll geſagt haben: dann hätte ich viele Admirale zu ernennen. Dieſer junge Held iſt in Trolleburg erzogen, in einer Schule, die von Ludwig Reventlow geſtiftet iſt. Er iſt ganz genialiſch in ſeinem Aeußeren, eine ſchöne Phyſiognomie, dabei ganz jugendlich und unbefangen. Ich müßte Ihnen aber Viele nennen, die ich vor dem 2. April nicht kannte, wollte ich Ihnen eine treue Schilderung dieſes Tages machen; viele Anführer der tapferen Menge. Einen Matroſen habe ich geſehen, der mitten im heftigſten Feuer die däniſche Flagge dreimal wieder aufnahm, als die Kugeln der Engländer ſie herunter ſchleuderten. Zuletzt war auch kein Maſt am Schiffe übrig, da hielt der kecke Däne die Flagge mit ſtarkem Arm ausgeſtreckt, bis die Uebermacht am Ende ſiegte. Dieſen Helden ſah ich einige Tage nach der Schlacht, er iſt groß und ſchön, hat edle Züge, braunes, lockiges Haar, iſt dabei ganz beſcheiden, faſt ſanft im Ausdruck und fühlt nur die Begierde, im Treffen wieder zu ſtehen oder zu fallen. Er hat Frau und Kinder, die er liebt. Unſere Verwundeten haben brüderliche Hülfe gefunden; es iſt unbeſchreiblich, mit welcher Liebe und Sorgfalt ſie gepflegt

wurden. Mit welchem Muth, faſt mit Freude haben ſie gelitten und für's Vaterland geblutet. Nicht eine Klage in den Spitälern unter dieſen meiſt ſchrecklich Verwundeten. Auch ſterbend gedachten ſie nur des Vaterlandes; es ſind unzählige Züge der Art. Die Wittwen und Waiſen ſind reichlich verſorgt, es ſind erſtaunliche Summen zuſammen gebracht als freiwillige Gaben.

Sie ſehen, wie ſehr ich auf Ihren und Schillers Antheil an uns rechne. Iſt es nicht traurig, daß wir noch nicht die Maria Stuart hier kennen? Einen doppelten Genuß haben wir nun zwar zu erwarten, indem Sie uns die Johanna d'Arc nannten. Mit Sehnſucht erwarte ich dieſe neue Erſcheinung ſeines reichen mannigfaltigen Genius. Möchte er doch ſo noch lange dabei bleiben, für Deutſchlands Ruhm dableiben! Hier haben wir Kriegsgeſänge die Menge gehabt, die meiſten wirklich ſchön, unſere beſten Dichter ſind recht begeiſtert geweſen! Ein ſchönes Corps von Freiwilligen ſind unſere Studierenden hier, über tauſend an der Zahl; faſt alle junge, wohl geſtaltete, muthige Jünglinge. Ihre Kleidung iſt einfach, aber doch hübſch, ihr militäriſcher Anſtand über alle Erwartung, da ſie eigentlich kaum vierzehn Tage ſich übten, ihre Muſik ſehr ſchön, da die königliche Kapelle mit Freuden ſich erbot, an die Spitze ſolcher Soldaten ſich zu ſtellen. Ihr Chef, der Oberhofmarſchall des Königs, Stauch, iſt ein edler gebildeter Mann.

Ueber Ludwig Reventlows Tod glaube ich Ihnen geſchrieben zu haben; ach, die Zeit tröſtet hier nicht!

Mein Bruder iſt aus Spanien hier jetzt ſeit dem Januar angelangt.

Seeluſt, den 2. Oktober 1801.

Schon längſt hätten Sie meinen Dank vernommen für die Sendung der ſchönen Johanna, von ſolchen Briefen begleitet, hätte ich genau den Ort Ihres Aufenthaltes gewußt. Die Zeitungen nannten Berlin, dies machte uns irre. Möchte Schiller doch die Freude haben, ſeine Johanna gut aufgeführt zu ſehen. Wahrlich,

er verdiente dieſen Genuß, wäre es nur um der Freude willen, die er ſo manchem Leſer ſchon durch dieſes ſeltene Stück gewährte; doch ich vergeſſe, daß es noch nicht gedruckt erſchien. Hier haben es nur wenige Freunde gehört, ich durfte es nicht als Manuſcript aus meinen Händen laſſen. Ich geſtehe, daß ich die franzöſiſche Ueberſetzung, die vermuthlich bald folgen wird, fürchte, und doch wäre es ein großes, hohes Intereſſe, dieſe Jeanne d'Arc auf ihrem Nationalboden auftreten zu ſehen; nur ſind ſolche reine Töne für franzöſiſche Ohren meiſtens verloren, oder ſie verſtehen ſie anders als der begeiſterte deutſche Dichter es wollte. Das feine unſichtbare Gewebe, unausgeſprochene Empfindungen ahnen ſie kaum, die Pariſer nämlich, die ſich allein im Beſitze du bon goût glauben. Neulich las ich im Moniteur einen recht dummen Aufſatz, wo Schillers Heldin ſchon vorkam; es war recht ekelhaft, ich hätte es aber dieſen Augenblick vergeſſen ſollen, indem ich Ihnen Beiden ſo gerne unſern Genuß beim Leſen dieſes herrlichen Stückes mittheilte. Meine kleine Louiſe, die eben erſt eilf Jahre alt iſt und übrigens ſehr kindiſch in allen ihren Spielen, wurde bei dieſer Lectüre ſo hingeriſſen, daß ſie nichts träumte, nichts ſah und nichts empfand, als dieſe ihr ſo neue Heldin. Viele Zuhörer oder Leſer werden mehr davon verſtehen als ſie, wenige aber werden es beſſer verſtehen, davon bin ich überzeugt. Manche Thränen hat ſie vergoſſen, als Johanna die Ihrigen wieder ſah; andere Thränen der Wehmuth bei ihrem ſchönen idealiſchen Tod; ſchweigend und wie verſteinert ſaß die Kleine einige Stunden nachher, da ſie gar nicht aus dieſer Zauberwelt heraus konnte; auf einmal fuhr ſie mit Heftigkeit auf (es wurde von andern Sachen geſprochen) und frug lebhaft: aber wo blieb Dunois? Nun wollte ſie durchaus wiſſen, ob er an der ſchweren Wunde geſtorben ſei, und ſagte ſo rührend: „er blieb ihr doch ſo treu.“ Ich weiß es, liebe Frau Schiller, daß der erhabene Dichter ein ſolches Lob der Unſchuld nicht verſchmäht; im reinen Gemüth des Kindes kann die heilige Muſe auch ihre Altäre finden; die zarteſte Knospe darf auch den Kranz der

Unſterblichkeit ſchmücken. Dieſes ſeltene genialiſche Kind würden Sie lieben, ihre Erziehung war kunſtlos; nur ihrem eigenen Weſen treu zu bleiben, und ihr ein reines Element zu ſchaffen, war mein Beſtreben. Dieſes iſt wirklich in der ſogenannten großen Welt nicht ganz leicht. Dieſe iſt an Kleinigkeiten ſo reich, an wahren Gedanken ſo arm, ſo leer und kalt; in der Bücherwelt geht es nicht viel beſſer, auch da iſt Leere, eine gefährliche Leere für Herz und Kopf. Auf dieſe Weiſe iſt unſere heranwachſende Jugend ſchlecht umgeben.

Noch eine Pflegetochter wurde mir ſeit einem Jahre anvertraut, die auch eilf Jahre alt iſt, ein edles gutes Geſchöpf, die uns viele Freude macht. Ihr Vater war der Graf Schimmelmann in Hamburg, der voriges Jahr geſtorben iſt, ein jüngerer Bruder von meinem Mann. Es ſind heilige Bande, die mich an dieſes Kind feſſeln, ſonſt hätte ich es nicht unternehmen dürfen, da ich allein Erzieherin bin; ich fürchte die Gouvernantinnen über Alles, zumal die franzöſiſchen, die doch noch in der Mode bleiben.

Von der Maria Stuart ſagte ich Ihnen noch nichts, möchte Ihnen doch ſo gerne alles mittheilen, was ich bei der Lektüre empfand, als dieſe treu geſchilderten Geſtalten der Vorzeit uns ſo lebendig umringten. Dieſe Maria zeigte ſich uns ſo ganz in ihren Reizen, ſowie die kalte Eliſabeth auch recht getroffen iſt; ſie würde, könnte ſie es erblicken, vor ihrem eigenen Bild zurück ſchaudern, indem es gar zu wahr daſteht. Shakeſpeare würde ganz zufrieden mit ſeinem Macbeth ſich Glück wünſchen, in ſolchen Händen ſich umgearbeitet zu ſehen; ſein hoher Geiſt muß wahrlich jetzt die Heimath in Deutſchland aufſuchen.

Das kleine Gedicht von Schiller[1] über die jetzige politiſche Lage war uns hier in Dänemark recht willkommen. Wir haben auch den Polypenarm der Britten fühlen müſſen; gottlob, daß wir noch nicht den harten Druck der Franken empfanden. Indem wir den General Macdonald hier ſo friedlich müßig ſehen, fiel es mir oft ein, mich darüber zu freuen. Ich glaube, daß dieſer junge Held

[1] „Der Antritt des neuen Jahrhunderts.“

Langeweile hier leiden muß. Wäre er doch vorigen Winter hier gewesen, statt nun, so wäre es in jeder Rücksicht besser gewesen. So wird er es vermuthlich in der ihm ganz fremden Diplomatik nicht lange aushalten. Wir finden an ihm nichts Ausgezeichnetes, vielleicht ist es unsere Schuld. Kopenhagen kann für ihn nichts Interessantes haben.

Hätten wir doch auch in Dänemark Gesundheitsquellen und Brunnen, so würden wir vielleicht hoffen dürfen, Sie Beide hier zu sehen, so aber müssen wir leider an Auswandern gegen Süden denken, wenn davon die Rede ist. Auch hoffe ich immer noch, daß mein Mann sich auf einige Monate losmachen könnte, und vielleicht irgendwo eine Zusammenkunft in Deutschland möglich wäre, oder wer weiß noch, wie es möglich wäre! Oft träume ich dergleichen, unsere Wünsche nehmen so oft Traumgestalten an. Gewisse Eroberungen für Dänemark im Geisterreiche zu machen, waren von jeher Lieblingswünsche, so wenig ich sonst für Eroberungssysteme bin, wo nicht der wahre Gewinn mir deutlich werden kann.

Den 13.

Wir erfahren so eben, daß ein friedlicher Stern über uns Alle aufgeht. Diese Friedensgerüchte sind so angenehm, enthalten so neue Hoffnungen für die Menschheit, daß man wahrlich nicht alle auf einmal fassen kann. Dieses fühlt man aber, daß es hohe Zeit war, und daß der schwere Traum nur zu lange dauerte. Möchte doch ein wahres Erwachen vorgehen. Täuschung und Irrthum führten uns am Gängelbande. Die sogenannten Starken fühlten zuletzt vielleicht selbst ihre Ohnmacht, sonst hätte der Kampf vermuthlich noch lange gedauert, und wir hätten uns Gott weiß wohin führen lassen. Jetzt ist es Zeit für den erhabenen Dichter, seine Stimme zu heben; im hohen Fluge des Gesanges enthüllt sich die Wahrheit nur unsterblichen Geistern, im Zauber der Poesie liegt ein sicherer Vereinigungspunkt für die leidende trostsuchende Menschheit, sie sucht vergebens sonst einen irdischen Zufluchtsort.

Seeluſt bei Kopenhagen, Juni 1802.

— — Meinen Mann nannte ich nicht; hören Sie etwas von Dänemark, ſo iſt es mir, als hörten Sie auch von ihm. Leider iſt ſein Schickſal mit dem Schickſal eines ganzen Landes verbunden; leider, ſage ich für ihn, nicht für das Land, und doch iſt die neuere Politik ſo kalt geworden, ſo kalkulierend, daß der Genius, der Alles belebende nämlich, faſt nicht mehr ans Staatsruder hingehört. Alles ſcheint mir ſo ſteif und zugleich ſo ſchlaff geworden zu ſein. Alle Augen ſind auf zwei Mächte gerichtet, ihr Friede oder Fehde ſoll Alles für alle Anderen beſtimmen. Dabei ſoll der Einzige als Geſetzgeber der Welt auftreten. Möchte er ſich ſo groß in der Zukunft zeigen, wie die Franzoſen es erwarten! Eine recht lange Zukunft bereiten ſie ihm und vergeſſen, daß ſie ſo unbeſtändig und leichtſinnig ſind, als er ihnen jetzt groß ſcheinet. Verzeihen Sie, Liebe, daß ich, als ich mir meinen Mann einen Augenblick wie Staatsmann dachte, ſo mich ausdrückte; ſelten erſcheint er mir ſo, und doch ſeh' ich ihn täglich und ſtündlich mehr als gewöhnlich Opfer am Altar des Vaterlandes bringend, ſich vergeſſend, an keinen Ruhm denkend; der wahre und bleibende Lohn liegt tief und ungeſehen; er reicht weiter hinaus, wo die meiſten menſchlichen Blicke nicht nachſtreben, wo die Worte aufhören.

Nun komme ich ſo gerne auf Ihren lieben Brief zurück, dieſer verſetzte mich auch in beſſere Regionen. Gerne folge ich Ihren Schritten; überall, wo Sie mich hinführten, wandelte ich ſo gerne mit Ihnen; ich ſehe dieſe ſtille Wohnung, die Sie ſich beide wählten; ich kenne dieſe Gegend, wo Sie leben, als lebte ich wirklich in ihrer Nähe. Manches Weſen in meiner Nähe iſt mir auch wahrlich viel entfernter, viel fremder, als dieſer enge kleine Kreis Ihres Aufenthaltes, wo Ihre Geiſter mir erſcheinen. Wir ſind jetzt auf dem Lande, man athmet freier im Tempel der Natur, als in den Paläſten der Stadt. Hier haben wir eine ländliche Wohnung, die mitten im Garten liegt, von Bosquetten umgeben, die immer einem Jeden offen ſtehen, wo ſehr viele auch luſtwandeln, hier aber iſt

Ruhe, weil die lächelnde Natur ſie dem Menſchen ſo gerne gönnet, trotz allem Zwang der Etiquette und Verhältniſſe ꝛc., die doch auch hier exiſtieren, nur daß die Natur ſich ſo ſiegend zeigt, gibt man ihr nur Gehör.

Daß Schiller ſeine geliebte Mutter verlor, war Ihnen Beiden eine Trauerſcene, die ich mit empfand, doch tröſtend ſind die Erinnerungen, ihr ſo viel im Alter geweſen zu ſein. Ich lebe viel mit meinen beiden Kleinen in den Zeiten der Alten. Dieſe Vorzeit erinnert einen oft an unſere letzt verfloſſenen zehn bis zwölf Jahre. Auch wir hatten Republikanismus, auch Heldenthaten, nur haben die neueren nicht die Originale, Bonhommie noch Wahrheit gekannt, man fühlt die Imitation der letzteren. Auch ſahen wir es ſo ſchnell verſchwinden, kaum entſtehen. Bei den Alten war der Kern geſund, hier fehlte er ganz, doch bleibt die Aehnlichkeit auffallend. Vergleicht man die Volksſcenen, dieſe Stimmung des Augenblicks iſt mit allen Nüancen überall vorhanden, und Shakeſpeare hat es mit unſterblichen Zügen geſchildert; auch ſeine Landsleute in Maſſe waren ſo, doch hat das römiſche Volk in den guten Zeiten ſich ſehr ausgezeichnet. Meine Kleinen finden ſehr viel Intereſſe an der Lektüre vom guten Rollin, ich führe ſie aber durch und oft mit etwas ſchnellerem Schritte, doch nimmt meine Verehrung für ihn zu, ſo wie ich ihn näher kennen lerne. Eine ſolche Sprache kennen die Franzoſen nicht mehr; ich glaube, ſie lernen die Alten auswendig jetzt, ohne ſich um ihren Geiſt zu bekümmern; ſonſt war es anders, und überall möchte es wohl ſo gehen. Das viele Wiſſen führt wohl vom wahren Wiſſen ab. Das Fabrikweſen der öffentlichen Schulen möchte am Ende den Geiſt tödten. Die häusliche Erziehung hat freilich auch viele Mängel, wäre es nur das Beiſpiel und die Erſchlaffung, doch bleibt es dabei möglich, einen eigenen Weg zu gehen und ſich ſelbſt treu zu bleiben.

Vielleicht haben Sie jetzt Kotzebue in Ihrer Nähe. Seine Geſchichte reißt mich augenblicklich hin, er kann einen gewiß einnehmen. Vor vielen Jahren war ich mit meiner Schweſter in

Pyrmont; da ſahen wir ihn oft und viel, faſt ganz vertraulich, er war damals nicht berühmt, wenig gekannt, und durch ſeine häusliche Lage ſchien er uns ſehr intereſſant, auch war er es wirklich im Umgang damals, er wollte verborgen leben, vermied die große Welt und ſchien ſich nie in ihren Strudel hinein begeben zu wollen; ſeitdem hat er ſich gezeigt. Mein Urtheil über ihn war immer etwas parteiiſch. Seine Theaterſtücke, die ſo theatraliſch glänzen, die leſe ich ſo ziemlich kalt, doch reißen ſie einen hin. Hat man drei Scenen geleſen, ſo folgen die andern, oder verfolgen einen, kurz, es iſt mir räthſelhaft. Uebrigens leſe ich ſehr ſpät dieſe überall zirkulierenden Schauſpiele, die ganze Welt kannte ſie, als ich den Anfang damit machte, und meine Kleinen waren auch daran Schuld, ſie hören von dieſen Stücken und können ſolchen Bekanntſchaften nicht ganz entgehen, auch iſt wahrlich manches Gute mitunter verwebt, und dieſe Mannigfaltigkeit, worüber ich oft lache, hat ihren Zauber. Kotzebue hat meiſtens für ein kindiſches Publikum gedichtet, er kennt ſein Zeitalter, wird es auch treu zur Nachwelt hinüber bringen. Ob dieſe Nachwelt viel ernſthafter geſtimmt ſein wird, ob ſie die höheren Geiſter unſerer jetzigen Epoche (Ihnen nenne ich keinen), ob dieſe Nachwelt dieſen huldigen wird, ausſchließlich nämlich, nicht ſo tolerant ſein wird, wie wir, das wiſſen nur die Götter. Die Hoffnung raubten ſie uns nie. Wir wollen alſo hoffen. Ihr Ernſt wird ſich nicht, wie Sie es ſagen, mit einer gewöhnlichen Erziehung behelfen. Sie werden ihn nie aus den Augen laſſen. Sie werden ſelbſt das heilige Feuer bewachen, und ſo wird die Flamme ſich rein erhalten. Eine Dichterſeele zu entwickeln, iſt eine ganz eigene Sache, nur mit Hülfe des Genius kann dieſe Bildung gelingen. Nur ein mütterliches, liebendes Herz, wie das Ihrige, kann die treue Leitung gewähren, und ſo ſcheint mir Ihr kleiner Ernſt recht glücklich hingeſtellt vom Schickſal. Bis jetzt traf die Bemerkung ſonſt ein, die ziemlich allgemein iſt, daß die nämliche Krone des Ruhms nie für Vater und Sohn blühete, warum? Dieſes Problem zu löſen, bleibt Ihnen vielleicht noch

übrig. Daß der Dichter nur Menſchen erzieht, nicht Kinder erzieht, iſt wahr, doch findet er ſchon im Kinde die hohe Natur des Menſchen, ſollte der Vater nicht dieſes doppelt fühlen? Gewiß, doch iſt die Mutter dabei wohl die Handelnde. In dieſer Hinſicht ſcheint mir der kleine Ernſt recht glücklich. Es ſind nicht Complimente, aus dem Herzen kamen dieſe Zeilen, aus dieſer Quelle kann nur Wahrheit entſpringen.

Von unſerer guten liebenswürdigen Kronprinzeß und ihrer kleinen neunjährigen Tochter, die eine Freundin meiner Kleinen iſt, könnte ich Ihnen manches Schöne, Rührende erzählen. Sie iſt eine ſeltene Mutter, ein wahrer Engel von Milde und ächter Tugend, dabei ſo einnehmend, ſehr graziös. Der Kronprinz faßt ihren ganzen Werth, er iſt ein Muſter d'un bon père de famille, ein wahres Ideal.

Meine beiden Kleinen haben oft Gelegenheit ihn ſo zu ſehen, und ſo ſieht die Welt ihn nicht. Sie ſind beide wahrhaft tugendhaft, ſo auch ihre Kleinen, die ſie erziehen.

Kopenhagen, den 24. December 1802.

Das anvertraute Geheimniß [1] werde ich im Herzen aufbewahren. Möchte es nicht lange geheim bleiben. Ich erwarte viel, bin aber doch überzeugt, daß wir überraſcht werden. Je mehr unſre jetzigen Theaterſtücke trivial und von Alltagsweſen herabgewürdigt bis zum Erſchlaffenden ſind, je größer und wohlthätiger ſind ſolche wahre Dichtergaben für's Theater. Herkules in der Hölle iſt mir noch täglich gegenwärtig, ſollte einem Jeden unvergeßlich bleiben.

Die Prinzeß Turandot, die uns ſo ganz neu war (da Gozzi uns ganz unbekannt bis dahin blieb), gewährte uns recht angenehme Abendſtunden dieſen Herbſt.

Zuerſt aber hätte ich Ihnen einen herzlichen Dank dafür ſagen mögen, daß ich von Ihnen ſelbſt, Liebe, es recht erfuhr, was uns die Zeitungen ſo unvollſtändig ſchon längſt meldeten. Kaum glaubte

[1] Die Braut von Meſſina.

ich meinen Augen, als ich einen ſolchen Zeitungsartikel fand. Zu ſelten ſind ſolche Begebenheiten in unſern Zeiten; alle Quellen in der politiſchen Welt ſind ſo trübe jetzt, daß ich wahrlich nicht wußte, wo ich dieſe aufſuchen ſollte; ſo natürlich war dieſes ſonſt, daß es mir dadurch unnatürlich ſchien. Schiller ſeinem Namen einen neuen Glanz zu geben, dies vermag zwar kein Kaiſer; doch dieſem Moment einen ſo edlen Stempel zu geben, für die Geſchichte unſres Zeitalters ſo in die Zukunft zu ſorgen, dieß können die Fürſten, die Regierer. Wohl ihnen, wenn es ihnen einmal gelingt, alles Edle mit dem Adel zu verbinden! Nur ein ſolcher Adel hat den wahren Gehalt, der immer beſteht, auch durch alle Revolutionen der Meinungen und Begebenheiten beſteht.

Von Ihrem Herzog oder Herzogin hatte ich immer eine hohe Meinung; dieſes erhöhet wirklich ihren Werth in meinen Augen. An einem ſolchen Hof erſcheinen zu müſſen, hat nichts Drückendes; im Gegentheil, ich fühle es, ich unterwürfe mich lieber dieſem Zwang, als die Ehre in St. Cloud aufzuwarten.

Die Familie von Göre iſt mir durch viele intereſſante Menſchen bekannt, mehr als durch mich ſelbſt, da ich ſie doch geſehen habe. Mein Bruder, als er Geſandter in Holland war, kam viel und oft in die Familie, wo alle Talente ſich vereinigten; er hat an ihren Zeichnungen, wie ich glaube, mit gearbeitet. Ich ſah ſie nur in Holſtein vor vielen Jahren, ohne ihren alten Vater, der damals juſt in Kopenhagen war. Die älteſte[1] ſchien mir, wie Sie ſagen, zum längeren Leben juſt beſtimmt, da die damals ſehr intereſſante, aber ſchwächliche Emilie Gore mir faſt als eine idealiſche, vorübergehende Geſtalt erſchien. Ich werde nie dieſe ſeltene Geſtalt vergeſſen; ganz romantiſch war der Eindruck ihres Weſens; und obgleich ich faſt nur dieſe eine ſah, ſo iſt es mir auch, als wären die drei unzertrennlich. Ich empfand ſehr tief dieſe traurige Nachricht.

Sehr wohl verſtand ich, was Sie mir ſo ſinn- und geiſtreich

[1] Eliſe Gore war im November geſtorben.

über Kotzebue und seinen Umgang sagten; es blieb auch ganz unter uns. Nun hat er sich eine neue Scene in Berlin gewählt, wie ich sehe. Glauben Sie, daß G. noch mehrere Stücke von Voltaire uns verdeutschen wird? Ich habe wahrlich der deutschen Sprache bei der Gelegenheit auf's neue gehuldigt; aber auch Voltaire's Geist mußte ich dabei wie auf's neue bewundern. Wie gesunken ist die moderne französische Literatur dagegen, und in welche Vergessenheit sind ihre Helden ihnen verschwunden. Freilich haben sie seitdem ihre héros en casque gehabt. Deutschland hat es empfunden und seufzt täglich unter dem neuen Joche; es unterwirft sich aber. Wir schweigen; wird die Nachwelt wohl sprechen?

Hier haben wir dieser Tage einen Staatsminister verloren, der uns Freund und Verwandter war. Sie werden in der Zeitung es lesen, daß der Graf Reventlow seinen Abschied nahm. Er hatte die alten Rechte des alten holstein'schen Adels (nicht für sich selbst) retten wollen. Er ist kein Aristokrat, sondern ein edler Vertheidiger dieser Rechte wünschte er zu sein. Nun stemmte sich dagegen der Strom der Zeiten, und er glaubte, die Ruhe, die er lange wünschte, jetzt suchen zu dürfen. Er wird vermuthlich verkannt; ich selbst, wäre er nicht unser Freund, würde mich vielleicht gegen ihn bestimmen, da diese Sache so verschiedene Seiten hat. Da ich ihn aber so genau und so lange kenne, muß ich nur bedauern, daß ein solcher Mißverstand uns einen solchen Freund hier raubt. Eine so edle Seele bedarf nicht den Glanz des Ministeriums. Unser Kronprinz hat in dieser Sache wie immer sich sehr fest gezeigt. Oft wünschte man, eine solche Festigkeit gemildert zu sehen. Darf der Regent vielleicht nicht sich immer diese Milde erlauben? il ne péchera jamais par le coeur, so viel ist gewiß, mehr kann ich hierüber nicht sagen. Die ganze Sache thut uns leid. Hätte mein Mann es Alles abwenden können, wäre es ihm lieb gewesen. Auch er hat einen wahren Antheil an dieser Nachricht, die Sie und Ihre ganze Familie angeht, genommen. Die Staatsgeschäfte, so sehr sie als eine Last auf ihm liegen, so

drückend ſie auch oft ſind, werden doch nie auf ſein inneres Weſen drücken. Sein wahrer Antheil an allem Edlen, ſein inniges Gefühl für alles Große und Schöne bleibt wie immer lebendig und jugendlich, warm, möchte ich ſagen.

Daß Baggeſen in Paris mit ſeiner ganz franzöſiſchen Frau ſo traurig und verlaſſen exiſtiert, thut uns leid. Dieſer Entſchluß war aber nicht zu ändern. Im kalten Norden kann er phyſiſch nicht leben. Ob er in Frankreich beſſer lebt? Wir hörten lange nichts von ihm. Auch ich habe ſeine Sophie H. gekannt und ganz geſchätzt; ſie ſtand hier auf Erden verpflanzt; ſie hätte nie ihre Alpen verlaſſen ſollen; doch — ſie hat nicht Helvetiens Fall geſehen!

Peſtalozzi's neue Schule hat für mich einen großen Reiz; ſchon lange las ich Peſtalozzi's Schriften mit einer ganz eigenen Empfindung von Rührung, Intereſſe und Hoffnung. Jetzt folge ich ihm ſo gerne auf der Spur; es iſt ein eigener Gang, der für mich viel Anziehendes hat.

Die Schule von Burgdorf iſt wahrlich ein Phänomen von ſehr bedeutender Art, ſo ſcheint es mir. Leſen Sie doch des Profeſſors Ith Bericht darüber, vor Allem aber Peſtalozzi's Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“

Die traurigſte Epoche meines Lebens habe ich im vorigen Oktober und November erlebt. Meine einzige, innig geliebte Schweſter hat eine Tochter verloren, die ſechzehn Jahre alt war, und welche Tochter!

Kopenhagen, den 3. Januar 1804.

Ich hatte eben dieſe letzte Zeit mit Schiller im Geiſte oft und herrlich gelebt; auch ſeiner Braut von Meſſina wurde gehuldigt, mit Karl Schimmelmann, Bruder unſerer Joſephine, einem Jüngling von ſechzehn Jahren. Ich hatte ihm dieſe Braut zu Weihnachten geſchenkt, nachdem wir mit lebhaftem Intereſſe dieſe Lectüre hier unter uns wieder genoſſen hatten. Und dieſe Braut gewinnt wahrlich, je öfter man ſich ihr nähert. Die Chöre ſind herrlich, eine

herzerhebende, wahre Poesie, die einen mit Zaubermacht beflügelt und wegführt. Nun können Sie sich leicht denken, wie wir uns auf den Wilhelm Tell freuen! Ich wünsche Glück und bin froh, diesen Helden in solchen Händen zu wissen. Ja wohl ist diese Schweiz eine große Scene, nur unsern Augen zu oft verschleiert gewesen. Diese letzten Jahre, wo der moderne Freiheitsgeist den ächten alten zu verdrängen wußte, und doch siegte dieser im reinen Aether der Alpenluft, nur wurde sie verkannt, die mächtige Gestalt; ich bin hierüber ganz Ihrer Meinung.

Herders Tod, den wir erwarteten, hat uns auch hier innig betrübt. Ich begreife, daß dieser Verlust in Ihrer Mitte unersetzlich ist. Auch in seinem Gebiete, für uns Alle wird er nie ganz ersetzt.

Daß die Frau von Staël so sein muß, wie Sie sie mir schildern, hätte ich errathen können; doch ist die Darstellung so lebendig, daß ich selbst mir sie nicht so hätte vorstellen können. Nur in Weimar kann ein solches Meteor erscheinen, ohne zu verdunkeln, ohne zu blenden. Ob dieser Glanz in ihrem Umgang sich souteniert, ich weiß nicht. Ihr Zauberstil, ihre schöne Sprache hat mich oft hingerissen; auch ihre Gedanken sind kühn, oft neu, doch ist ihr die Venus Urania noch nicht, wie ich glaube, im reinen Glanz erschienen; die irdische, die französische hat oft die höhere verscheucht. Auf ihre Entrevue mit Goethe bin ich recht neugierig. Sollte er es nicht ermüdend finden, auf die Länge so mit einem lebendigen Buche umzugehen? Wäre die Frau von Staël sehr schön, so würde er vielleicht noch die Mühe ihres Umgangs übernehmen. Daß ihr die beflügelte Jeanne d'Arc zu hoch fliegt, in unbekannten Regionen ihr verschwindet, begreife ich sehr wohl. Die Frau von Staël will ihre Gestalten ganz detailliert ausgemalt sehen und hören; und doch möchte ich sagen, daß ihre Unpoesie den Franzosen Poesie ist. Sie hat gedichtet in der französischen Welt, und schön gedichtet.

Geben Sie uns doch auch einige Nachrichten über ihren

Aufenthalt im deutſchen Athen; ſo dachte ſie ſich gewiß die Weimariſche Welt, und nicht mit Unrecht; wir werden gewiß nur unter uns es leſen, was Sie mir ſo geiſtreich hierüber ſagen werden.

Die Delphine habe ich nur bis zum 3. Vol. genießen können. Man fühlt es oft zu ſehr, daß ſie ſelbſt (wie ſie es Ihnen geſagt hat) ſich die Heldin iſt. Ueber ihren Vater möchte ich ſie reden hören, auch über Manches, was in St. Cloud vorgeht. Die Geheimniſſe dieſes Hofes werden ihr wohl recht anſchaulich ſein. Daß ſie doch in dieſer Nähe ſo gerne lebte, habe ich ihr nicht verzeihen können; es möchten denn die Reize der Verfolgung ſein, die ſie hinzogen — Ihr Vater wird da noch oft genannt. Wieland ſollte ſie doch kennen und ſchätzen, faſt anbeten, möchte ich ſagen. Er wird ſie doch auch gerne ſehen wollen? nur Schade, daß ſie ſo ſpät kam.

Die arme Brun hat ſeit ihrer Ankunft hier nur vegetiert; ſie war ſehr leidend, als ſie herkam, wurde auch ganz krank. Nun kam die Verſtimmung dazu! Alle ihre Umgebungen ſcheinen mir ſo incohärent, ſo contraſtierend, daß ich mich nicht hinein noch heraus finden kann. Die älteſte Tochte von ſechzehn Jahren, ein gutes Mädchen, recht ſanft, dieſe ließ ſie zurück, als ſie wegreiste, in einem wichtigen Augenblick für ein Mädchen. Die kleine Ida iſt eine geborne Künſtlerin, nur zu früh und zu oft hat ſie es gehört, auch dabei von Reichthümern ſo manches Verſtimmende vernommen, es iſt aber ein allerliebſtes Mädchen im Ganzen.

Was Sie mir von Ihrem kleinen Ernſt ſagen, beweist mir auch, daß Sie auf Fleiß halten; ohne eine gewiſſe Anſtrengung in der Jugend iſt kein feſter Charakter zu hoffen. Die Tändelei hat unſere Jugend geknickt; es entſtanden nur unreiſe Früchte und verzärtelte Weſen, die ohne Energie hinſanken oder hintaumelten; daher iſt mir Peſtalozzi's Methode als Elementarunterricht ſo viel werth, die brauchten wir jetzt ſo ſehr!

Ueber Goethe's Eugenie ſollte ich Ihnen doch etwas ſagen; es war uns eine herrliche Ueberraſchung, doch bleibt es ſo ſtehen,

ſo iſt die Erwartung des Künftigen etwas ſtörend, und doch iſt es in ſeiner Art ſo vollendet, auch ohne Ende. Sollten wir keine Fortſetzung erwarten? Das wäre ſchlimm!

Sollte Schiller einmal zu einer Geiſtesſpielſtunde uns nicht ein leichtes kleines Drama arrangieren wollen, ſo für junge Mädchen zur Aufführung beſtimmt? Im Geſchmack der Pr. Turandot, auch rührend komiſch, ohne Roman zum Beiſpiel, doch gerne etwas ſentimental, nur Spaß. Ich bin eben dabei, für meine Kleinen, die meinen Mann überraſchen wollten, eine Poſſe umzuarbeiten für uns hier; ich eigentlich nicht, denn wir haben im Hauſe einen ſehr intereſſanten Mann, der half und verſtand mich. Ich bin zu gefeſſelt dem Geiſte nach, ſo etwas zu erfinden und zu entwickeln. Nun dachte ich mir, daß es für Schiller's hohen Geiſt ein Ausruhen ſein würde, ſo im leichten Dialog uns etwas zu geben, wo ein reiner Ton ſich mit dem Leichten verbände. Doch ſagen Sie es ihm nicht ſo, ich bitte!

Kopenhagen, den 8. April 1804.

Dieſe Frau von Staël, die Sie mir ſo zeigten, erinnerte mich oft an eine Freundin meiner jüngeren Jahre, eine Baronin Krüdener, die auch jetzt als Verfaſſerin der Valerie berühmt wurde; dieſe iſt, obgleich weniger franzöſiſch, weil ſie eine Liefländerin iſt, dennoch ſo in dieſer Art. Doch eigentlich mehr gefühlvoll und weit romanhafter iſt die Krüdener. Als ich ſie hier zuerſt ſah, war ſie jung, unſchuldig, geiſtreich und ſo anziehend, wie mir noch keine Frau vorgekommen war. Ihr Mann, der ruſſiſche Geſandte hier, war faſt ſo, wie ſie in Valerie ihren Mann ſchildert. Sie war aber ſchon damals eine gebildete Frau und hatte vielen natürlichen Verſtand. So brachte ich einen ganzen Winter mit ihr zu, faſt jeden Tag und jede Stunde des Tages mit ihr im ſchönſten Einklang. Seitdem kam ſie in andere Verhältniſſe, auf Reiſen; in die große Welt, und nun war auch für mich das ſchöne Ideal verſchwunden. Wir ſahen uns wieder, ich war älter und erfahrener

geworden, ſie ſchien mir kälter, nicht mehr kunſtlos, und ſo kann die Welt eine ſchöne Seele verbilden. Sollte es nicht auch der Fall von der Frau von Staël ſein? Wäre ſie nicht fähig geweſen, Schiller und Goethe zu verſtehen, ſo wenig ſie es jetzt zu ſeyn ſcheint? ich glaube es faſt. Sie erklären ſo ganz das Heterogene in ihrem Weſen, indem Sie ihre Umgebungen uns ſchildern. Ich muß mehr als jede Andere in dieſer Hinſicht für ſie um Gnade bitten, für dieſes unſtäte Suchen intereſſanter und verſchieden denkender Menſchen. Auch ich kränkelte einſt an dieſem Suchen, und da ich oft und viele Fremde aus verſchiedenen Ländern ſah, ſo hätte ich Ihnen vielleicht auch ſo geſchienen, hätten Sie mich damals im bunten Kreiſe gefunden; doch nicht weniger fühlte ich recht tief den Werth der Edelſten unter ihnen, wünſchte auch eigentlich nur die vertraut zu ſehen, mußte aber, wie vom Schickſal getrieben, auch die andern mit ihrem Vernis du grand monde ſehen, weil ich wußte, daß auch ſie durch gute Eigenſchaften intereſſant waren, und auch, weil ſie zu dem Cirkel gehörten, den wir ſehen mußten. Ein kleiner Umſtand kann oft für Frauen entſcheidender ſein, als man glaubt; ſo auch eine geringe Nuance in der Erziehung auf empfängliche Gemüther. Ich wurde, ſo wie meine Schweſter, ganz im Franzöſiſchen unterrichtet, in keiner andern Sprache; daher z. B. mein ſchlechtes deutſch Schreiben und meine Blödigkeit, da ich eigentlich nur franzöſiſch ſchreiben kann, gewiß nicht, weil ich die Sprache vorziehe. Als ich zuerſt Goethe las, und nachher Schiller, da war mein Geſchmack bald entſchieden. Nicht ſo leicht aber erhält man die Fertigkeit, in ſpäteren Jahren eine Sprache zu lernen, zumal alsdann nicht, wenn man daneben Engliſch, Italieniſch und andere Sprachen zum Leſen wiſſen will. Dieſes war mein Fall und diſtrahierte mich oft; gewiß habe ich nicht dabei gewonnen. So vom eigenen Beiſpiel gewarnt, laſſe ich unſere Joſephine ſo vollkommen grammatikaliſch Deutſch lernen, daß ſie jetzt mit vierzehn Jahren keinen Sprachfehler, auch den kleinſten nicht, begehen kann.

Von Voßens Sohn hörte ich so viel Gutes, daß ich einmal sehnlich wünsche, ihn hier zu haben. Auch für Josephine und ihren Bruder Karl Schimmelmann hatte ich so sehr auf den jungen Voß einen Augenblick gerechnet. Da fand ihn aber der Vater noch zu jung, seine Studien aufzuhören, und er hatte wohl recht; ich aber wurde damals darüber traurig, da ich so sehr viel Gutes und Schönes von ihm gehört hatte.

Ach dieser Hauch der sogenannten großen Welt, vor dem ich meine beiden Kleinen so zu bewahren suchte, dieser Hauch kann einen doch nicht ganz ungestraft oft anwehen. Diese oft oberflächliche Bildung ist doch schon genug, um eine Frau augenblicklich auszuzeichnen, und wie theuer muß man es bezahlen, könnte es einen auch einen Augenblick aus Unerfahrenheit kitzeln. Wie entsetzlich mißverstanden wird man oft, indem man nichts davon ahnet; aber auch leider wie gleichgültig wird man am Ende über diese Urtheile der Welt. Wie tröstend und stärkend sind die milderen Urtheile der wenigen Edeln dagegen! Ja, diese weiß man doch immer zu schätzen, zu wünschen und zu verdienen sich bestreben wollen.

Dieses Verhältniß zwischen Goethe und der Staël hat uns sehr amüsiert. Kühn, wie eine Französin es nur sein kann, stellte ich sie mir dabei vor, als sie Goethe selbst so über seine Eugenie zu Rede stellen durfte. Just dieses heilige Dunkel, über seinen Gestalten schwebend, just diese Ungenannten hatten für mich einen eigenen Reiz; ich fürchtete vielmehr zu viel zu hören und zu sehen, und weniger zu ahnen; ich ärgerte mich fast darüber, als Jemand sie mir zuerst nannte, die wahre Heldin! ein ätherischer Vorhang verhüllte sie mir bis dahin. Goethe selbst sollte mir ihn nicht heben, so schien es mir damals bei der ersten Erscheinung; und dieses Stück muß mehr als einmal gelesen werden, es dringt so tief in's menschliche Herz hinein; Alles läßt sich nicht sogleich fassen, sogleich genießen. Denken Sie sich dann mein Erstaunen bei dem Ausforschen der Frau von Staël, und wie ich es für den

Dichter empfand, wie ich dasjenige verſtand, was er Ihnen ſo geſtehen mußte.

Von dem Wilhelm Tell verſprechen wir uns den reinſten Genuß. Laſſen Sie uns doch ein gedrucktes Exemplar bald hier haben, und ich verſpreche heilig, es ſoll nicht aus unſern Händen kommen. In ſolchen Fällen iſt meine Stube ein ſicherer Ort, auch keine entweihte Stätte. Das Forſchen à la Mad. de Staël, um z. B. Schelling zu verſtehen, dieſes Forſchen iſt mir nicht gegeben. Daß Schelling mich doch oft hinriß, kann ich nicht leugnen; daß die Staël mich dafür auslachen würde, müßte ich ihr auch verzeihen.

Ueber Johannes Müllers Aeußeres werfen Sie einen ſo anmuthigen Schleier, daß ich faſt wünſchen könnte, ihn auch zu ſehen; ob ich aber von ſeinen Kenntniſſen einen ſolchen Gebrauch zu machen wüßte, daran zweifle ich ſehr.

Der junge, vortreffliche Kaiſer Alexander tröſtet mich oft für die gedrückte Menſchheit; aber ſein Reich iſt ſo groß, es war ſo dunkel und iſt es noch; er iſt ſo weit von uns entfernt; doch, wir wollen hoffen.

Für Italien, wo ich meinen einzigen Bruder habe, bin ich auch nicht ruhig. Doch er ſah ſo oft die franzöſiſchen Heere in der Nähe, in Holland, in der Schweiz, auch in Spanien ſah er ihren Befehlshaber; es war ihm nichts mehr neu in dieſem Fache, als ich ihn letzt hier ſah, und ſein froher Sinn iſt unerſchütterlich; doch kann man es am Ende recht ſatt werden.

Wie glücklich für Johannes Müller, den Wilhelm Tell juſt bei der erſten Aufführung in Ihrer Nähe zu ſehen! Es muß ihm wahrlich entzückende Momente ſeines Lebens bereitet haben. Wie warm muß ſein Dank an Schiller ſein! Es muß ihm in dieſem Augenblick ein zweites, neues Leben gewähren!

Den 14. April.

Als ich dieſen zu langen Brief Ihnen ſenden wollte, kamen die höchſt traurigen Nachrichten aus Paris oder Vincennes. Einen

solchen Namen, den Namen vom großen Condé, so endigen zu sehen! Ein solches enlèvement im heiligen römischen Reich! Alle Nebenumstände des tragischen Todes des jungen Helden, ich versichere Sie, Liebe, daß ich mich im Geiste wie gelähmt fand, und dieses Alles muß man ruhig hören, sehen und dulden. Ein solcher Jakobinismus im Schoße der despotischen Pracht und Glanz; ein solches Stillschweigen des großen Volks, welches so aufgeopfert wird: man hat wirklich keine Worte für solche Empfindungen.

Eben höre ich, daß die Frau von Staël zum Vater heimkehrt und Deutschland verläßt. Sollte sie nicht bald in Paris wieder erscheinen wollen? Da, und nur da ist ihr Element.

Seeluft, den 6. Juni 1804.

Liebe Frau von Schiller! Schon vor mehr als acht Tagen her wollte ich Ihrem edlen Gemahl selbst danken, für seinen schönen Brief und für die herrliche Sendung, für seinen Wilhelm Tell; da wurde ich aber so leidend, bin noch so sehr von bösen Rheumatismen geplagt, daß ich heute nur ein paar flüchtige Zeilen schreiben kann. In der Schweiz lebte ich wirklich, als ich von der magischen Scene umgeben war, Dank sei es Schillers Genius! Auch mit dem Wilhelm Tell habe ich gelebt, so mußte er sein, so, gar nicht anders, war es möglich! Ein solches biederes Wesen, ein solcher Held, so einfach groß, ist uns jetzt fabelhaft geworden, jetzt unter uns lebend; doch damals, und vielleicht nur noch im Schooß der Alpen, ist diese Erscheinung so wahr, so unverfälscht möglich. Ach, welcher Abstand beim Anblick der Republik, die einen Kaiser hervorbrachte! La montagne qui accouche d'une souris, erinnern Sie sich dieser alten Fabel, die unsre Kinder lernen? Doch dieser glänzende Hofstaat, dieser K. Mantel, diese Reden, die Menge der K. Hoheiten, dieses Viele und Neue bringt zum Stillschweigen. Wir Alle müssen huldigen, bewundern und glauben an die Größe, da so viele Millionen daran zu glauben scheinen. Wir müssen bekennen, daß wir kurzsichtig waren, und jetzt, wo nicht

blind, ſo doch verblendet ſtehen, in welcher Erwartung! das wiſſen die Götter.

Auch meinem Mann iſt der Wilhelm Tell ſo erſchienen, wie der Dichter es wollte. Sein Blick in die Schweiz war auch der Blick des Geiſtes des höheren Genuſſes. Auch er wünſcht ſo verſetzt zu werden von der traurigen Wirklichkeit in's Reich der Ideale. In dieſem Genuß findet Schiller ſeinen Dank.

Seeluſt, den 22. Juni 1804.

Mit inniger Rührung und mit Freuden las ich die Zeilen, die mir der Herr von Linſtow endlich brachte; es war in der vorigen Woche, als er plötzlich hier in Seeluſt uns erſchien. Er traf aber leider einen ſo gar nicht ruhigen Tag im ſonſt ſo ruhigen Seeluſt. Der Erbprinz Friedrich wollte einen ganzen Tag hier zum Abſchied bei uns zubringen; mit ſeiner ganzen Familie war er juſt hier bis zum ſpäten Abend, als ſich den Nachmittag der gute Linſtow melden ließ. Joſephine ſaß gleich nach Tiſche am Klavier mit dem Prinzen Chriſtian, dem älteſten (ein ſehr intereſſanter ſchöner Jüngling, der die Muſik ſehr liebt und mit der Stimme ſie accompagnierte); ich wollte mit Linſtow unterdeſſen in der Nebenſtube eine kleine Unterredung anſpinnen, da die übrige Geſellſchaft im Muſikzimmer blieb; kaum hatten wir uns zwei Worte geſagt, da erſchien uns der Erbprinz mit ſeinen beiden Töchtern und dem jüngſten Prinzen (die ſehr hübſch und liebenswürdig ſind). Nun mußte ich mich ihnen widmen. Der arme Herr von Linſtow wurde ihnen nach der Promenade im Garten präſentiert. Kurz, es war unmöglich, ſich ſo zu finden und zu ſprechen. Daß er den Wilhelm Tell hat aufführen ſehen und ſo ſchön aufgeführt — dieſes beneiden wir ihn Alle; doch er hat es genoſſen und ſcheint mir einen ſolchen Genuß zu verdienen; ich weiß nicht ob mit Recht, aber ich bin ſehr für ihn geſtimmt. Er hatte Ihren Brief und Ihre Empfehlung für ſich und hatte in meinem Herzen davon nicht wenig.

Sie nannten auch Moreau. Ach wie trübe ist Alles seitdem noch um ihn geworden! Welcher Glanz neben diesem Helden entsteht in Paris! welche neue Huldigungen! welcher Jubel! Für diese armen Gefangenen im Tempelthurm wären Klagelieder passender. Doch genug hievon!

In diesem Augenblick erfahre ich Moreau's Befreiung, er ist ausgestrichen de la liste des brigands qui éternise le nom du gr. juge, auch die Polignacs standen dort — Moreau's Reden gaben seinen Siegen einen neuen Glanz. Er wurde gezwungen, sie in Erinnerung zu bringen, und Frankreich hörte einmal wieder die Stimme der Wahrheit.

Seeluft, 14. Oktober 1804.

Aus der Zeitung erfuhr ich zuerst die überstandene Gefahr Ihres Gemahls.[1] Es ergriff mich ein Schauder beim Gedanken Ihrer Angst, Ihrer Leiden. Nun kam der Brief, der so tröstend, beruhigend und erfreulich war; auch diese Gewißheit, daß Sie nicht Weimar gegen Berlin vertauschen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Zutrauens und werde keinen Mißbrauch davon machen. Daß Sie in Berlin eine solche Jugendfreundin[2] vorfanden, habe ich mit herzlicher Theilnahme erfahren; es ist ein schönes Wiedersehen, und eine liebliche Erscheinung mußte es Ihrem Herzen sein. Ach zu oft verschwinden die Blüthen der lächelnden Jugend, ohne Frucht zu tragen; nur schöne Seelen blühen noch in reiferen Jahren die zarten Blumen der Kindheit.

Die Baudissinsche Familie ist interessant. Er ist ein kultivierter Mann; seine Talente, seine Geistesgaben verwelkten nicht im Hauch der großen Welt, obgleich er zum Weltmann bestimmt wurde. Sie hat eine Herzensgüte, die unverkennbar ist.

Sie und wir Alle waren im lieblichen Trolleburg recht vergnügt. Den ganzen September, beim herrlichen Wetter, brachten

[1] Der im Juli in Jena erkrankt war.
[2] Wohl Frau v. Hagen.

wir dort zu. Auch mein Mann war zehn Tage dort mit uns recht froh. Nachher mußte er weiter bis nach Holstein, Altona, Wandsbeck; bald kommt er uns zurück. So einsam, wie Seeluft ohne ihn mir vorkommt, läßt sich nicht beschreiben, und doch wünschte ich selbst seinen Aufenthalt unter Freunden, Schwestern und Brüdern verlängert zu wissen. Alle sind durch seine Gegenwart so beglückt; unsere hiesigen Freunde, ja selbst der Kronprinz, Alle gönnen ihm diese Ruhe von den Geschäften, und doch hat er deren auch in Holstein und Altona.

Unser junger Prinz Christian, der auch liebenswürdig ist, hätte nie eine bessere Gemahlin einst finden können. Dieses sage ich Ihnen im Vertrauen. Hätte er meinen Rath verlangt oder gehört, so hätte mein Herz und meine Vernunft ihm diese genannt. Doch die Liebe hat hier gewählt. Sagen Sie mir, ganz unter uns, was wissen Sie von der Prinzeß von Mecklenburg-Schwerin? Ich kenne ihre Mutter, die hat Geistesgaben und Würde. Gerne hörte ich, wie ihre Tochter den besseren Menschen gefiele. Vielleicht wird diese einst Königin von Dänemark. Dieser Gedanke macht es mir wichtig, etwas Wahres darüber zu hören; es bliebe ganz unter uns Beiden. Der Prinz Christian hat seltene und liebenswürdige Eigenschaften; er verdiente ein schönes Loos, er ist ein schöner Jüngling und für 18 Jahre so entwickelt, als wäre er 25 Jahre alt.

Kopenhagen, den 22. December 1804.

Ich kann Ihnen immer nicht genug, liebe Frau v. Schiller, für Ihre Briefe danken; es liegt in jedem Wort ein Zauber des Lebens, möchte ich sagen, der so ganz das offene Herz durchströmt.

Ihre liebenswürdige Großfürstin schildern Sie so anmuthig, daß ich gerne daran glaube, um so mehr, da unsere Kronprinzessin wirklich in mancher Hinsicht eben so geschildert werden könnte. Auch sie verbindet Würde mit Sanftmuth bis zur Erhabenheit,

und der Ausdruck ihres Wesens trägt auch ein solches Gepräge von Reinheit und Einfachheit; nur hat Ihre Herzogin den Vorzug der Jugend. Dagegen hat unsere Kronprinzessin sich als eine Heldin im größten Unglück gezeigt. Von sechs oder sieben Kindern blieb ihr nur die einzige Tochter, die sie musterhaft erzieht; da sie selbst viele Geisteskultur besitzt, so hält sie aufs gründliche Lernen, wie man es selten jetzt thut; dabei eine so wahre Religiosität, ein so inniges Gefühl für alles Schöne und Große gibt sie ihrer Kleinen, weil sie selbst es besitzt. Die kleine Louise, die Sie oft mit Güte nannten, und nennen hörten, ist jetzt von uns adoptiert; der König hat die Akten unterschrieben, hat ihr ein adeliges Wappen zugestanden mit einem Rang, der ihr nicht lästig wird, der ihr angenehm sein wird, ohne ihr den Neid der jungen Mitgespielen zuzuziehen. Hätte sie den Rang als wahre Tochter erhalten (dieß wäre eben so leicht geworden zu bekommen), so wäre sie über alle junge Damen hier emporgestiegen. Diese Verlegenheit hielt uns lange zurück, indem mein Mann der erste Minister hier ist; auch gibt das blaue Band einen solchen Rang hier; nun ist Alles einfacher geworden, und der Neid wird schweigen. Der Graf Bernstorff zeigte sich von jeher und jetzt noch so gütig, väterlich und theilnehmend für diese Kleine.

Eben sehe ich, daß die Zeitungsschreiber auch diese Kleinigkeit erwähnen. In unsern Zeiten, wo so viele und große Kaiserliche Hoh. Alt. impériales erschaffen sind, ist wahrlich ein so kleiner Punkt nicht der Aufmerksamkeit werth.

Es sieht jetzt in der literarischen Welt so trübe aus; so viele Bücher enthalten so wenig für den Geist. Eine solche Armuth hat wirklich etwas Trauriges für denkende Wesen; dagegen glänzen die vergänglichen Gaben des mächtigen Plutus. Dieser falsche Schimmer bringt einen augenblicklichen Schwindel hervor, wobei der Geist ermattet. Die große Flitterwelt soll die Nacht uns verbergen, die allmählig siegen wird, vielleicht nur auf kurze Zeit, wer weiß, — für uns aber scheint die Epoche nur zu viel umfassend

zu werden. Hier in Dänemark ist unsere Regierung Gottlob noch so gut gesinnt wie immer; das Landvolk wird nicht vergessen; alle Gesetze gehen darauf hinaus, ihr Glück und Wohlstand zu befördern; an Aufmunterung zur Thätigkeit fehlt es auch nicht. Unser Kronprinz oder Regent giebt in jeder Hinsicht gute Beispiele; er opfert sich so ganz seinen Pflichten auf; ist so ganz uneigennützig und rechtschaffen in seinem Wandel; hat ein Herz in jeder Hinsicht und einen geraden gesunden Verstand.

Ueber die Schlegel urtheilen Sie, wie ich. Ihr anmaßender Ton ist mir ganz unausstehlich. Ihre Mysterien verstehe ich nicht, und ihr Element ist mir fremd. Eine solche Unreinheit der Bilder und Ausdrücke stößt mich zurück, und ihre Muße ist mir eine zu neue Erscheinung, an die ich mich nicht gewöhnen kann noch mag. Doch ihre Gaben, ihr Talent kann ich nicht leugnen noch bezweifeln.

Daß Tieck auch so für mich verloren geht, bedaure ich, da ich dabei verliere. Seinen K. Octavian habe ich nicht aushalten können. Ihre Religion ist mir auch zu räthselhaft; da bleibe ich an der Schwelle stehen und kann wahrlich nicht folgen.

Kopenhagen, den 29. Mai 1805.

Seit dem Anfang des traurigen Mai's lag ich am Scharlachfieber sehr krank darnieder; auch Josephine hatte zugleich diese Krankheit. Kaum waren wir aus dem Bette, als ich die Schreckenszeitung in die Hand bekam. — Gott! welcher Schlag für mein Herz! Ich sank zurück wie ohnmächtig, konnte keine mildernde Thräne finden in dem Augenblick. Auch Josephine und Louise wurden todtenblaß und weinten.

Wie der Name Schiller ausgesprochen wurde, wie mein Mann es tief empfand, daß ein solcher Verlust unersetzlich sei — sollte ich Ihnen, Liebe, dieses sagen wollen! — Wie Sie als Gattin, als Mutter unserm Geiste erschienen, unserm Herzen so nahe waren — ach wie könnte ich Ihnen dieses sagen! — Noch bin ich so matt, so angegriffen von der bösen Krankheit, noch kann

ich so wenig schreiben. — Ach, lassen Sie uns bald eine Zeile Ihrer Hand sehen, so bald es Ihnen möglich ist, so schreiben Sie mir ein Wort aus Ihrem zerrissenen Herzen. — Ich umarme Ihre lieben Kinder! — Mehr kann ich nicht heute sagen! — Schonen Sie Ihre Gesundheit im Namen des Geliebten! Seien Sie auch hierin eine Mutter, wie es wenige waren und sind. Unsere ganze innige Theilnahme wissen Sie; was auch wir verloren haben, wissen Sie kaum; — aber ein solcher Geist lebt ewig. Dieses fühlen wir mit Ihnen; dagegen ist seine Unsterblichkeit hier nur ein kleiner Trost; doch auch ein schätzbarer Trost — so selten als schätzbar.

Möchte ich doch bald einige tröstende Worte von Ihrer lieben Hand sehen!

Charl. Schimmelmann.

Meine Hand hat sehr in der Krankheit gelitten, daher dieß elende Schreiben mit Fingerhandschuhen geschrieben.

Seeluſt, den 22. Juni 1805.

Als ich vor acht Tagen Ihnen, liebe Frau von Schiller, einige Zeilen schrieb, die mein Neveu, der Graf Reventlow, Ihnen bringen wird, als ich diese hinschrieb im Augenblick, wo er mich verließ, da glaubte ich nicht, daß ich just den Tag darauf die Freude oder vielmehr den Trost haben würde, von Ihrer Hand die ersten Zeilen zu sehen, die ich so sehr bedurfte; und dabei erhielten wir noch ein so theures schönes Andenken,[1] ein so rührender Beweis Ihrer Beiden Freundschaft — ach Liebe, mit Worten vermag ich es nicht auszudrücken, wie wir es gelesen und empfunden haben. Ein so herrlicher geweihter Ton herrscht im Ganzen. Wie muß dieser Auftritt alle Herzen erschüttert haben; besonders aber die liebenswürdige Großfürstin, die es so sehr verdiente, so schön im Tempel der Kunst aufgenommen zu werden. Wohl ihr! wohl ihrem schönen Herzen, daß sie sich mütterlich der Söhne Schillers

[1] Die Huldigung der Künste.

annimmt. Ach leider, ein ſolches Weſen noch einmal auf Erden zu finden, iſt nicht möglich zu hoffen; unſere jetzigen Zeiten ſind ſo klein, ſo armſelig. Das Reich der Ideale iſt nun wie verſchloſſen. Schiller half uns noch hineinblicken; er wirkte mächtig, gab einem noch Kraft zum Widerſtand. Jetzt iſt die Erſchlaffung allein à l'ordre du jour — und wahrlich iſt die neuere Philoſophie recht troſtlos; ſie öffnet mir keine Bahn zum helleren Licht, wohl aber zum dunklen Schattenreiche ſtehen vielleicht neue Thüren auf.

Wie beneide ich nicht den jungen Reventlow um das Glück, Sie in Weimar künftigen Monat zu ſehen. Nur kurze Zeit wird er dort bleiben können; doch hoffe ich, daß dieſe Freude ihm zu Theil wird.

Kotzebue's Erinnerungen aus dem ſchönen Italien ſind nicht erbaulich, nicht erfreulich. Der kalte Geiſt weht einen auf jedem Blatte an.

Die longobardiſchen Scenen ſind ſehr glänzend, und dieſe eiſerne Krone iſt ſtrahlend; ich möchte keine Krone in der Nähe tragen, ſie gedeihen nicht, und man ahnet neue Auftritte.

Den 23.

Als ich geſtern zu ſchreiben aufhörte, ſah ich eben in der Zeitung, daß Genua zur franzöſiſchen Provinz verwandelt war. — Nun auch kein Wort mehr von der leidigen Politik. — Ach wie gerne ſäße ich ſo in Ihrer Nähe und hörte Ihnen zu über ihn! Wie Manches möchte ich noch wiſſen und hören. Es ſind gewiß noch viele ungedruckte Schätze; ſammeln Sie ja Alles ſorgfältig, daß keine fremde Hand ſich nähere. Doch Sie werden Alles im Geiſte und nach Ihrem Herzen am beſten einrichten, damit nichts verloren gehe.

Seeluſt, den 15. Auguſt 1805.

Wie herzlich dankbar bin ich Ihnen für dieſen ſchönen Brief. Er zeigte mir ſo rührend Ihr ganzes offenes Herz; und wie gerne

schaute ich wie in einen klaren Spiegel in Ihre schöne Seele hinein. Alles, was Sie über Schiller sagen, ist mir so deutlich, wahr; so herzlich ausgesprochen, daß auch nur Sie Schiller so nennen können. Ja wohl ist er Ihnen nahe und bleibt es ewig. Sie machten ihm diese Erde lieblich; an Ihrer liebenden Hand fand er sich und sein herrlicher Geist, dem wir so viel verdanken. Wie unersetzlich ist auch unser Verlust; immer fühle ich es mehr, daß ein solcher Geist nie mehr uns hier erscheint; immer vermisse ich ihn mehr, und bei jeder Gelegenheit erweckt sich die Sehnsucht nach dem verlornen hohen Genuß. So wie er unsere Geister zu heben vermochte, vermag es keiner mehr nach ihm.

Wenn Sie meinen Mann so nennen, als kennten Sie ihn wirklich, so bin ich Ihnen auch so herzlich dankbar, daß Worte nicht ausdrücken, was in meinem Innersten dabei vorgeht. — Ach, hätte er Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten sich solche hohe Geister verstanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entstanden, selbst bei der Verschiedenheit mancher Ansicht vielleicht. Schiller hätte sich, ich darf es sagen, in seiner Heimath gefunden in der Nähe von Ernst Schimmelmann — so auch wäre es meinem Mann zu Muthe geworden. In einer Region hätten sie sich so begegnet, wie vielleicht wenige Sterbliche zusammentreffen. Solche Geister sind von allem Irdischen so entfesselt, der freie Schwung ist ihnen gegeben aus Götter Hand, und nur Wenige folgen, weil Wenige die Bahn sehen, oder sie zu oft verlassen. So gedenke ich mir Goethe's Zustand. Alle seine Umgebungen müssen doch den unsterblichen Geist drücken. Ist er noch so leblos geblieben? Sehen Sie sich wieder? Und wie? — Blieb er noch unthätig? —

Kopenhagen, den 27., 29. Oktober 1805.

Anfangs Oktober kam ich hier zurück nach einer Reise, die für unsere Herzen wirklich wohlthätig war, da wir so manchen schönen Genusses im Kreise der geliebten Freunde uns erfreuten.

Mein Mann, der noch etwas länger in Holstein gern geblieben wäre (da er nicht so wie ich die spätere Jahreszeit fürchtete), mußte in aller Eile zurück, nahm das erste Schiff, welches in Kiel fertig lag, und ist wirklich beinahe in Gefahr gewesen. Der Sturm vom 6. Oktober überfiel ihn, und ich, die ich nicht diese Seereise ahnete, ich war an diesem Tage so bedroht, wie ich es kaum noch zu denken, noch weniger auszusprechen vermag! Doch der mächtige Führer unserer Schicksale rettete uns. Am 8. Oktober erschien er hier in unserer Mitte, und seine Gesundheit hat gottlob nicht gelitten. Sein Sekretär, Kammerdiener, Bediente, alle lagen im Schiffe wie Halbtodte, konnten ihm nicht Hülfe leisten, als die Wellen so fürchterlich drohend alle Passagiere überschwemmten; Alle kamen doch Gottlob glücklich ans Land, und nun ist Alles vergessen; doch war die Erschütterung für mich Schwache zu heftig; ich fühlte es lange nachher, da die kalte Jahreszeit auch mich angreifend schon vorhanden war.

Der Dr. Gall findet auch hier vielen Beifall, hat etwas sehr Einfaches und Einnehmendes. Ich sah ihn schon einigemale bei uns zu Mittag und finde ihn sehr interessant im Gespräche. Näher werde ich ihn schwerlich kennen lernen, da ich nicht fähig bin, seine Schädellehre so zu fassen, wie er es von den Damen sich wünscht. Ich schätze seine wichtigen Entdeckungen im Namen der Menschheit. Ich muß ihm meine ganze Achtung weihen und weiß es mit Gewißheit, daß er ein verdienstvoller Anatomiker ist. Unsere berühmtesten Aerzte und Chirurgen müssen meinem Urtheil beistimmen. Sie gestehen es alle, daß Gall für ihre Kunst ganz neue Entdeckungen machte und noch täglich macht; insoferne ist er gewiß für die ganze Menschheit eine bedeutende Erscheinung; für uns Laien scheint er mir nicht genießbar; seine logischen Schlüsse sollen so besonders sein, so wenig fest stehen, seine Philosophie soll so seichte oder oberflächlich sein, daß er in diesen höheren Hinsichten wohl schwerlich selbst etwas leisten wird; auch soll er hierüber ganz ruhig sein. Ein Mann, der solche Erfahrungen

gemacht hat, der mit einem solchen unermüdeten Fleiß sie noch sammelt; ein solcher Mann kann wahrlich mit sich selbst zufrieden sein und braucht nicht mehr zu wollen. Ob Andere aber nach ihm seine Erfahrungen in höheren Sphären brauchen werden, wird die Zeit lehren. Für Gall ist diese Hoffnung sehr schön und belohnend, für uns Andere auch sehr wichtig. Ich huldige so ganz und so gerne einem so seltenen Beobachter und Menschenfreund; nur kann ich nicht in seine Gebiete hineintreten, da ich in einem gar zu fremden Land mich befinden würde. Mehrere Damen hier sind seine Zuhörerinnen gewesen oder wollten es sein. Ob sie befriedigt sind, ich weiß es nicht. Durch den Herzog von Augustenburg, der seine Vorlesungen hörte, habe ich genug davon erfahren, um diese Lehre in Rücksicht auf mich nicht näher zu kennen zu verlangen; doch sagt dieses gar nichts in Hinsicht der anatomischen Entdeckungen, für welche auch ich Gall danken muß — und es ahnen, daß er eine neue Bahn öffnete; daß diese mir verschlossen bleibt, ist meine Schuld, nicht Gall seine.

In Hamburg ist ein französischer Gesandte des Kaisers Napoleon, der Bourienne heißt. Dieser hat es bis jetzt übernommen, die Hamburger Zeitung so strenge zu kontrolieren, daß wir nicht mehr wissen, welche Nachricht die ächte sein mag. Jetzt wollen wir die Berliner uns senden lassen. — Ach, Liebe, mit welcher tiefen Rührung haben Sie daraus lesen müssen, was uns so innig erschütterte, als Wallensteins Lager so wirkte! in einem so wichtigen und entscheidenden Moment für Deutschland! Der große unsterbliche Geist Ihres Schiller erschien wie aufs neue lebend, und dieser Sieg über den Schlaf des Todes war eine Krone werth, die höher glänzt, als unsere Augen reichen. Ja, Liebe, dieser unsterbliche Geist waltet noch über sein irdisches Vaterland. Möchten die deutschen Helden von diesem belebt sich so zeigen, wie er es gewünscht hätte. Auch die Schweden müssen sich seiner erinnern und seinem hohen Geiste huldigen!

Wir haben hier so eben viele Nachrichten von der Person des

Kaisers Napoleon gehabt, da der Prinz von Württemberg (Onkel Ihrer liebenswürdigen Großfürstin) aus Stuttgart hieher zurückeilte. Er hat drei bis vier Tage mit Napoleon zugebracht, hat seine Armee gesehen, hat Vieles uns zu erzählen noch, obgleich er uns schon viel über diesen seltenen Mann sagte. In Württemberg hat er gefallen wollen; auch ist es ihm gelungen, unsern guten Prinzen fast einzunehmen, da sein Betragen dort einfach, fast offen zu sein schien. Doch dieser Napoleon kann, was er will, und dort wollte er die Herzen gewinnen. Die französische Armee hat unsern Prinzen in Erstaunen gesetzt (ich halte ihn für einen ausgezeichneten Militär, und so wird er auch hier allgemein geschätzt); er findet diese Geduld, diese Beharrlichkeit und diesen Muth der Franzosen in einer solchen Lage beispiellos. Was diese Soldaten gelitten hatten, als der Prinz sie sah, läßt sich nicht beschreiben. Einen solchen Marsch von Boulogne, dabei diesen Mangel an allen Lebensmitteln, dieses Ausdauern ohne Schlaf, ohne Ruhe, und dabei eine solche Ergebung! Der Prinz hat sie nicht genug bewundern können; doch hält er die Hälfte dieser Armee für todt oder aufgerieben an den Folgen einer solchen Behandlung.

Die heutige Zeitung, die nun eben ankam, lautet so traurig für Deutschland, daß wir andere Nachrichten mit Sehnsucht erwarten. Ach, es sind trübe Zeiten! Gott erhalte Ihnen mit all' den Ihrigen die beste Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit. Der Himmel erhalte Ihnen Ihre geliebte Großfürstin! Möchte doch ihr Bruder, der wahre Menschenfreund, Alexander, möchte dieser die bedrängte Welt retten! Er will es und thut im edelsten Sinn Alles, was möglich ist. O wie entgegengesetzt ist ein solcher wahrhaft großer Fürst! Der kleine Eroberer, ja wohl klein als Mensch, indem er die Menschen wie Automaten braucht, und sie lassen sich brauchen diese Gallier, die für eine bessere Sache zu fechten verdienten. Das Elend unter ihnen soll unbeschreiblich sein, trotz aller Siege ihrer Waffen. Die Berichte des französischen Kriegsministers sind ein wenig zu sehr im Marktschreierton; es ist

unmöglich, daß ſolche Berichte in Frankreich ſo wirken, wie die Ausrufenden es glauben. Noch weniger können die Völker Italiens noch an ihre Befreiung glauben; und doch ſind die Bewunderer der großen Macht unzählig; noch glauben Viele aus der Volksklaſſe, daß Frankreich für die Freiheit ſiegen will und muß!

Daß Menſchenglück der Zweck Napoleons ſei — möchten die Deutſchen es nicht zu ſchmerzlich fühlen, daß ſie getäuſcht und geblendet die Starken noch ſtärker machten auf ihre Koſten! Für Frankreichs Glück und Befreiung weiß man wahrlich nichts zu wünſchen; ſie ſelbſt wählten dieſe Ordnung der Dinge.

In dieſem Moment erhält mein Mann durch den General Victor, der hier Geſandte iſt, die Nachricht von der Niederlage der ganzen deutſchen oder öſterreichiſchen Armee bei Ulm. Der General Mack ſoll gefangen ſein, und alle ſeine Heere ſind es. Vielleicht iſt der Krieg dann ſo vollendet.

Ch. Schimmelmann.

P. S. Als ich eben die Feder niederlegte, erblicke ich auf meinem Tiſch ein Büchlein über Schiller; das erſte, welches mir vorkam; es heißt: Schiller oder Scenen und ꝛc. Ich durchblättere es eilig und finde es im Ganzen geiſtlos, obgleich der Verfaſſer es gewiß recht gut meinte. Es war mir doch ſo ſehr intereſſant, daß ich es nicht weglegen konnte; nur weil ich Schillers Namen auf jeder Seite fand, und da es herzlich ausgeſprochen iſt.

Ich umarme in Gedanken Ihre lieben Kinder alle.

Kopenhagen, den 7. December 1805.

Welche Zeitungen erhalten wir eben! Für welche Sache muß der edle, großmüthige Alexander ſo viel wagen: ach, für ſein Leben bin ich ſo unruhig, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wären alle Verbündeten, wie er es iſt, ſo fürs Gute beſeelt und ſo fähig für die Sache der Menſchheit zu kämpfen, ſo dürften wir noch viel hoffen. Alles, was Sie mir von ihm erzählen, hat mein ganzes Herz durchdrungen und erfreut. So als Menſch hörte ich

ihn nie ganz geprieſen; ich ahnete zwar die ſchönen Züge, die Sie mir in der Nähe zeigten; er mußte ſo ſein, wie Sie ihn uns zeigen, es war aber eine ſchöne Ueberzeugung zum Troſte mehr; ja, ein ſolcher edler Mann kann viel, wenn er will, fürs Gute, und wenn er mit Kraft und Muth ſich beharrlich zeigt; wir ſahen Folgen der Beharrlichkeit für Zwecke, die nicht Zwecke unſerer Herzen ſind. Sollten wir nicht auch hier im beſten Sinn ſehen, was wir hoffen? — Ach, Ihre herrliche junge Großfürſtin, wie iſt ſie meinem Herzen ſo nahe, ſeitdem Sie ſie mich ſo kennen lehrten. Gerne ſähe ich es, daß ſie als Schweſter des guten Alexander nicht ſo in der Nähe dieſer Auftritte lebte. Mit einem Zauberſtab möchte ich ſie in Sicherheit bringen, oder ihre Geſtalt ſo verhüllen, daß keine irdiſche Hand ſich ihr nähern könnte in dieſen ſchlimmen Zeiten, wo keine Sicherheit vorhanden iſt. Doch Sie verſtehen gewiß — für den erhabenen Bruder war man beſorgt einen Augenblick; der Gedanke an eine ſolche Gefahr ergreift die Seele!

Der junge Reventlow ging gerade nach Wien, als er Weimar verließ; er wollte den Winter in Italien zubringen, wo mein Bruder, der dort Geſandte am neapolitaniſchen Hof iſt, ihn mit Freuden erwartete, als leider der ſchöne Plan vereitelt wurde. Reventlow blieb in Wien bis zum letzten Augenblicke, wo Alle einpackten, und mein Bruder bat ihn flehentlich, nicht durch dieſe Armeen ſich als Reiſender auszuſetzen, bat ihn zurückzukehren und nach Berlin zu gehen.

Die Tante Louiſe Stolberg wollte ihn aber auch noch in Holſtein gern ſehen, ſo iſt er vielleicht jetzt dort. Ihr Gut heißt Windebye, liegt in der Nähe von Kiel. Stolberg hat dieſes Windebye ſo ſehr verſchönert, daß Jedermann ſich über die Verwandlung der Gegend freut; doch ſind ſie erſt ſeit fünf Jahren dort. Die Gräfin Louiſe Stolberg beſitzt ein eigenes Talent, ihr Haus lieblich einzurichten, ohne Pracht noch Luxus, ſo einfach und comfortable (wie die Engländer ſagen). Der Graf Stolberg verſteht es auch und iſt ein ſeltener Landwirth; er hat mehrere

Sachkenntniſſe in dieſem Fache, verbeſſert ſo auffallend ſeine Ländereien, daß der Werth ſeines Landes unglaublich ſteigt; dabei iſt er noch immer derſelbe Dichter Stolberg. Seine ausgeſuchte Bibliothek behält den alten erſten Platz im Hauſe. Zehn Tage des Septembers war ich mit unſern Pflegekindern in Windebye, wo die herrliche Louiſe Stolberg, meine mütterliche treue Freundin uns ſo aufnahm, daß es uns ſchwer wurde, weiter zu reiſen.

Als eine ſchwache Frau bin ich nicht ſtark in der Politik; es kam mir aber wie ein Traum vor, als ich von Koscusco hörte (der mit 5000 Polen beim franzöſiſchen Kaiſer ſein ſoll), daß der große Alexander dieſen Mann gewinnen ſollte, ihm für Polen verſprechen, dieſes Ideal der Republik wieder aufleben zu laſſen. Er würde gewiß nicht dieſes Wort Republik ſo ſehr fürchten; eine Entſchädigung käme ihm und Preußen zwar zu; dieſes aber in Deutſchland oder Ungarn zu erhalten, wäre vielleicht bei den jetzigen Umwälzungen nicht ſo ſchwer auszufinden; kann man Kronen ſchaffen, Throne umwerfen, andere wieder herſtellen, ſo könnte wohl eine Republik auch wieder entſtehen und für ſolche Nachbarn wie Preußen und Rußland nicht gefährlich werden.

Kopenhagen, den 22. März 1806.

Unſere Joſephine iſt Braut, und juſt an dem Tage wurde es entſchieden. Der Jüngling iſt edel und gut; es iſt der einzige Sohn meiner geliebten Schweſter, der junge Graf Detlef Reventlow. Nun thut es mir dreifach leid, daß Sie ihn nicht ſahen, als er ſo ſchnell in Weimar erſchien, und daß er nicht dieſes Glück genoß; doch er gewinnt wirklich ſehr, näher geſehen zu werden, und Sie hätten ihn kaum erblickt; er iſt ſehr beſcheiden und hat die große Welt wenig geſehen.

Kopenhagen, den 15. December 1806.

Daß es meinem Herzen wohl that, Ihre Hand, Ihre Zeilen aus Weimar wieder zu ſehen, zu leſen, das begreifen Sie gewiß ſo ganz, liebe Frau v. Schiller! Sehr beſorgt war ich für Ihre

Gesundheit, Ihre Ruhe, Ihr Wohlsein! Ich hörte durch die Gr. Louise Stolberg, daß die edle Herzogin in ihrer Nähe einige Damen aufgenommen hätte, und dieß beruhigte mich wirklich; doch verlangte ich so sehr nach näheren Umständen aus der Quelle selbst. Leider ist es mit dem Schreiben eine unvollständige Unterredung, und mehr als jemals nicht hinreichend. So Manches bleibt im Herzen übrig, läßt sich nicht aussprechen. Die Fesseln des Geistes sind schwer zu ertragen und werden täglich fühlbarer, so wie die Handlung im großen Kreise der Begebenheiten an Mannigfaltigkeit und Neuheit zunimmt. Die rasche Umwälzung, dieser sichtbare Wechsel der Dinge, das Elend aller Art, das Leiden der Menschheit, dieses alles bringt zum stummen Erstaunen. Es ist ein mächtiger Strudel, der Alles zu verschlingen droht, und doch bleiben die Meisten im leichtsinnigen Hoffen oder im ängstlichen Zagen verblendet. Es ist wahrlich ein trostloser Zustand aller Dinge. Ein großer Koloß, auf Sand gebaut, ist gefallen, so schnell und so plötzlich, daß die Nachwelt es kaum glauben wird. Was noch im Norden fallen, oder zerrüttet werden soll, wird täglich erwartet, auch nur erwartet; denn es gibt nirgends weder Zweck noch festen Willen, noch Entschließung, noch Vereinigung. Nur in einem Kopfe gibt es einen Plan, eine Ansicht; dieser ist so neu, der Grund liegt so verborgen, so tief, daß alles Uebrige in flüchtigen Gestalten leicht vorüber eilt und sich an der nächsten Zukunft hält, vom Schicksal alles erwartend. Dankbar müssen wir Dänen es noch erkennen, daß solche Greuelscenen unsere friedlichen Inseln noch nicht betrübten. Wir hatten hier einen kleinen Vorschmack, als wir den 2. April 1801 erlebten. Diese Erinnerungen der Schreckenstage haben sich lebhaft erneuert. Mit dankbarem Herzen sollten wir unaufhörlich diese Erinnerungen feiern. Doch der Mensch, stets im Widerspruch mit sich selbst, vergißt zu leicht, was da war, und was noch werden kann.

Nun richten sich alle Blicke nach Polen hin. Wäre dieses Land mit Klugheit und Milde behandelt worden, so sähe es jetzt vielleicht anders aus. Preußen hat seine eigene Existenz aufgeopfert, indem

es bloß durch kriegeriſches Anſehen glänzen wollte. Wie ſchwach es im Innern dadurch wurde, iſt jetzt bewieſen; es war nirgends Kraft noch Ordnung, Alles war künſtliche Nachahmung Anderer. Und als ein neuer Geiſt entſtand, da mußte das Alte in Trümmer fallen; Alles ſchwankte noch, ſollte plötzlich ſtehen, und nun war kein Grund vorhanden. Daß Deutſchland ſo aufgeopfert wird, iſt ſicher; welche Keime für die Zukunft noch im Verborgenen liegen, können wir nicht beurtheilen. Wodurch wir dieſes Elend verdient haben? Ach, es würde zu weit führen, in dieſe Labyrinthe ſich zu verlieren! Es iſt gewiß, daß alle Greuel der Revolution vergeſſen waren, und daß der Leichtſinn ſo ſehr überhand nahm, daß es ſo nicht lange halten konnte. Ehrwürdige Ruinen wurden zu den Füßen getreten, und leichte, glänzende Kartenhäuſer wurden darauf gebaut, ſo leicht wie die jetzige Generation. Nun kam eine ſiegende Macht, und in Schrecken gerieth ſie bald, ſo flüchtete ſich dieſe leichte Schaar, wie wir es geſehen haben. Die, die ein Opfer fielen, die ſind nicht mehr; auch dieſe durften nicht auf eigene Kraft ſich ſtützen; die Edlen fielen, und Deutſchland wird ſie doch nicht vergeſſen, ich hoffe es. Daß der alte Herzog von Br.(aunſchweig) ſo fiel, nach ſolchen Begebenheiten verſchwand, war für ihn noch das Beſte; daß aber eine franzöſiſche Actrice ihn zum Sterbebette begleitete, nachdem ſie am 14. Oktober in ſeinem Hauptquartier war, das iſt traurig zu hören und erklärt mir ſo Manches. Ich erfuhr es erſt geſtern, und es iſt gewiß.

Ihre edle, liebenswürdige Erbprinzeſſin hoffen wir hier zu ſehen. Doch wie dürfen wir es wünſchen, ſie ſehnt ſich nach Weimar. Sie hat in Holſtein alle Herzen gewonnen, und unſere Kronprinzeſſin, die ganz ſo iſt, ſo gut und ſo edel, hat es gleich vernommen, wie ſie für einander paßten.

Von Ihrer regierenden Herzogin hörte ich ſchon Alles, was Sie mir ſagen, und daß Napoleon eine ſolche tugendhafte Frau ſchätzen kann, wundert mich nicht. Hätte er doch mehrere ſolche Weſen auf ſeinem glänzenden Wege gefunden!

Goethe's ſcandalöſe Hochzeit hat einen Jeden geärgert. Man ſchrieb uns gleich, daß die Kanonen von Jena ſein Hochzeitlied und ſieben brennende Häuſer in W. ſeine Hochzeitfackeln geweſen wären! Und eine ſolche Wahl der Perſon! Alles war in Harmonie, nur keine Muſe war dabei.

Wie lange man uns hier ruhig läßt? Gott weiß es! Wir ſind zwiſchen zwei Feuern: England und Frankreich. Wir ſind zu leicht erreicht; doch waren wir immer wahrhaft neutral, ohne Intrigue!

Kopenhagen, den 10. März 1807.

Die erſten Tage des Februar ſind Schreckenstage geweſen. Ströme von Blut floßen, und wann wird es aufhören? Hier, wo die Nachrichten zu Schiffe kommen, aus den Gegenden des Kriegs, hier lauten ſie anders, als in den Hamburger Zeitungen. Die Franzoſen ſind mit Ehre gefallen, haben ſich willig in den Tod gegeben; dieſes muß man geſtehen. Noch erreichten ſie nicht die Stadt, die ihnen zum Zweck dargeſtellt wurde, zum Zweck des blutigen Kampfes, die Königsburg; dagegen ſind die Ruſſen auch noch nicht an der Weichſel. Dieſe haben wie die Löwen gefochten und jede Schmach der vorigen Feldzüge getilgt. Es ſind beiſpielloſe Gefechte geweſen. Man behauptet, daß der Kern der galliſchen Heere gefallen ſei. Man ſpricht von Friedensvorſchlägen, die es beweiſen würden, mit welcher Mühe Polens Befreier dieſen Kampf fortſetzen würden. Man iſt nicht gewohnt, den Kaiſer Napoleon aufgehalten zu ſehen in ſeinen großen Plänen. Man kann ſich nicht daran gewöhnen, es zu glauben. Was man aber noch weniger ertragen kann, iſt das Bild von Deutſchlands Elend und Unterjochung. Können die Deutſchen ſich es vorwerfen, es verdient zu haben, ſo wäre die drückende Laſt noch ſchwerer zu tragen. Doch wer weiß, wie Alles ſich noch in kurzer Zeit zum Beſſern oder Schlimmern verwandeln wird; viel ſchlimmer kann es nicht werden. Die gütige Vorſehung wird ſich unſer Aller erbarmen. Wir können

hier nicht ausdrücken den Dank, keine Empfindungen des Danks finden, für ſolche ſeltene Wohlthaten! Doch wir ſind nicht Egoiſten, wir waren es nie. Brüderlich theilten wir mit unſern Mitmenſchen dieſes Elend, welches uns in ſo ferne auch traf. Wer könnte leben nur für ſich und Leben finden in einer ſolchen Exiſtenz?

Rendsburg, den 9. November 1807.

Ich glaubte nicht, liebe Frau von Schiller, als ich Ihnen letzt ſchrieb, daß mein erſter Brief aus Rendsburg ſein würde. Es iſt eine Feſtung an der Eider. Unſer König iſt unſer nächſter Nachbar und bewohnt ein Haus, nicht viel größer als das unſrige, welches ſehr enge iſt. Unſere unerhörte Geſchichte haben Sie theils aus der Zeitung erfahren, theils auch vielleicht aus Erzählungen. Genug, wir ſahen noch am 9. Auguſt dieſe ungeheure große engliſche Flotte vor unſern Augen am friedlichen Ufer Seelands liegen und ahneten keine Gefahr, als am 12. Auguſt wir uns genöthigt ſahen, Kopenhagen zu verlaſſen, unſerem König und Kronprinzen nach Holſtein zu folgen, und das in einer ſolchen Eile, daß wir kaum einige Kleider mitbrachten. Da der große Belt von den Engländern geſperrt war, mußten wir ſo eilen. Ich hatte das Glück, mit meinem großen Reiſewagen und mit Anderen glücklich über den Belt zu gehen, von engliſchen Schiffen rechts und links umgeben. Keiner unterſuchte unſer Schiff, noch meinem Mann ſeines. Dagegen wurden Viele angehalten und examiniert, die vor und nach uns übergingen, unter andern der König und Kronprinz, die incognito waren; auch der franzöſiſche Miniſter Didelot und der ſpaniſche Geſandte; ſie kamen doch durch. Leider mußten wir erfahren, daß am 18. Auguſt ſchon die engliſche Landung vor ſich ging, und die erſten Tage vom September waren ſolche Schreckenstage in Kopenhagen, daß meine Feder nicht dieſe Schilderung unternehmen kann! Ein ſolches Bombardement, mit ſolchen abſcheulichen Feuerſchlünden, Feuerkugeln, Raketen neuer Erfindung, 72 Mörſer, kurz Alles, was die Hölle der ganz neuen Kriegsſchule

erfunden hat, wurde gegen die wehrlose, ruhige Hauptstadt drei Tage und Nächte angewandt zur Zerstörung! Daneben noch ein fürchterlicher Angriff von der Seeseite gegen eine Flotte, die ganz abgetakelt im Hafen lag, oder vielmehr gegen diesen Theil der Stadt, da sie unsere schönen Schiffe gerne ganz haben wollten. Dieses ist ihnen zum Theil gelungen, aber die Heldenthaten unserer kleinen Flottille haben sie selbst bewundern müssen; auch war das Feuer unserer Seebatterie so stark, daß sie diese Seite der Stadt aufgaben. Unsere jungen Seeoffiziere und Seeleute haben wie die Löwen gefochten. Manche schöne Heldenthat der Art wird in der Geschichte rühmlich erwähnt werden. Nicht so unsere Bauern der Insel Seeland, die wahrlich auch kaum bewaffnet waren. In Kopenhagen hat sich unsere männliche Jugend tapfer und unerschrocken gezeigt. Viele sind mit Ruhm gefallen, aber im Ganzen war unser Militär dort in dem Augenblick ganz desorganisiert. Alles gute war an der Grenze in Holstein. Das wußten die Edeln, die uns überfielen; sie stellten sich, als glaubten sie die Franzosen im Lande, und sie sahen nicht einen einzigen. Ach, sie wären eben so wenig zu uns gekommen, als sie nach Pommern oder Stralsund kamen! Die Treulosen verließen in dem Augenblick ihre Alliierten, die Schweden und Deutschen und zogen ihre großen Schiffe aus Stralsund, um noch mit diesen über uns zu fallen. Eine solche attaque ist in der Geschichte unerhört und wird England wahrlich nicht Glück bringen. Nun hat man es gesehen, was Napoleon längst sagte von ihnen, daß sie nur den Untergang des Continents wollen, in so fern sie selbst nur gut bestehen. Junge Dänen, die eben aus England kommen, sagen es, daß sie bis dahin behaupteten, Alles, was auf dem Continent vorgienge, wäre ihnen gleichgültig. Nun fühlen sie es aber schon, daß sie sich selbst den größten Schaden zugefügt haben. Seitdem unsere Meere, die ihnen so offen standen, seitdem diese ihnen gesperrt sind, fühlen sie sich wie gelähmt; Alles stockt, der Handel, die Fabriken, Alles leidet, und jedes edle Herz im Auslande ist gegen sie gestimmt. Die

ſogenannte Freiheit von Europa war in ihren Händen ſchlecht beſchützt. Dänemark, ſo treu und redlich in der Neutralität, hatte dieſes nicht von ihnen verdient. Unſer Verluſt iſt ſehr groß, unſere Reichthümer verſchwinden; es bleibt uns aber ein Nationalgeiſt, der neu erweckt iſt. Von dem franzöſiſchen Kaiſer können wir uns rühmen, er hat uns nur angeboten, was wir anzunehmen wünſchen konnten. Als die ganze große engliſche Seemacht noch in unſerem Meere um uns gelagert lag, ſind unſere ſchönſten Regimenter allein in der Nacht nach Seeland übergekommen. Willig hat Jeder Alles gelitten und aufgeopfert. Nun iſt die böſe Jahreszeit vorhanden, und die Engländer ſind mit ihrer Beute davon gegangen. Die hannöverſchen Offiziere haben ſich laut darüber bei uns geäußert; ſie waren ſelbſt empört und haßten ihre Obern, indem ſie gezwungen waren, feindlich gegen uns zu handeln. Viele haben ſich ſchön und edel gezeigt; auch unter den engliſchen Offizieren ſind einige gutmüthig geweſen, im Ganzen doch rauh und hart. Die Engländer und die Hannoveraner waren oft ſo gegen einander aufgebracht, daß ſie auf einander ſchoßen und ſich bleſſierten. Die armen Hannoveraner fühlten ihre Schmach, als Söldner ſolche Heldenthaten mitzumachen. Ach, die Deutſchen, überall müſſen ſie ſich ſelbſt verläugnen und keine vaterländiſche Tugend mehr kennen! Die Stadt Kopenhagen wird dieſes Unglück lange fühlen. So viele unglückliche kleine Familien haben Haus und Alles verloren. Frauen, Kinder ſind auch gefallen, auch verwundet, verarmt. Es war eine Jammerſcene beiſpiellos. Unſere Häuſer im ſchönen Quartier Amalienburg haben weniger gelitten. Unſere Wohnung iſt doch ſehr beſchädigt; drei Bomben haben viel zerſchmettert, unter andern große Spiegel in der Prachtſtube, auch Gemälde, die ich ſehr liebte; doch unſere Bücher wurden verſchont. Der größte, ſchönſte Saal hat nur an allen Fenſtern und am Balkon gelitten. Einige Büſten von Canova ſind unverletzt. Meines Mannes Stuben, auch die meinigen ſind verſchont geblieben. Dagegen hat einer unſerer Kammerdiener und ſeine Frau Alles verloren durch

die eine Bombe. Ein alter, achtzigjähriger Koch, ein Franzoſe, der uns lange gedient hat, blieb ruhig liegen, verließ nicht ſeine Stube noch Bett, und ſagte: je ne crains pas les bombes anglaises. Er hatte Recht, er blieb ruhig, und gottlob alle unſere Leute kamen glücklich durch. Im gewölbten Keller des Hauſes hatten ſich beinahe hundert Menſchen behelfen müſſen, drei Tage und Nächte, Frauen, Kinder, Greiſe. Die Hitze ſoll erſtickend geweſen ſein. Meines Mannes Reiſe mit dem König und der Regierung war ziemlich glücklich. In Colding, einer abſcheulichen Stadt, mit einem noch abſcheulicheren Schloſſe, mußten ſie drei Wochen bleiben. Ich war mit Luiſe in der Nähe, in Chriſtiansfelde, einer Herrnhuter Colonie, einer hübſchen, reinlichen, kleinen Stadt. Dort ging es uns ſo gut, wie es damals möglich war. Alle unſere fremden Geſandten, die auch aus Kopenhagen, wie wir, geflüchtet waren, befanden ſich auch zu der Zeit in Chriſtiansfelde; nur der franzöſiſche, Herr Didelot, ein recht artiger Mann, war in Kiel bei dem Kronprinzen. Meine Joſephine war bei meiner Schweſter in Trolleburg geblieben; dort lebte ſie ruhig und glücklich in der Erwartung des Bräutigams, des jungen Grafen Reventlow, Sohns meiner Schweſter. Er war im Auguſt in England, in Schottland vielmehr, und ahnete nichts bei uns. Endlich, als er zu Hauſe wollte, war die Communication geſperrt. Doch kam er gottlob am 18. Oktober fort, und dieſer Tage kam er in Trolleburg glücklich zur Geliebten zurück. Ich ſah ihn hier einen Tag. Sein Herz hat in England gelitten. Er verſichert, daß die beſſeren Menſchen dort dieſen Zug gegen uns verabſcheuen, und in Schottland war man ganz däniſch. Ueberhaupt iſt er von Schottland ganz eingenommen. Auch die Nation iſt viel aufgeklärter, liberaler, milder. Die Damen dort ſo liebenswürdig, ſo talentvoll. Sonſt hat er in England viel Intereſſantes und Neues geſehen; in Hinſicht des Ackerbaues, dieß war ſein Hauptgegenſtand, hat er viel gelernt und einen jungen Dänen mitgebracht, der ſich dort in der beſten Schule des Ackerbaues gebildet hat. Es

liegen noch viele große Strecken Land ganz unangebaut in England. Alles hat sich mit Fabriken beschäftigt, und Reventlow versichert, daß diese Jugend, die so aufgeopfert wird (kleine Kinder arbeiten schon in den Fabriken), daß diese ihn oft traurig machten; sie lernten nichts als ihre Arbeit. Auch sind die Schulen erbärmlich, oder fehlen vielmehr ganz. Keine wahre Humanität kann dabei stattfinden. Dieses Alles kann wohl nicht so bestehen. Nun müssen wir auch wünschen, was die neueren Franzosen lange wünschten, ihren Untergang. Sie haben ihre Macht zu schlecht gebraucht. Auch Portugal wird untergehen, als Freunde der Engländer und Sicilien. Auch dieser König ist aufgeopfert! Von Preußen schweige ich.

Sollten Sie den Professor Fichte sehen, so möchte ich Sie bitten, ihm meinen Dank für seinen Abschiedsbrief aus Kopenhagen vom 11. August zu sagen. Er war uns sehr interessant.

Bei unserer geliebten Kronprinzeß in Kiel sah ich ein schönes Bild Ihrer jungen Fürstin. Ach, warum nur ihr Bild! Auch ihr Bruder hat sich für uns laut erklärt. England hat sich sehr geschadet überall.

Von meinem Mann habe ich nichts gesagt. Was sein Herz für Dänemark gelitten hat, läßt sich nicht ausdrücken, und die dunkle Zukunft auch! Gott hat seine Gesundheit gestärkt, und er arbeitet wie immer. Unser Kronprinz ist jetzt in Kopenhagen.

Rendsburg, den 3. December 1807.

Wie ganz theilten wir mit Ihnen im Oktober 1806, und nun — sind wir die Ausgewanderten; doch können wir Gott nicht genug danken, daß es uns bis jetzt nicht schlimm ging. Verarmt sind wir durch die Engländer, auch ist manches Elend in Kopenhagen noch zu spüren; doch blieben wir auf eine gewisse Art verschont. Was noch kommen kann? es steht bei Gott; wer ist sicher in unsern Zeiten? Sie sehen aus den Zeitungen, wie es bei uns aussieht. Das dänische Volk ist zur See nicht so leicht zu bezwingen.

Könnten Sie unſere jungen Seeoffiziere zum Beiſpiel ſehen, die ſo muthig, ſo keck, ſo unerſchrocken jeder Gefahr des ſtärkſten Kanonenfeuers entgegen gehen; ſie haben ein ſo beſcheidenes, ſtilles, faſt ſanftes Weſen, ſind ſo höflich, ſo ganz ohne Prahlerei, begreifen nicht, daß man anders handeln könnte im Augenblicke der Gefahr; ſo ſind überhaupt unſere Seeleute, ſchöne Menſchen, die etwas recht Humanes haben. Dagegen ſind unſere Matroſen wohl etwas rauh und roh, doch lieben ſie ihre Frauen und Kinder ſehr. Dieſe Frauen ſind nicht liebenswürdig, aber auch keck und kühn. Nun haben wir ſchon faſt mehr Priſen der Engländer gemacht in wenigen Monaten, als die Holländer im ganzen Kriege. Freilich können wir nicht dem ſtolzen Feind ſo ſchaden, wie er uns ſchaden kann, doch ihn etwas demüthigen. Und warum ließen ſie uns nicht ruhig, da wir ſo friedlich und geduldig waren! Ein ſolches Miniſterium kann England nicht beglücken, noch das Volk veredeln. Der arme alte König, Onkel unſeres Kronprinzen, hat es vielleicht vergeſſen, daß ſeine 77jährige, alte, unglückliche Schweſter, die Herzogin von Braunſchweig, bei uns Schutz fand, hier ruhig den vorigen Winter verlebte und ſo nach 46 Jahren Trennung ihren Bruder wieder ſah. Kaum war ſie zurück, ſo ſandte er uns zum Dank dieſe Mörderflotte! Hat Napoleon nicht Recht, wenn er ſo die ſchwachen Fürſten beurtheilt! und welche Folgen für Europa! Nun eilt er zum Kapitol, wird vielleicht Griechenlands gedenken, und ſo bringen ihn Flügel nach Byzanz. So flog auch einſt der alte Adler Roms hinüber. Europa ſieht es an mit Staunen im Stillen.

Es ſoll gewiß ſein, daß der ruſſiſche Kaiſer England auch verläßt. Schon lange verließ England dieſen mächtigen Alliierten. Nur Geld wußte es zu geben, ſo nur lohnte es für ſo manches große Opfer, für ſo viel Menſchenblut! Und wie beſchützte es die Familie der Bourbons! Nur treulos gegen dieſe hat es ſich auch bewieſen. Sieht man jetzt die Auftritte im innern Spanien, ſo muß man der Familien von Agamemnon und Oedipus gedenken! Welche Jammerſcenen! welches Verhängniß! Daß der alte König

von England nicht dieſes fühlt und ſieht, daß er ſo mit Blindheit geſchlagen war, dafür kann er ſeinen Miniſtern danken! Das engliſche Volk iſt wie alle Völker unſerer Zeit und hätte ſolche Vorzüge haben können!

Der junge Reventlow, der eben daher kam, der viel im Lande war, verſichert, daß keine Landſchule exiſtiert; die Kinder werden ſogleich gebraucht als Inſtrumente in den Fabriken und lernen weder Leſen noch Schreiben, wiſſen von Nichts. In den höheren Ständen iſt das Verhältniß vielleicht nicht beſſer. Manchen jungen Lord aus den reichſten Familien ſah ich die letzten Jahre bei uns. Ihr Umgang war langweilig, beſchränkt in ihren Ideen und Kenntniſſen, vor allem ſehr egoiſtiſch. Sie wollten nachäffen Pitt oder Fox. Der eigene Charakter fehlte ganz. Und welches Muſter für Sitten und Moralität! Ich war ſonſt nicht gegen die Engländer in gewiſſer Hinſicht geſtimmt. Nun aber fühlen wir die Folgen ihrer Politik und werden nicht mehr dort den Hafen im Sturme ſuchen, im Sturme der moraliſchen Gebiete!

Ich las neulich eine Reiſe in Griechenland, von Pouqueville, ſie iſt ſehr unterhaltend und jetzt ſehr intereſſant. Ich habe nun meinen Bruder lange in Italien. Der wünſchte es ſo ſehnlich ſchon vor Jahren, einen Sprung nach Griechenland, durch die ſieben Inſeln, und weiter bis Conſtantinopel zu machen. Er wünſchte es vergebens. Auch Niebuhr, der lange bei uns war, fand eigentlich ſeine Heimath dort. Sollten Sie den Niebuhr ſehen, und ich wünſche es recht, ſo würden Sie einen ſeltenen Mann an ihm finden, einen ächten Griechen. Kann der wohl in Preußen paſſen, einem kleinen, unterjochten Lande? Doch es iſt mir lieb, ihn jetzt nicht in Rendsburg zu ſehen; hier wäre es ihm enge. Dieſe Stadt, dieſes Haus iſt uns, im Vergleich mit dem unſrigen in Kopenhagen, wie ein Käfig; und doch iſt es mir gelungen, es erträglich zu machen. Nur zwei bis drei Stuben mehr, ſo würden wir beinahe nichts vermiſſen. Unſere Leute aber, wovon einige doch hier mit uns ſind, die finden Rendsburg

entſetzlich klein und würden ſich für uns ſchämen, ſähen ſie nicht, daß es unſer eigentliches Weſen nicht angreift. Viele Betrachtungen kann man ſo über ein großes Haus anſtellen, über die Nichtigkeit der Vorzüge; nur eins würden wir ſchmerzlich fühlen. Dieſe Menge von Leuten, die an uns hängen, die ohne uns nicht leben können, wo ſollten die bleiben? und ſo manche Kinder, deren Eltern wir in mancher Hinſicht waren. Doch hievon nichts mehr.

Unſere Joſephine feierte am 29. November ihre Hochzeit in Trolleburg ohne uns, doch glücklich, und ſie hat an meiner Schweſter eine Mutter in jeder Hinſicht gefunden.

Ich muß heute hier aufhören. Eben hörte ich von großen Veränderungen, die auch die Schweſter Ihrer geliebten Großfürſtin ſehr nahe angehen. Von Vergrößerungen einiger Fürſtenthümer, neuen Kronen. Kurz, es vergeht kein Tag in unſern Zeiten, wo nicht neue Geſtalten erſcheinen im Reiche der Politik. Möchte alles Gute für jeden Edlen auch darauf folgen!

Johann Müllers neuer Beruf in Deutſchland gibt auch Stoff zum Nachdenken.

Den 7. December.

Durch ein Verſehen blieb dieſer Brief liegen. Eben ſehe ich aus der Zeitung, daß die Engländer nun auch Rußland gegen ſich haben, und daß unſer Kronprinz ſo genannt wird in der ruſſiſchen Note, wie er es für ſeinen feſten Charakter verdient. Warum ließ man uns nicht ruhig? da wir keinem ſchaden wollten!

Seeluſt, den 2. September 1809.

Mit wahrer Freude und Rührung habe ich Ihren Brief empfangen, liebe Frau von Schiller, und mehr als einmal durchgeleſen. Daß einige unſerer Bekannten uns nannten in Ihrem kleinen Kreiſe, iſt mir ſehr lieb zu denken. Reinhard [1] ſah ich

[1] Der wohl in Hamburg bei ſeinen Schwiegereltern Reimarus, und im Auguſt in Weimar geweſen war.

leider nicht, als ich doch in ſeiner Nähe einige Monate zubrachte; es that mir ſehr leid, doch bleibt man ſich nahe, auch ohne direkte Mittheilung, hat man ſich einmal gefunden und verſtanden! Daß Ihr Sohn Ernſt auf der blumigen Spur ſeines verewigten Vaters geht, iſt mir ſo ſehr lieb zu wiſſen; ſchicken Sie uns bald ein Blümlein der Art, nur als Vorſchmack. Solche Strahlen der Hoffnung müſſen Ihrem mütterlichen Herzen recht belebend und tröſtend ſein! Der Name Schiller wird ſo in jugendlicher Blüthe uns wieder tönen und wehmüthige Erinnerungen erneuern. Ach, er ſollte nicht erleben, was wir noch ſehen. Auch Dänemarks Schickſal hätte ſeine Seele erſchüttert. Nun ſind unſere Feinde wieder in anderen Gegenden ſo thätig, wie ſie es bei uns vor zwei Jahren juſt zu der Zeit waren. Nur konnte man ſie in der Gegend, wo ſie jetzt ſind, erwarten. Wie dieſes Trauerſpiel aber endigen wird? Bomben und Brandraketen, Kanonen und Schwerter entſcheiden jetzt das Loos der armen Sterblichen. Die Folgen in der moraliſchen Region können wir nicht berechnen. So wie es nun iſt, kann es wohl nicht lange bleiben. Dieſe Ruinen, die uns umgeben, deuten auf neue Epochen. Doch uns werden ſie vielleicht ſpät kommen, da ſie in der großen Anordnung der Dinge vielleicht ſchleunig genug ſich umwandeln werden.

Ich war dieſen Frühling ſehr krank, an der Roſe im Kopfe habe ich gelitten, und dieſes Uebel ſchlägt Wurzeln in unſerem Klima. Dieſe Roſe iſt an Dornen zu reich, ich fühle ſie noch. Mein Mann geht mit Muth und Feſtigkeit dem Kampf der Zeiten entgegen; er fügt ſich in den Willen einer höheren Macht, die doch am Ende Alles zum Beſten lenken wird. Arm werden wir, möchten wir nur nicht geiſtesarm werden! nicht ſinken, indem Alles zuſammenſtürzt. Ich habe viel geleſen in dieſer Zeit und möchte gern mit Ihnen manchen Genuß theilen. Kennen Sie die Ueberſetzung des Calderon von Schlegel? Leſen Sie das Stück der „ſtandhafte Prinz.“ Joſephine, die Sie ſo gütig nennen, beſuchte uns vor einigen Wochen; ſie iſt ſehr glücklich und verdient es zu ſein, aber die

Mutterfreuden fehlen noch. Sie ist neunzehn Jahre alt, er sechsundzwanzig, so ist die Hoffnung nicht verschwunden. Beide sind edel und gut, wahre Menschenfreunde. Meine Schwester ist eine glückliche Mutter und verdient es zu sein; auch sie war neulich hier. Sonst führen wir ein stilles Leben hier, am Ufer der See, wo so Manches uns Erinnerungen bringt, die wir gerne entbehrten, die wir sonst nicht ahneten.

Ihre Angst für die Gesundheit des Freundes,[1] für Ihre Frau Schwester habe ich so ganz getheilt. Möchte er doch recht wieder hergestellt in Ihrer Mitte sich mit Ihnen des Lebens freuen.

Des Herzogs von Augustenburg Bruder, unser braver nordischer Feldherr, hat eine Krone, die ihm angeboten ward, im Anfang ausgeschlagen. Er trachtet nach besseren Freuden, da er ein denkender und rechtschaffener Mann ist, der die Welt und die Menschen kennt. Wie es in der nördlichen Gegend geht, wissen wir hier noch nicht so ganz genau. Der große Nachbar der Schweden wird wohl über die Entscheidung im Ganzen bestimmen, soweit die Sterblichen überhaupt das Schicksal der Völker und Länder bestimmen können. Eine Macht von Oben entscheidet am Ende Alles. Dieses ist ein tröstender Gedanke. Unser Freund Burgstall ist nun gottlob frei und soll in Grätz mit Frau und Kindern ruhig leben nach der stürmischen Epoche. Doch wer weiß sich selbst oder Andere sicher jetzt?

Unsere Königin wird nun bald wieder nach Kopenhagen kommen, wir hoffen es und brauchen wahrlich die Gegenwart eines solchen Engels. Ihr Wandel ist so rein und unschuldig, ihr Geist so sehr gebildet. Auf dem Throne, in der Krone sind solche Perlen die schönste Zierde, und die einzigen dauerhaften; solche Schätze werden mit jedem Tage seltener.

Soeben sprach ich mit einem unserer Schullehrer aus Jütland, wo mein Mann große Güter hat und 5—6 neue Schulen eingerichtet hat. Er versicherte, daß diese Jugend so gebildet, eine andere

[1] Vermuthlich Wolzogens. Goethe war im September in Jena krank.

Art Menſchen wird. Es ſind doch 4—500 Kinder, die daran Theil nehmen, und die ſich jährlich erneuern. Dieſes iſt ein bleibendes Werk, wenn man etwas Menſchliches ſo nennen darf. In einer weiten unbewohnten Gegend hat er Fabriken angelegt, in der Mitte eine Schule, wo 60—70 Kinder Unterricht haben. Noch vor 16 Jahren war nie ein Menſch in der Art Wüſte geweſen, es waren Sumpfmoore ꝛc.

Kopenhagen, den 25. Februar 1810.

Ich kann Ihnen nicht recht meinen innigen Genuß ausdrücken, als ich neulich Ihren lieben intereſſanten Brief erhielt, und Oehlenſchläger [1] juſt gegenüber am Tiſch beim Frühſtück ſaß, ſeine Braut neben mir auf dem Sopha im traulichen Geſpräch. Nun wurde er wirklich ſo froh, wie er es ſelten hier wird, als er ſeinen Namen ſo genannt fand in Ihrem lieben Brief. Auch die Verſicherung, daß Goethe ihn liebt, iſt ihm mehr werth, als er zu ſagen vermochte, und er brauchte dieſe Ueberzeugung von ſo guter Quelle zu erhalten. Er wurde nach dieſer Lektion ſo ſchön geſtimmt, daß er mit Luiſe am Clavier einige herrliche Lieder noch ſchöner ſang als ſonſt. Seine Stimme mögen wir Alle ſo gerne, und dieſer Ausdruck des Sängers trägt ein lebendiges, ſeltenes Gepräge. Er iſt dabei, wie Sie es ſo richtig ſagen, ganz beſcheiden, einfach und kindlich im Umgang. Seine Braut, ein hübſches Mädchen von 28 Jahren, würde Ihnen gewiß gefallen; ſie iſt ſanft, beſcheiden im höchſten Grade, dabei gebildet und angenehm im Umgang; eine ſeltene Feſtigkeit des Charakters und eine Reinheit in ihren Geſinnungen, die auch ſelten iſt, macht ſie mir ſo ſehr intereſſant, daß ſie mir es nicht mehr werden kann als Braut von Oehlenſchläger. Sie liebt ihn unausſprechlich, lebt nur für ihn und in ihm; er weiß ſie ganz zu ſchätzen und ahnet auch dankbar ſein Glück. Da ſie viel Verſtand hat, auch Erfahrung, ſo iſt ſie häuslich, wie Goethe

[1] Er war im November 1809 in Weimar geweſen. Henriette an Knebel Nr. 427 ff.

es z. B. haben will; sie wird eine verständige Hausfrau werden, und der Dichter, der wenig auf der kleinen Erde verweilt, braucht just eine solche Gattin. Bis jetzt konnten sie sich nicht etablieren, die Zeiten sind so drückend, die Theuerung außerordentlich. Die Fräulein Steger wollte also warten, obgleich sie so lange versprochen sind. Nun haben wir das Glück, ihnen die ersten Monate angenehmer zu machen, da sie im Mai alsdann ihre Hochzeit im Stillen feiern werden. Wir besitzen nämlich ganz nahe bei Seeluſt (unserer Sommerwohnung in der schönsten Gegend) ein recht gutes Haus, zu groß für eine so kleine Wirthschaft. Da können sie einige hübsche Stuben bewohnen; es liegt im Walde, und doch recht nahe am Ufer des Meeres. Hohe Pappeln in der Nähe der Wohnung geben einen romantisch-feierlichen Ausdruck im Ganzen. Dieser ruhige Aufenthalt in unserer Nähe scheint ihnen Beiden lieb zu sein, und der kleine Garten unten, der gar keine Rolle spielt im Gemälde, hat für die Steger viel Interesse, da sie eine große und geschickte Gärtnerin ist; es ist nur ein Frucht- und Küchengarten; wir können ihn entbehren, da unser Garten eigentlich nur bei Seeluſt angelegt ist, wo wir gleich aus dem Bosquet in Gebiete der ländlichen Wohnung (für Oekonomie bestimmt) hineintreten. Da haben wir eine Meierei, die die beste Milch der ganzen Gegend bringt; es ist also ganz patriarchalisch ländlich und sonst unbewohnt, weil man nicht gerne so nahe Nachbarn hat. Die Pächterfamilie, die uns trennt, ist beinahe interessant, da sie hübsche Kinder haben; diese ist im Vorhof von Christiansholm etabliert (so heißt dieser Ort, der, wie ich hoffe, zum Parnaß umgeschaffen wird). Oehlenschläger arbeitet jetzt an einer dänischen Oper, die etwas verspricht. Sein Axel und Valbg. wurde hier zum Geburtstag des Königs aufgeführt, doch leider mäßig gespielt. Er hielt diese Feuerprobe mit seiner Steger recht gut aus. Er blieb ruhig, und die Tragödie machte doch einen tiefen, rührenden Eindruck.

Oehlenschläger theilte so ganz mit mir Ihre Trauer bei dem Verluſt Ihres Herrn Schwagers; und daß Ihre gute edle Frau

Schweſter nun nicht in Ihrer Nähe bleibt, iſt traurig. Ich hörte ſchon die Verlobung Ihrer guten Pr. C. mit dem Erbprinzen von Mecklenburg. Er ſoll ſchöne Kinder haben.

Hier im Norden leben wir ſo ziemlich ruhig, da die Schweden nicht mehr als Feinde uns ſo nahe wohnen. Der Frühling wird uns wohl unſre Feinde zur See wieder bringen; es iſt keine liebliche Erwartung, doch wo ſieht es jetzt nicht trübe aus am politiſchen Horizonte? Wir ſollen Alle entbehren lernen; Gott wird ſich ſo vieler Armen erbarmen! Das Elend iſt groß überall; nur die göttliche Hand kann retten!

O wie ſchön wäre es, wenn Sie uns einmal erſchienen! Oehlenſchläger hat mir von Ihren lieblichen Kindern erzählt; doch das Erzählen iſt ſo ſeine Sache nicht. Die Dänen ſind im Ganzen auf ihn ſtolz als Dichter; doch findet ſich auch unter den Lobenden eine ſchwache Stimme des Neides. Er iſt zu vielumfaſſend für dieſe kleinen Sonnen, aber eben dadurch wird er wirken.

Als ich Ihnen Dieſes ſchicken wollte, Liebe, wurde ich krank. Nun bin ich ſo ſo — die große Heirath beſchäftigt — möchte das Blutvergießen und Thränenvergießen dadurch ein Ende nehmen können! Sollte Ihre edle, gute Großfürſtin nicht den Correggio mit Wohlgefallen leſen und vielleicht eine kleine Aufmunterung für den Dichter an ſeine Braut ſchicken wollen! Doch dieſes unter uns Beiden! Sind ſie einmal etabliert, ſo wird Oehlenſchläger gut fortkommen können, aber dieſer Anfang iſt ſchwer; doch nur von einer ſolchen Hand, ſo edel und ſo rein, würde ich ſo etwas für unſern Dichter wünſchen können. Er iſt ſo durchaus edel, ſo feſt, ſo energiſch; ein ſolcher Dichter iſt wahrlich ein Sohn des Apollo, ein Götterkind!

Daß Goethe die Schwäche des Alters fühlt,[1] iſt traurig. Seine Ottilie iſt noch ſo jugendlich; alle Farben ſo friſch in dieſem Roman, wo Alles lebt und mit Wahrheit ſpricht.

[1] Ueber ſeine Kränklichkeit Knebel an Henriette, Nr. 439.

Seeluft, den 17. August 1814.

Mit inniger Rührung und tiefem Gefühle der Wehmuth habe ich Ihren lieben Brief vom 2. August gelesen. Daß Schiller in Deutschland so wirkte und noch immer dort lebt, muß Ihnen, liebe Freundin, unaussprechlich viel werth sein. Ja wohl hat er Alles prophetisch geahnet, er kannte Germaniens Geist und wußte ihn zu erwecken. Eben las ich der Frau von Staël ihr Werk. Es ist ihr nicht gegeben, Deutschland so zu kennen, wie sie es glaubt. Ihr Verstand ist groß, ihre Gedanken sind treffend, ihre Gefühle sind, ich will es hoffen, tief und wahr. Doch bleibt sie eine Französin, und ihre Bilder scheinen mir en transparent, le fond y manque. Sie hat Schiller aufrichtig bewundert, manches von ihm im Fluge aufgefaßt, aber — doch Sie wissen das richtiger zu beurtheilen und darzustellen, als ich es vermag. Ich wurde oft ungeduldig und machte es wieder gut durch meine Bewunderung. Nichts ist contrastierender als Goethe's Leben (der dritte Theil erschien uns zugleich mit der Staël). Goethe ist und bleibt ein Zauberer; seine Macht ist die der Natur, und doch ist die Kunst nicht versäumt. Wie läßt er diese schönen Sterne an Deutschlands Horizont aufgehen und untergehen; sein eigenes hohes Wesen in der Mitte. Bescheiden als Jüngling zeigt er sich stolz, als Dichter und Mann fühlt er sich nicht weniger. Seine Milde hat mich oft gerührt; seine Urtheile niemals strenge, doch wahr und gerecht. Wären alle Geister so gestimmt gewesen vor Jahren, so hätten wir nicht so oft Aerger gehabt, da wo wir Wahrheit zu finden hofften. Doch dieses Beispiel von Goethe muß wirken.

Lesen Sie, Liebe, die neuen englischen Dichter Scott, Byron, Southey? es sind neue Constellationen, die im eigenen Glanz sich uns zeigen, nachdem der große Verfinsterer auf Elba herrscht. Er, der die Welt beherrschen wollte, kann sich so begnügen? Jämmerlicher zeigte sich noch am Ende kein Despot. Wilde Thiere zu bezähmen wäre ihm genug. Warum wurde er nicht ins Innere von Afrika geschickt? Man sagt, daß der Kaiser Alexander über

Napoleon unglaublich gerührt, ihm diese Souveränität verschaffte, und die Millionen? für diese bin ich bange. Er wird in Gallien noch herum schleichen; Viele sind da bereit, das goldene Kalb anzubeten, Napoleon war und bleibt ihr Abgott. Vielleicht wird der gute verständige Ludwig noch ein Opfer fallen! In England war er ruhig, glücklich und geachtet. Unter den neuen Franzosen geht es ihm nicht so gut, doch wir wollen hoffen. An einem Franzosen im Norden haben wir viel zu leiden. Er war es, der uns daran hinderte, in England und in Europa gehört und verstanden zu werden, als wir aufrichtig es wünschten, an der guten Seite zu stehen. Doch hierüber nichts mehr. Nur fühlen wir es eben jetzt schmerzlich, daß er Norwegen bekriegen wollte, damit es ein erobertes Land ihm wurde; kann der Gallier sich im Norden friedlich ansetzen? Diese Völker des Nordens sind ihm fremd, wie die Franzosen dem Corsikaner fremd waren. Norwegen ist ein Hirtenvolk, es blieb seinem König treu im schwersten Leiden. Als unser Unglück es wollte, daß wir Norwegen abtreten sollten (und es geschah aufrichtig nur zu sehr), als dieses sein mußte von Dänemarks Seite, da wollten die Norweger nicht einem fremden Beherrscher huldigen. Prinz Christian, ein tugendhafter Mann, war ihr Liebling geworden, er war Erbe von Norwegen. Das Volk, sonst so ruhig duldend, zeigte sich stürmisch wild. Viel Blut wäre geflossen. Prinz Christian hinderte dieses; daß er nicht an sich dachte, ist sicher. Sein theuerstes Pfand ließ er hier zurück, seinen einzigen Sohn. Er liebt dieses schöne Kind leidenschaftlich und fühlte es schmerzlich, daß er sich von seinem Sohne trennen mußte, sich selbst vergessend; er hat oft rührend darüber geschrieben, wie er sich in Norwegen einsam und verlassen fühlte. Die Herren Commissäre von den alliierten Mächten haben ihn nun gesehen und ihn kennen gelernt; auch seinen Gegner sahen sie in der Nähe, mehr kann ich nicht sagen. Auch in Deutschland war er. Nun hat die blutige Scene ihren Anfang genommen. Gott wird Alles lenken und zum besten Ziel führen. Daß Norwegen nie mehr

Dänemark gehören wird, davon bin ich ſicher, und daß wir es hier nicht mehr wünſchen, iſt wahr; doch will der ſchwediſche Kronprinz das Gegentheil behaupten. Ach wäre der edle Herzog von Auguſtenburg noch am Leben, er ertrüge es nicht; er iſt im eigentlichen Sinn daran geſtorben, ſein Herz war ihm gebrochen; er konnte es nicht überleben, Dänemark ſo verkannt zu wiſſen und Norwegen ſo aufgeopfert zu ſehen; er war zu warm für dieſe Sache, und noch ſind wir gedrückt und werden verarmt im Augenblick, wo ganz Europa auflebt und ſich der neuen Exiſtenz erfreut. Dieſes iſt das ſchmerzlichſte Gefühl in unſerer jetzigen Lage. Ihre edle liebenswürdige Großfürſtin, die unſere Königin kannte, die würde dieſes alles einſehen, wäre ſie in der Nähe. Ihr erhabener Bruder kann nicht Dänemarks Untergang wollen, auch nicht vorziehen den franzöſiſchen Prinzen, der es laut ſagt, wie groß ſeine Pläne in der Zukunft ſind. Er wird keinen Nachbar ruhig dulden; er iſt ein Zögling der großen revolutionären Schule. Sie fragen, wie unſer Freund der Herzog ſeine edle Bahn verließ? ganz ruhig und heiter; er ſprach nicht vom Tode und ſchlummerte ſanft hin! Ich hatte einen Brief von ihm zwölf Tage vor ſeinem Tode; er fühlte ſich krank, doch keine Gefahr ſchien er zu ahnen. Als er den zweiten Poſttag ſich matt fühlte, bat er die Herzogin, mir zu ſchreiben (die letzten fünf Jahre ſchrieb er mir jeden Poſttag, obgleich ich nicht immer antworten konnte, da ich oft nicht wohl war). Seine Gemahlin glaubte, wie es die Aerzte ſagten, es würde vorüber gehen; ach, nur zu kurz dauerte ihre Hoffnung! Die Prinzeſſin Karoline, die einzige achtzehnjährige Tochter, war untröſtlich; ſie iſt ein wahrer Engel, unſchuldig, ſchön und gut. Die beiden Prinzen weinen noch am Grabe des geliebten Vaters; der älteſte iſt fünfzehn oder ſechzehn Jahre alt. Ihre Herzensausdrücke, Liebe, bei der Gelegenheit haben mich bis zu Thränen gerührt. Auch Luiſe hat unſern Verluſt empfunden. Der Herzog liebte ſie als junges Mädchen ſo väterlich und ſchrieb mir einſt, als er ſeine Tochter wieder ſah: „Ich hoffe, ſie wird mit Ihrer Louiſe

Aehnlichkeit haben. Dieſes iſt Alles geſagt.“ Er war ſonſt ſtrenge im Urtheil.

Was Sie mir über Ihren älteſten Sohn ſagen, iſt erfreulich. Den Namen Schiller wieder aufleben zu ſehen, wäre für Deutſchland eine große Hoffnung. Daß er mit Fleiß ſtudiert, wird er nicht bereuen. Solche Bande ſind nicht Feſſeln; ein ſtrebender Geiſt bedarf dieſe Geſetze der Nothwendigkeit. Sie kennen vielleicht den Baron Steigenteſch perſönlich. Seine Werke kannte ich bis jetzt zu wenig. Er war hier als Commiſſär für Norwegen; ſehr intereſſant iſt er im Umgang; lebendig und originell, ganz Weltbürger; der weiß Schiller zu ſchätzen! Der Baron Martens hat ſich als preußiſcher Militär gut gezeigt; ſein eiſernes Kreuz ſtand ihm gut. Für Preußens Krieger habe ich einen großen Reſpekt. Martens war auch Commiſſarius in Norwegen. Auch er fand an dem Prinzen Chriſtian einen rechtlichen, edlen Mann. Wie es eigentlich jetzt in Norwegen ausſieht, wiſſen wir hier am wenigſten. Viele verſchiedene Erzählungen ſind im Umlauf. Einige denken ſich dabei einen Leonidas an den Thermopylaen; auch an die Pyrenäen denkt man. Ach, Spanien kann man nicht mehr nennen! Wie zeigt ſich dieſer König! Nachdem er unſichtbar für Spanien als ein Schutzengel ſchien; einen ſolchen erbärmlichen Anfang ſah man noch nicht, nach ſolchen großen Thaten.

Wellington, der wahre Held, ahnete nicht dieſes. Wird er nicht einſt den König von Frankreich retten? Stünde der in Norwegen, dieſes Volk zur Seite, dann —

Wir haben einen engliſchen Geſandten hier, der ſchon gefällt, da er Vieles für ſich hat und nicht dieſen Stolz der Inſulaner zeigt, doch hat dieſer abgenommen, ſeitdem die wahre Größe ſiegte. Nennen Sie einmal Goethe, wie arbeitet er an dieſem letzten Buch? Wie weit kann er gehen, wird er ſich nicht zuletzt wie Moſes in der Wolke verbergen? In der Höhe bleibt er uns, und ſo zu verſchwinden nachher, wäre vielleicht wünſchenswerth. Daß er Lavater ſo anziehend fand, hat mir Freude gemacht. Auch ich machte mit

Lavater eine Reise, um ihn fest zu halten. Unsere Ueberfahrt über den großen Belt werde ich nie vergessen. Die See war ihm ein neues Element; auch ward er neu begeistert und riß uns hin. So hätte ihn Goethe sehen sollen. Ein Kriegsschiff betrachtete er wie ein Wunderwerk, so wie ein Kind ein inneres Uhrwerk betrachtet.

Charl. Schimmelmann.

So eben höre ich, daß bei Moß in Norwegen blutige Auftritte waren. Die Schweden haben mehrere Tausend verloren, worunter bekannte Grafen, Barone. Zweitausend Gefangene sollen die Norweger gemacht haben in der Affaire. Die Erbitterung war so groß, daß der norwegische König Christian sein Leben wagte, damit er die Gefangenen rettete!

Ein Amazonenchor von dreihundert Frauen ist errichtet; sie haben Wunder gethan. Drei Töchter eines norwegischen Predigers, Pihl genannt, führten sie an; die eine, eine wahre Johanna, die sich so rühmlich als Heldin auszeichnete, diese ist gefallen! Ein schöner Tod fürs Vaterland!

Die schwedischen Truppen sind schön, sind gut gehalten, brillant. Der königliche Prinz von Schweden rechnete so sicher auf den Sieg! Sie gestehen es, daß die Norweger wie die Löwen fochten.

Vielleicht bringt Graf Bernstorff diesen Brief. Sie werden an ihm einen edlen Mann sehen. Er geht nach Wien zu seinem Bruder.

Kopenhagen, den 24. April 1815.

Daß ich noch vor meinem Ende Ihre mir so liebe Hand sah, von Ihnen so freundschaftlich erinnert wurde, hat mich innig erfreut und getröstet. Noch wußten Sie nicht, daß Napoleon wirklich gefallen war. Die großen Auftritte in Paris, sein Schwanengesang, als er am 27. März erzählt, daß Alles aus war, es war aus, als Paris sich deklarierte. Ach, daß der edle deutsche Schiller nicht dieses sah, nicht diese Befreiung der Welt mit uns theilte!

Oehlenschläger war nie ein Dichter *seiner* Zeit; er steht nur im vergangenen Leben, es thut mir leid; *unser* Moment ist so groß, er fühlt es, aber es ist, als gehörte ihm nicht dieser Augenblick.

Nun hat das Blutvergießen ein Ende, wir wollen es zu Gott hoffen. Hier im Norden sind noch schwere Wolken, die drohen! Norwegen wurde weggegeben, und ganz aufrichtig geschah es Alles, leider, nothgezwungen. Nun wollen die Norweger nicht Schweden werden, sie sind wie die Spanier ihrem alten Königsstamm getreu, sie sind Bergbewohner, fest wie ihre Felsen. Der Prinz Christian ist edel, ist wahrhaft und gut; er konnte sie nicht verlassen, weil sie ihn nicht loslassen wollten. Er ist kein Avanturier, point un ambitieux ordinaire.

Er ist religiös, im strengsten Sinne gottesfürchtig; sein Herz blutete gewiß, als er, seinem König nicht gehorchend, sich hingab. Sein einziger Sohn, ein schöner Knabe von fünf Jahren, sein *Alles*, dieser ist hier noch geblieben. Der Prinz ist ganz allein in Norwegen. Er, der nie ohne Familienverhältnisse lebte, wo er sich so treu und liebend immer zeigte, er hat nicht aus Egoismus sich entschieden, an der Spitze des norwegischen Volkes zu bleiben; angebetet ist er von Allen dort. Er vereinigt viele seltene Eigenschaften; eine schöne Gestalt, groß, jugendkräftig, sehr beredt. Diese Beredsamkeit ist ihm angeboren, eine feine Bildung; doch, betrachten wir ihn *nur* als Dänen, so müssen wir klagen, und ein wenig für die Zukunft fürchten. Doch die Wahrheit zu sagen, ein solcher *ganz* französischer Held, sollte der noch seinen Zauberstab halten und Alle blenden?

Welche große Begebenheiten, Liebe! Wie ist Gottes Hand so sichtbar, so mächtig! Wie kurzsehend sind wir! Wir wollten Napoleons Fall in Moskau sehen; er mußte aber da gedemüthiget werden, wo er — doch ich höre damit auf. Gott gebe uns Allen Frieden und Ruhe! Verzeihen Sie die Eile dieser Zeilen.

Der Frau von Staël letztes Werk sah ich nicht; wir waren

hier ſo getrennt, ſo bloquiert, von Eis und Schnee umringt. Nun iſt der Frühling da, auch die Blüthen wird er uns bringen.

Von meinem Mann viele herzliche Empfehlungen. Auch er hat gelitten; die Zeiten waren nicht die ſeinigen; nun hofft auch er für die Menſchheit Linderung!

Charl. Schimmelmann.

Die gute Frau Brun, die ſo ſehr ſchlecht war, iſt nun ganz beſſer, Gottlob!

Daß Fichte uns jetzt verſchwand, hat mich innig betrübt und gerührt.

Was macht Goethe, der Unſterbliche? Werden wir nicht ſeinen dritten Theil bald haben? Den vierten, fünften, bis zum fünfzigſten gerne!!

II.

Frau Sophie Baggesen.

Kopenhagen, den 18. Februar (1792).

Wie kann ich Ihnen unsere Freude beschreiben, meine Theure! über die Hoffnung, Sie vielleicht schon im Frühling hier zu sehen und über die lieben herrlichen Briefe Ihres Mannes, über seine immer bessere Gesundheit, eigentlich über die ganze, schöne, Freuden bringende Begebenheit, die uns einander so sehr näher bringt. Wer hätte doch gedacht, daß aus unserer kurzen Erscheinung bei Ihnen, aus unsern, bei mir und Baggesen wenigstens leisen, aber lebhaften Wünschen, uns doch näher bekannt zu werden, eine Vereinigung entstehen würde, wie die unsere mit Ihnen; da fast das nämliche Schicksal uns an dem nämlichen Ort, in eben dem nämlichen Zirkel uns verbindet, der uns so glücklich macht, und Sie gewiß nicht weniger erfreuen wird. Und die Vereinigung, um sie ganz herrlich zu machen, haben wir Niemanden als dem Schicksal zu verdanken, und Ihnen, da Sie uns Beide so viel Liebe und Achtung einflößten, daß wir nicht anders als oft und viel von Ihnen sprechen mußten.

Der große rührende Brief von Ihrem Mann hat mir aber am deutlichsten erklärt, daß es so und nicht anders sein mußte. Mit der innigsten Bewunderung sah man ein, wie genau sein

voriges Schickſal mit dem künftigen zuſammenhängt, wie unumgänglich nothwendig dieſe Ruhe hier in Dänemark für ihn iſt. Wir konnten nicht anders als mit Entzückungsthränen ausrufen: Gottlob, daß das für Schiller geſchieht, was er ſo ſehr wünſchen mußte, was er ſo ſehr nöthig hatte.

Nur eine faſt eben ſo nothwendige Begebenheit fehlt noch, um uns ganz glücklich und ruhig über das Schickſal eines ſo verdienſtvollen Mannes zu machen, welche iſt, daß Reinhold auch würde hieher kommen. Doch dieß iſt vielleicht im Buche des Schickſals ſchon geſchrieben, nur ſpäter, nur anders; aber gewiß an unſerem Eifer ſoll es nicht fehlen; es iſt zu ſchmerzhaft für ihn, bei dieſen ſtrengen Geſchäften lange ohne ſeinen beſten Freund zu leben. Und o wie ſchön wäre es, wenn wir drei Freundinnen bei einander wären! — Doch wir müſſen nicht zu viel auf einmal wünſchen. Dieſe Erde verträgt nicht ſo viel Genuß!

Sie haben wohl recht, meine Liebe, ſich zu freuen auf die Bekanntſchaft von dem Hauſe Schimmelmann. Der wahrhaft ſublime und doch ſo kindlich liebliche Graf Schimmelmann wird Ihnen und Ihrem Mann unendlich gefallen, ſowie auch ſeine zarte, liebenswürdige Charlotte. Sie freuen ſich mit wahrer Sehnſucht auf Sie und Ihren ſchon ſo angebeteten Mann. Ich ſehe ſchon das lieblichſte Leben vor mir, wenn Sie kommen. Aber wann können, wann dürfen wir dieß mit Gewißheit hoffen? O wie werden wir uns freuen, den edelſten Freund und die lieblichſte Freundin in Ihnen Graf Schimmelmann zu präſentieren!

Und wenn ich von mir ſprechen darf, ſo muß ich Ihnen frei geſtehen, daß ich ſehr eine eigentliche Freundin hier bedarf. Oft weine ich bittere Thränen über die Einzige! Beſte! die ich verlaſſen mußte, und die noch keine erſetzen konnte. Das nämliche Schickſal, das uns aber hier verbinden wird, wird allein ſchon viel dazu beitragen, was mein Herz ſo ſehnlich wünſcht, nämlich eine in Ihnen zu finden, ohne die ich im Paradieſe ſelbſt nicht leben kann.

Mein Mann, der beſte, beſte Mann, vereiniget mit mir dieſe

Wünſche und freut ſich nicht weniger innig auf Schiller, als ich auf ſeine Charlotte.

Erlauben Sie mir, daß ich noch ein paar Worte zu dieſem hinfüge, und das in einem wahren Matronenton über die Art, wie es hier zu leben iſt. Ich werde Ihnen müſſen Langeweile machen, aber ich kann mich nicht enthalten, denn ich weiß, wie gerne ich Anweiſungen auch von der pedantiſcheſten Perſon angehört hätte, ehe ich hierher kam. Ich mußte Alles theuer erfahren. Vielleicht haben Sie ſie aber nicht nöthig, ſo werfen Sie nur dieß Blatt fort, ich werde es Ihnen nicht übel nehmen. Nur ein paar Worte — die ſind:

Wenn Sie hieher kommen, ſo nehmen Sie Alles, Alles mit, was nur zu nehmen iſt; denn es iſt hier Alles unbeſchreiblich theuer; inſonderheit Linges, Meubles, Porcellain ꝛc. Sonſt iſt die Lebensart hier ſehr ſimpel. Aber was nothwendig zur Haushaltung gehört, was das feinſte und Ihnen am liebſten iſt von Ihren Hausgeräthen, nehmen Sie mit u. ſ. w.

Was ich aber am meiſten wünſche, das wäre, daß Sie entweder im Mai oder im Juli kommen möchten, weil ich wahrſcheinlich Ende Mais niederkommen werde und Ihnen dann im geringſten nicht behülflich ſein würde. Sie können vielleicht in unſerem Hauſe logieren, wo es ſcharmant iſt, wenn unſer Freund Moltke ſein Logis quittiert. Er hat vier gute Zimmer mit dem des Bedienten.

Jetzt will ich für dießmal genug commeriert haben. Sonſt ſchreckt es Sie ganz ab, länger zu ſchreiben Ihrer Sie ſo ſehr liebenden

Sophie Baggeſen.

Seeluſt, den 19. October (1792).

Liebe, liebe, beſte Freundin!

Lange, lange ſchon, den Augenblick gleich, als ich Ihren rührenden, allerliebſten Brief erhielt, wollte ich zu Ihnen fliegen,

um mit Ihnen über das Uebelſein Ihres Mannes zu trauern, oder wenigſtens in einem Brief Ihnen mein Herz zu ergießen; aber dieſen glücklichen Moment verſäumte ich, und hernach fand ich wegen meines und meiner Kinder Uebelbefindens keine Zeit mehr. Auf dem Lande freilich in Sophienholm bei der Brun erholten wir uns ſchon, aber doch nur ſo, daß ich nicht nach Herzensluſt ſchreiben durfte. Als ich aber ſo wohl war und Alles thun durfte wegen meiner ſchwachen Bruſt, die durch die Landluft und Kuhmilch wieder ganz hergeſtellt wurde, ſo fanden wir bei unſerer Zurückkunft nach Hauſe Alles in einer ſo abſcheulichen Unordnung, daß wir unſere liebſten Geſchäfte aufgeben mußten, welches iſt, an Schiller und Reinhold, und ſo bei mir an deſſen Charlotte und Sophie zu ſchreiben. Aber, meine Geliebte, deſto mehr lagen Sie unſeren Gedanken und Empfindungen nahe. Aber ich denke, wir müſſen darauf Verzicht thun, Sie hier zu ſehen, weil ihr Mann wegen ſeiner Unpäßlichkeit nicht gern den Ort verändern und ſich in einem Lande etablieren will, wo er ſich durchaus mit der Sprache bekannt machen und ſich in eine ganz neue Lage verſetzen müßte, mit einer nicht ganz friſchen Geſundheit. Aber wir thun doch nicht ganz Verzicht darauf, Sie noch dieſen Frühling zu ſehen. Wir werden Sie beſuchen, wenn Sie uns nicht beſuchen wollen. Denn der Prinz iſt ſchon ganz entſchloſſen, Baggeſen für eigentliche Geſchäfte reiſen zu laſſen. Graf Sch. freilich auch; nur dauert es ihn zu ſehr, ſeinen wahrhaften, ſelbſt einzigen Freund in dieſer Art zu verlaſſen, als daß er gerne davon ſpricht. Wir ſind eben bei ihnen, weil wir gerne noch auf dem Lande den freilich kalten Herbſt genießen wollten....

Aber, auf Ihren Brief zu kommen! Meine Beſte! Wie ſehr bedaure ich Sie, daß Sie einen kleinen Grad von dem einzigen Uebel empfinden müſſen, das zwei ſo liebende Seelen, wie Sie und Ihr Mann ſind, treffen kann. Denn Alles iſt Seligkeit, was zwei harmoniſche Seelen mit einander zu ertragen haben, ſollte es auch das Unangenehmſte, Unerträglichſte für andere

gleichgültige Menſchen ſein; nur das kann ihnen fatal ſein und ſie ein wenig entzweien, wenn die feindſelige Krankheit und ihre jüngere Schweſter Unpäßlichkeit unter ſie kommt. Da iſt es, als wenn wir verzaubert wären.

Wir haben es leider auch erfahren. Ich war es aber, und nie iſt B. dann ſo böſe auf mich, als wenn ich krank bin. Er ſchmält mich recht, als wäre ich ſchuld an dieſem Beſuch; denn den mag er gar nicht. Und welch eine Angſt für mich, wenn er es iſt! Aber, meine Liebe, ich möchte doch nicht ihn für einen Herkules an Geſundheit vertauſchen; denn dieſe Harmonie! dieſe Harmonie, dieſer Geiſt, der freilich durch ſeine Aktivität den Körper ſchwächt, aber ihn für Ewigkeiten belebt, iſt millionenmal mehr werth als alle unzerſtörbaren Geſundheiten. So wird es Ihnen gewiß auch ſein, meine Beſte! Daß Sie aber deswegen nicht hieher kommen, kann uns ſelbſt angenehm werden, weil wir wahrſcheinlich im Frühling verreiſen. Da können wir dann, meine Liebe, wieder gut machen, was das Schickſal gegen uns Beide verdorben hat, da können wir Sie beſuchen, freilich nicht für lange, aber wie wird es mir ſein, die durch's Sehen genauer kennen zu lernen, die mir in dieſen wenigen Augenblicken ſchon ſo theuer geworden iſt, und die durch die Abweſenheit ſelbſt mir ganz zur Freundin geworden iſt. Und die liebe, gute Reinhold, die uns ſo ſchweſterlich aufnahm, mit welch einer Freude werde ich ihr meinen Jungen zeigen und ihr ſagen: ich bin auch Mutter! Ich bin jetzt über das arge Schickſal, daß Sie nicht nach Dänemark kamen, ſo froh, weil es uns ſonſt viel zu wehe thäte, es zu verlaſſen; es iſt freilich nicht ganz recht, denn wir ſollten uns freuen für Andere, die hier Ihre Geſellſchaft genießen würden, und die es wahrlich ſehr werth ſind. Denn meine Anhänglichkeit an die Freunde hier geht ſo weit, daß ich mich faſt nicht auf unſere Reiſe freue und ſie wenigſtens nicht thun möchte, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, ſie wieder zu ſehen. Wohin und wofür wir gehen, werde ich Ihnen in einem andern Brief erklären.

Das Einzige und das Beſte iſt gewiß: B. bringt mich in die Schweiz zu meinen Eltern, und von da geht er, wohin ſein Reiſeplan ihn führt. Die ganze Reiſe iſt aber noch ein Geheimniß.

Der gute Graf Schimmelmann und ſeine liebenswürdige Frau, bei denen wir jetzt ſind, mögen nicht gerne daran denken. Ich wahrlich auch nicht.

Leben Sie wohl!

Ihre

Sophie.

Gott gebe, daß Schiller beſſer ſei und Baggeſen ein wenig ſchreiben möge; er wünſcht es ſo ſehr; es könnte ihn vielleicht aufheitern.

Was ſagen Sie zu Frankreich? Welch ein Triumph der Freiheit und der herannahenden Vernunft! Wie müſſen die Könige vor ihnen ſinken! Man ſpricht nichts und hört nichts als Frankreich; es iſt auch das Edelſte, was ſo allgemein gedacht worden iſt. Wie wird der Autor von Don Carlos ſich freuen!

Bern, den 10. Januar (1794).

Liebe, beſte Freundin!

Die Bekanntſchaft mit Mathiſſon und ſeiner liebenswürdigen Frau hat mir viel Freude gemacht.

Wie machts die Reinhold mit ihrem Kinde? Die wunderbare Frau ſchreibt mir von Allem, nur nicht darüber, auch kein Wort von ihren Kindern. Von Reinhold, dem Freund aller Freunde, erhielt ich einen herzlichen Brief; er ſagt mir doch, daß ſeine Kinderchen wohl ſind, welche Verſicherung, ſo platt ſie auch ſcheint, wenn man ſie hinſchreibt, ſehr dem Freunde wohl thut.

Du weißt gewiß wohl, daß Erhard als Doktor einen Ruf nach Philadelphia bekommen hat und dieſen Frühling dahin abreiſen will? Ob und wie er ſeine kränkliche, ſchwächliche Frau und Kind mitnehmen wird, weiß ich nicht.

Herr Mathiſſon freut ſich eurer Bekanntſchaft, und ich bin

ſicher, daß dir die ſeinige auch Freude machen wird. Auch hoffe ich, wird er dich, liebe Charlotte, angenehm erinnern

Deiner

Dich beſtändig treu liebenden
Sophie Baggeſen.

Stuttgart, den 3. März 1795.

Liebſte Freundin!

Schon bin ich an dem Ort deines angenehmen Aufenthaltes mit Schiller und deinem holden Knaben und bald werde ich in den Grenzen und in der Nähe deines jetzigen Aufenthaltes wieder ſein und ſo bald wie möglich in deine freundſchaftlichen Arme fliegen.

Wir reiſen freilich durch Gotha mit unſerer lieben (Lotte) Wieland, die wir glücklich und wohlbehalten ihren Eltern wieder bringen. Ich werde mich dort in der darauf folgenden Abweſenheit meines Mannes, der nach Paris von da reiſet, die ganze Zeit aufhalten und bin nichts deſto weniger gewiß, daß wir in der Zeit oft die Freude haben werden, einander in dieſer Nähe zu beſuchen.

Nun aber, meine Beſte, bei der ſüßen Vorahnung unſeres Wiederſehens, ſchreibe ich dir dieſe Zeilen und fühle mich ſchon weit glücklicher mich in der Stadt zu finden, die ein ſo angenehmer Aufenthalt für dich war. Den Augenblick erhalte ich ein ſehr liebliches Billet von Baroneſſe v. Wolzogen, deiner dir ſo theuern Schweſter. Ich eile mit Baggeſen hin und werde nach Herzensluſt von ihrer ſo lieben Schweſter ſprechen können und Nachrichten von ihr einholen. Die liebe Lotte W. iſt ſehr unpäßlich und kann zu ihrem Herzeleid nicht mit uns hin.

Weimar, den 13.

Nun ſind wir endlich nach überſtandenen Gefahren und großen Beſchwerlichkeiten, auch nach vielen Freuden, die wir durch die

Bekanntſchaft deiner herz- und geiſtvollen Schweſter (hatten), glücklich in dem Schooße der beſten und theuerſten Familie angekommen, wo unſere Lotte ihren theuren Vater, und wir an ihm unſern beſten Freund, und ich möchte ſagen, auch Vater, wieder ſo wohl, erfreut und liebenswürdig wieder fanden. O welch ein Jubel war dieſe Ankunft, und welche himmliſche Thränen gab es bei dieſem herrlichen Wiederſehen! Die würdige Mutter, alle Geſchwiſter waren ſo herzlich gerührt und erfreut; nichts ging aber über den Anblick, als der Vater nach Hauſe kam, wie er ſeine wieder erhaltene theure Tochter in ſeine Arme ſchloß. Sie waren beiderſeits ſo ganz glücklich. Wir ſind es auch, denn wie kann man anders als ſelig in dieſem für Kopf und Herz ſo intereſſanten Hauſe ſein? Nun ſteht uns dieſe nahe Trennung bevor, die B. ſchleunig nach Paris führen muß. Ach, wäre ſie doch ſchon vorbei, dieſe fatale Reiſe für mich; doch ſie konnte nicht früher geſchehen, denn er erhielt den Auftrag erſt in Zürich. Und wir konnten nicht in der ganzen Abweſenheit ſo lange noch von Weimar entfernt bleiben. Auch danken wir dem Himmel, daß wir dieſen Weg zurück haben, denn dieſer war das Wichtigſte. Das Uebrige wird der Himmel wohl auch am wohlthätigſten fügen. So froh ich aber auch bin, nicht mehr den Weg zurück nach der Schweiz zu machen, ſo unvergeßlich werden mir auch meine Freunde in Bern und noch mehr die äußerſt liebenswürdigen Bekanntſchaften in Zürich bleiben.

Ich hoffe und bin faſt gewiß, dich entweder mit B. oder ohne ihn in Jena oder ſogar in Weimar ſelbſt zu ſehen.

Ewig deine

getreue Freundin

Sophie.

Weimar, den 12. April (1795), Sonntag Morgens.

Liebſte Freundin!

Ich habe ſchon ſeit ein paar Poſttagen einen Brief liegen von der Gräfin Schimmelmann, der allein dafür geſchrieben ſcheint,

um deinem Schiller einen angenehmen Augenblick zu machen. Es war gleich mein erster Gedanke, wie ich ihn las, wie würde es Schiller freuen zu sehen, wie eine so liebenswürdige und schätzbare Dame, wie die Gräfin Schimmelmann, mit ihm so harmonisch denkt und ihn zu schätzen weiß. Ich wollte ihn sogleich schicken, aber es hielt mich ein starker Schnupfen von allem Schreiben ab. Und hernach mußte ich Briefe an und für Baggesen zu seiner Beruhigung schreiben, so daß ich so spät damit komme, da er schon durch den Kleinen (Karl) verunglückt ist und deinem Manne vielleicht nicht so Freude macht, wie ich im ersten Augenblick dachte. Ich mußte das Uebrige wegreißen, weil es dich nicht interessieren konnte; aber um einen finstern Augenblick zu verdrängen, wenn ja dein Mann eines fähig ist, würde der Brief vollkommen seinen Zweck erreicht haben.

Wieland ist so munter und froh, daß er ganz vergnügt scheint.

B. kann vielleicht jetzt nicht nach Paris, so daß er früher zurückkommt und wir desto früher auch nach Kiel reisen.

Sophie Baggesen.

III.

Frau Ida Brun,

geborne Münter.

Sophienholm bei Kopenhagen, den 22. Juni 1799.

Darf eine beinahe Unbekannte und vielleicht ſchon ganz wieder Vergeſſene ſich Ihnen mit einer kleinen Mühwaltung nahen? Daß Ihre liebenswürdige Freundlichkeit nie vergeſſen bei mir iſt, beweiſe Ihnen der Muth, den ich habe, mich mit meinem Kindlein an Sie zu wenden, Sie bittend, die kleinen Hülfloſen heimlich dem Gemahl in die lorbeerumſchattete Wiege des Muſenalmanachs für das zukunftvolle Jahr 1800 zu legen.

Wie leben Sie in Ihren attiſchen Gefilden? Alle Götter haben über euch gewaltet und den Flammen der Zwietracht und Verheerung gewehrt — einige philoſophiſche Scharmützel abgerechnet, auf daß doch nicht die Waffen aller Art roſten.

Wann kommen Sie einmal zu uns? Unſere buchenumkränzten Seen ſind ſchön, und der Himmel dieß Jahr hier milder, als im Süden.

Wir Menſchen ſind recht gut — und Ihr könntet wohl mit uns zu Werk ſtellen, was Apoll mit den Arkadiern.

Leben Sie wohl, liebe Gütige, und ſagen Sie mir durch eine Zeile, daß Sie Brief und Einlage empfangen.

Die Musik des Alprösleins spielen Sie dem Gemahl vor; sie ist einzig schön.

Der Componist ist Schulzens geliebter und einziger Zögling.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Kopenhagen, den 6. November 1804.

Ihnen darf ich es wohl sagen, liebe und liebenswürdige Frau des großen Dichters, mit welchem innigen, nie gefühlten Entzücken ich Schillers Wilhelm Tell las und empfand! Es ist dies Stück so in mein Herz, so aus meiner Seele geschrieben; diese Schweizer sind so ganz meine — meine mit tausend Thränen, mit brennenden Thränen des Herzens beweinten Schweizer. Ich war so ganz mit Empfindung und Einbildungskraft daheim bei Lesung dieses Meisterstücks der Kunst, die zur Einfalt und Wahrheit geworden, daß ich die Stunden, in denen mein Sohn es mir vorlas, mit zu den genußreichsten meines Lebens rechne. Die beigefügten Compositionen sind von dem berühmten Klavierspieler und Componisten Weise, des unsterblichen Schulz einzigem Schüler. Er ist wie Kind in meinem Hause, und ich darf sagen, er ist der einzig Fähige, den musikalischen Theil des Wilhelm Tell zu übernehmen. Seine Einbildungskraft ist hoch und kindlich, und die Töne seiner Phantasie so neu als reich. Er ist ein Alpenkatarakt von Harmonie. Dieser Genius aber ist träge, wo er sich mit Zeichen darstellen soll, unerschöpflich im Phantasieren, allgemein bewundert in den Werken, die das Publikum kennt; ein so gelehrter Theorist, als korrekt seine Composition. Solcher ist Weise.

Nun bitte ich Sie, Ihrem Gemahl diese beiden Romanzen (aber ja recht einfach) vortragen zu lassen. Gefällt ihm der Geist des Tonkünstlers, so würde, glaub' ich, ein Wort der Aufmunterung ihn beflügeln. Er bedarf dessen in unserem kunstarmen Lande,

wo dem Genie die Flügel abfrieren, oder doch, von ſchweren Nebeln durchnäßt, kraftlos darnieder ſinken.

Denken Sie mit Güte mein. Mein Daſein iſt ein unabgebrochenes Gewebe von Leiden, und keine Hoffnung, daß es je unter dieſem eiſernen Himmel anders werde! Auch habe ich gelernt, mein Daſein nur in der Zukunft in meinen edeln Kindern zu fühlen.

Adieu, liebe Gute! Laſſen Sie mich durch ein paar Zeilen wiſſen, daß Sie dieſen Brief empfangen haben.

Friederike Brun,
geb. Münter.

Dieſe Ballade iſt mein letztes Gedicht, das einzige, das ich ſeit meiner Zurückkunft machte. Dieſe Ballade nebſt der Melodie ſind noch nicht bekannt; darf ich ſie Ihnen ſchenken?